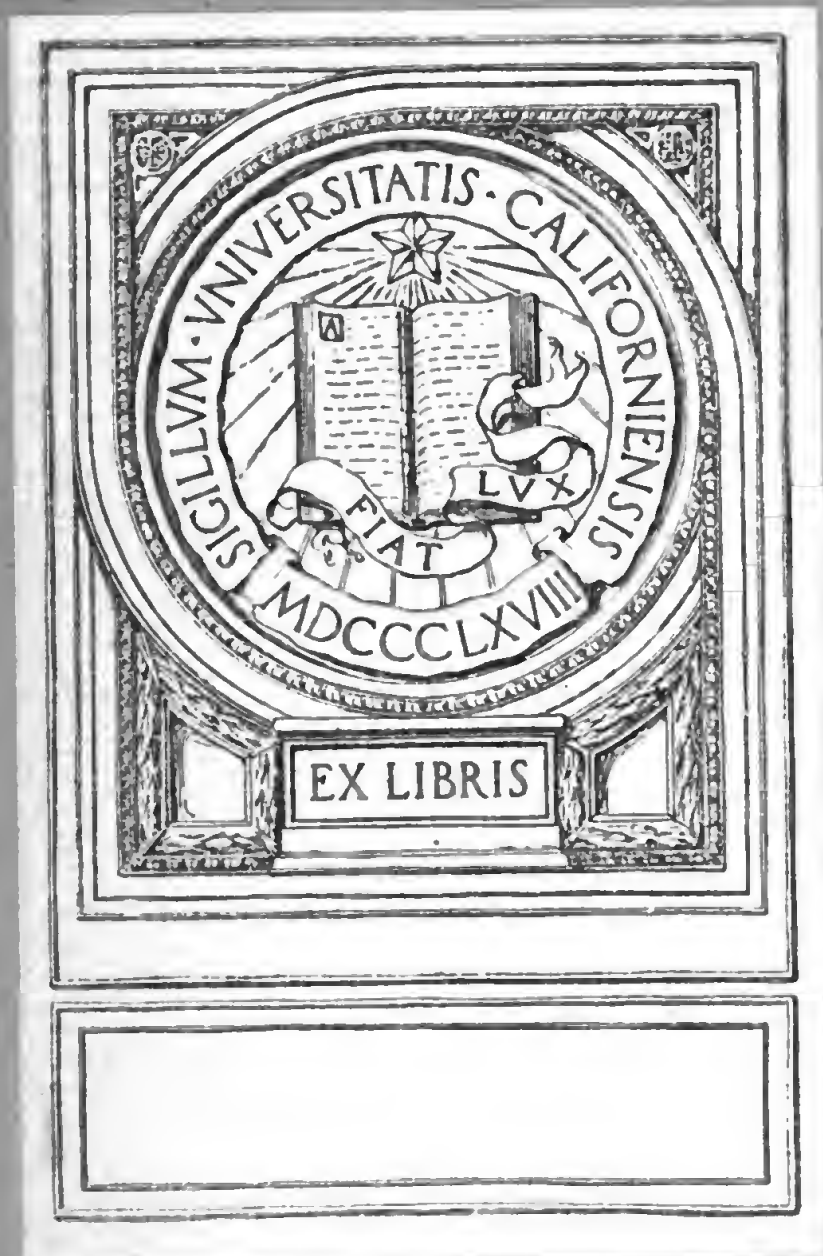
UC-NRLF
B 3 144 925

Digitized by Google


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Historisches Taschenbuch.

Vierte Folge.

Erster Jahrgang.

UNIV. OF

Historisches

Taschenbuch.

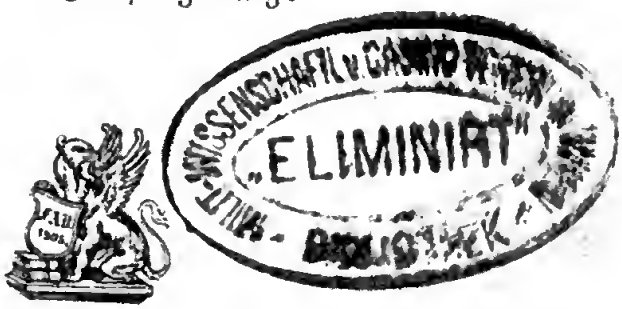
Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Vierte Folge.

Erster Jahrgang.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1860.

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

D2
H8
Ser. 4
v. 1

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Die Mönchsrepublik des Berges Athos. Von Karl Nathanaël Pischon 1

Der brabanter Hof und eine brüsseler Revolution im 15. Jahrhundert. Von Franz Löher 89

Giovanni Rosini. Von Alfred von Reumont . . 159

Ein Schuß im Walde 1603. Von Karl von Weber 219

Der evangelische Sagenkreis. Ein Beitrag zur Geschichte der religiösen Dichtung und Kunst des Mittelalters. Von Eduard Kolloff 277

Ernst Christoph August von der Sahla 377

537806

UNIV. OF
CALIFORNIA

Die Mönchsrepublik des Berges Athos.

Geschildert nach einem den bedeutendern Klöstern dieses Berges im Jahre 1858 abgestatteten Besuche

von

Karl Nathanaël Pischon,
königl. preußischem Gesandtschaftsprediger zu Konstantinopel.

UNIV. OF CALIFORNIA

Die längſt gehegte Abſicht, den Berg Athos zu beſuchen und die in ihrer Art einzige Vereinigung von Mönchsklöſtern aus eigener Anſchauung kennen zu lernen, die ſich daſelbſt durch ſo viele Jahrhunderte als ſtärkſtes Bollwerk der griechiſch-orthodoxen Kirche erhalten hat, verwirklichte ſich mir während des Septembermonats 1858 auf unerwartete Weiſe. Herr Buchhändler Heinrich Brockhaus aus Leipzig, der um jene Zeit, von Aegypten, Paläſtina und Syrien zurückkehrend, einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in Konſtantinopel nahm, ſprach gegen mich den Wunſch aus, die Klöſter des Athos in Begleitung eines der Landesſprachen und Landesſitten kundigen Reiſegefährten kennen zu lernen. So kam ich mit ihm, denſelben Wunſch hegend, überein, die Reiſe nicht länger aufzuſchieben und den intereſſanten Ausflug während eines mir in meiner Amtsführung bewilligten Urlaubs gemeinſam mit dem Genannten zu unternehmen.

Ein franzöſiſches Dampfſchiff führte uns nach Salonichi, von wo wir uns vorgenommen hatten, zu Lande über die Chalkidike und die Sidirokapſia nach der Halbinſel des Athos vorzudringen.

Die große Unſicherheit, die während der Verwaltung des damaligen Paſchas in der ganzen Provinz Selanik

herrschte und von welcher eine Reihe blutiger Thaten, ganz in der Nähe der Hauptstadt ausgeübt, ein abschreckendes Zeugniß gaben, bewog uns jedoch den Seeweg vorzuziehen.

Auf einem kleinen dreiruderigen Fahrzeug (Πέραμα) umsegelten wir in erquickender Tagesfrische und mondhellen Nächten die jetzt fast gänzlich verödeten Halbinseln Pallene, heutzutage Kassandra, und Torone, heute Nikitas genannt. Die herrliche Fernsicht auf die thessalischen Randgebirge Olymp, Ossa und Pelion entschädigte das Auge für die Einförmigkeit der Küstenlandschaft, an der wir vorüberfuhren. Hier und da anlandend, entdeckten wir an einigen Stellen Reste von Hafenanlagen, jedoch nur im kleinsten Maßstabe und nicht mit Sicherheit auf die Zeiten des griechischen Alterthums zurückzuführen. Die einzigen lebenden Wesen, denen wir bei diesem Anlanden begegneten, waren einige Hirten und Bauern, die uns erzählten, daß sie zu den auf diesen Halbinseln belegenen Gütern (Μετόχια) der Athosklöster gehörten. Von Früchten und andern Lebensmitteln war bei ihnen nichts zu erhandeln, da sie behaupteten, selbst nur das Nöthigste für ihren Bedarf zu besitzen. Doch ließen sich unsere Schiffer nicht abhalten, den Weingärten, welche sie hier und da fanden, wie dies im Orient allgemein üblich ist, auch ohne Erlaubniß zuzusprechen. Uns Seefahrern wurde dabei die Zeit nicht lang, denn wir kürzten sie durch mancherlei ernstes und heiteres Gespräch und durch Lectüre, worunter die unsterblichen Gesänge des Dichters der „Odyssee" uns recht in die geeignetste Stimmung versetzten, den Zauber des Archipelagus mit seinen ältesten Bewunderern wiederzugenießen.

Am Abend des zweiten Tages ruderten wir an den durchklüfteten Felsenklippen vorüber, in welche die Halbinsel Torone ziemlich steil gegen Süden abfällt und am folgenden Morgen begrüßten wir bei aufsteigender Sonne die maje-

Digitized by Google

ſtätiſche Kuppe des Athosgebirges, das bald von Nebeln enthüllt in ſeiner ganzen, ungefähr ſechs deutſche Meilen meſſenden Ausdehnung vor unſern Blicken lag. Das Segment der weſtlichen Küſte dieſer Halbinſel, deſſen wir zuerſt anſichtig wurden, iſt unmittelbar am Uferſaum mit einer Reihe von Klöſtern beſetzt, die ſich von fern nur wie kleine weiße Pünktchen, aufgetragen auf der ſchwarzen ſich hinter ihnen erhebenden Bergwand, dem Auge darſtellten. Je näher wir herankamen, deſto raſcher wuchſen dieſe weißen Mauern, Thürme und Zinnen der Kloſterburgen empor, und als wir endlich an dem kleinen Molo des Landungsplatzes Daphne anlegten, ragte der mächtige Bau des auf hohen Felſen, mehr als 1000 Fuß über dem Waſſerſpiegel belegenen Kloſters Xeropotamu (Ξεροποτάμου) in überraſchender Großartigkeit vor uns in die Lüfte.

I.

Rundſchau über den Berg und ſeine Bewohner.

Es kann nicht meine Abſicht ſein, die Leſer durch eine ſich am Faden meines Tagebuchs langſam abſpinnende Erzählung zu ermüden, ſondern ich will die Ergebniſſe und Erlebniſſe unſers Aufenthalts, auf dem Mönchsberge, Geſchautes und Erkundetes im knappern Rahmen einiger Gemälde zuſammenfaſſen, aus denen das Weſentlichſte und Wiſſenswürdigſte über den gegenwärtigen Zuſtand der Athosklöſter und über das Leben auf dem Berge im allgemeinen ſich darſtellen wird.

Es iſt während unſers Jahrhunderts gerade von deutſchen Schriftſtellern, namentlich Fallmerayer, Griſebach und Zachariä über die Natur des Berges und ſeine Bewohner viel Treffendes bereits veröffentlicht worden. Was die Schilderung der Vegetation und der mineralogiſchen Schätze

dieser Hochwarte des Aegäischen Meeres anbetrifft, hat Grisebach das Beste geleistet. Die historischen Forschungen von Fallmerayer über die Ursprünge der Mönchsrepublik sind mit ebensoviel Gelehrsamkeit als Scharfsinn ausgeführt. Bei den gründlichen Studien, welche diese Fachgelehrten in den bezeichneten Beziehungen auf dem Athos machten, ist einem jeden, der sich hierin unterrichten will, nur anzurathen, sich an die „Fragmente aus dem Orient" und an die „Reise durch Rumelien" selbst zu wenden. Mein Hauptaugenmerk wird sein, die gegenwärtige Verfassung der Mönchsrepublik mit möglichster Genauigkeit zu schildern und nachzuweisen, in welcher Beziehung dieser Mönchsstaat in seinen verschiedenen Ständen und Gliedern zu der orthodoxen Kirche des Morgenlandes und zu der Außenwelt im allgemeinen steht.

Vergegenwärtigen wir uns denn zuerst die geographische und ethnographische Beschaffenheit der merkwürdigen Halbinsel, welche bei den Alten und in der Gelehrtenwelt den Namen des Athos, in der modernen Welt den des „heiligen Berges", neugriechisch ἅγιον ὄρος (daraus verstümmelt türkisch: aineros), oder italienisch: Monte santo führt. Das Athosgebirge erstreckt sich, wie wir schon sagten, in einer Längenausdehnung von ungefähr sechs deutschen Meilen zwischen dem Golf, der nach dem Berge selbst den Namen führt, und der offenen Meerbucht von Hierisso von Norden nach Süden in den Archipelagus. Die Natur hat durch eine schroffe Felswand, die Megali Wigla (Μεγάλη Βίγλα) oder hohe Warte, das Gebirgsland dieser Halbinsel von der Fläche der Chalkidike abgeschnitten. Hierdurch wurde es möglich, daß Xerxes den bekannten Versuch machen konnte, die gefährliche Umschiffung des Athosvorgebirges, an dem die erste gegen Griechenland geschickte Flotte zerschellt war, dadurch zu vermeiden, daß er einen Kanal direct aus der Bucht von

Hierisso in den Golf des Montesanto oder um die classischen Ausdrücke zu gebrauchen, aus der Bucht von Akanthus in den Singitischen Meerbusen leiten ließ. Fallmerayer hat nachgewiesen, daß, wenn auch von diesem Kanal gegenwärtig keine Spuren mehr sichtbar seien, doch die Gegend selbst in dem Namen Provlika (slawisch: der Durchstich) noch das Andenken an sein Vorhandengewesensein bewahrt. Von der Megali Wigla aus erhebt sich das Gebirge in einer durchschnittlichen Kammhöhe von 1 — 2000 Fuß, anfangs von zahlreichen und breiten Querthälern durchsetzt, deren üppiger Graswuchs den englischen Reisenden Curzon an die schönen Rasenteppiche englischer Villen erinnerte. Das Gebirge zieht zunächst von Nordwest nach Südost, wendet sich aber etwa zwei Meilen südlich von der Megali Wigla genau nach Süden. Hier, in der Mitte der Halbinsel, ist es von den Küsten des Meeres bis zur Höhe des Kammes mit der üppigsten und herrlichsten Waldvegetation bedeckt. Platanen, Buchen und Eichen, Cypressen und namentlich die wol nirgends so mächtig und herrlich sich entwickelnde Kastanie, bilden ein Waldesdickicht, dessen geheimnißvolle Ruhe und majestätisches Schweigen niemals durch die Axt des Zimmermanns entweiht wird. Die Abhänge sind mit der wilden Arbutuskirsche, mit Myrtengesträuch und wilden Rosen bedeckt. Riesige Schlingpflanzen und saftige Epheuranken winden sich von Stamm zu Stamm in dieser freien Wildniß. Der Mensch, der hier nichts dazu gethan hat, die Natur ihres Zaubers zu berauben, hat vielmehr manche unentbehrliche und nutzbringende Pflanze zu denen gesellt, welche die Erde selbst schon in so reicher und verschwenderischer Fülle gedeihen ließ; besonders in der Nähe der Klöster finden wir Pflanzungen von Oelbäumen, Maulbeerbäumen, Mastixsträuchern und Weingärten, die sorgsam gehegt und gepflegt werden, dazwischen

mächtige Cypressen, welche durch ihr dunkles, ernstes Grün den wundervollsten Contrast zu den üppigen Blättern des Laubwaldes bilden. Weiter gegen Süden wächst das Gebirge zu einer durchschnittlichen Höhe zwischen 2—3000 Fuß, bis es in seiner südlichsten Spitze plötzlich zu einer Höhe von über 6000 Fuß in dem eigentlichen Kegel, oder der sogenannten Pyramide des Athos aufsteigt. Es ist kaum ein Berg am ganzen Archipelagus zu finden, der einen so mächtigen Eindruck auf den Beschauer macht wie dieser Athoskegel, so plötzlich steigt er auf, so hoch überragt er alle ihn umgebenden Gebirge. Auf seinem Gipfel selbst im Sommer nie ganz von Schnee und Eis entblößt, ist er auf seinen Abhängen im Südosten von der reichsten und freundlichsten Waldscenerie umgürtet. Im Süden und Südwesten dagegen fallen die Berggrate viel schroffer ab. Tannen und Fichten bilden hier den Hauptbestand der Waldung; Gießbäche, welche die großartigsten, natürlichen Cascaden bilden, durchrauschen die Abgründe; und selbst der schmale Steg, der hier von einer Niederlassung der Ansiedler zur andern führt, wird oft durch die niederrollenden Felsblöcke oder durch die Baumstämme, welche vom Blitz getroffen und entlaubt, wie gewaltige, aber bezwungene Riesen daliegen, dem Wanderer versperrt. Die Geschichte des Alterthums meldet, daß Dinokrates von Alexandria den Ptolemäern, welche Alexander's des Großen Gedächtniß durch ein Denkmal ohne Gleichen ehren wollten, den Vorschlag machte, dem Athoskegel das Profil Alexander's des Großen zu geben. So unausführbar dieses Project auch war, so zeigt es doch, wie der Athos damals schon als Mittelpunkt des griechischen Lebens betrachtet wurde, sodaß er für die geeignetste Stelle erachtet werden konnte, dem größten Sohne Griechenlands ein unvergängliches Denkmal zu stellen. Schriftsteller des Alterthums und der christlichen Zeit berichten

gleichmäßig davon, daß die Höhe dieses Bergkegels der Schauplatz uralter Götterverehrung gewesen sei und die umwohnenden Völkerschaften von jeher hier einen Ort der Anbetung und Verehrung für den Höchsten unter den Göttern heilig hielten. Eine Sage, auf die wir später zurückkommen werden, schildert die Umwandlung dieses heidnischen Wallfahrtsorts und Gebirgsheiligthums in eine christliche Weihestätte durch die Ankunft eines von Engeln getragenen, wunderthätigen Marienbildes. So verdient diese Gebirgsspitze in jedem Sinne den Namen, welchen ihr Fallmerayer beilegt, nämlich den des Thrazischen Loreto.

Versetzen wir uns auf den Theil des Berggipfels, auf welchem das Kirchlein der Verklärung Christi (Μεταμόρφωσις) hoch über schwindelnden Abgründen und in einer Region, welche den größten Theil des Jahres über mit Schnee und Eis bedeckt ist, erbaut steht! Hier sammeln sich am Tage der Verklärung, dem 6. August alten Stils, jährlich die Abgesendeten aus allen Theilen des Berges und von allen Klöstern, die zu der Mönchsrepublik gehören. Die Steige, die zum Gipfel führen, sind an diesem Tage von Wallfahrern bedeckt, die aus allen Gegenden der orientalischen Kirche herbeikommen, um an dem Feste (Πανήγυρις) theilzunehmen. Bei dieser Gelegenheit lassen sich's auch die bejahrtesten Greise (man findet deren unter diesen Mönchen über neunzigjährige) nicht nehmen, die Anstrengungen der Bergreise zu theilen, wenn das Los der Abordnung auf sie fällt. Die Feier der Liturgie wird jährlich abwechselnd von den Priestern eines andern Klosters vollzogen. Die der Feierlichkeit beiwohnenden Pilgrime nehmen besonders Bedacht, bei dieser Gelegenheit von den weißen und rothen Immortellen, die auf dem Kegel wachsen, zu pflücken. Aus diesen werden später Sträußchen oder Kränzchen gewunden, die als besonders theuere Reliquien mit in die Heimat ge-

nommen werden. In der That verdienen sie es durch die Zierlichkeit ihres Aussehens und empfehlen sich zu Andenken wegen der unverwelklichen Natur dieser Strohblume.

Doch sehen wir einmal ab von dem Feste, das hier gefeiert wird, und lassen den Blick von dieser Höhe auf das umliegende und unvergleichliche Panorama von Land und Meer fallen. Der ganze nördliche Theil des Archipelagus erschließt sich von hier aus dem Auge; die Küstenlandschaften von Macedonien und der Chalkidike treten unmittelbar an den Unterbau des Athos heran. Die Inseln Thasos, Samothrake, Lemnos und weiter östlich Imbros stehen dem Auge offen, sodaß sie mit einem Blick überschaut werden können. Die Küsten des Thrazischen Chersonnesus und der Ebene von Troas begrenzen im Osten, die von Thessalien, Euböa und der kleinen, oberhalb Euböa liegenden, Inselgruppe im Westen und Süden den Horizont. Den nächsten Einblick und Ausblick gewinnt man aber von diesem Standpunkte über den Kamm des Athosgebirges selbst und in viele der auf beiden Seiten zum Meer abfallenden Abhänge und Schluchten. Sind auch manche Klöster des Berges durch vorspringende Felsen oder Seitenkämme des Gebirges verdeckt, so ist doch eine außerordentlich große Zahl von Kirchen und einzelnen Wohnstätten, die im hellsten Weiß ihres Kalkgewandes durch die grüne Waldumgebung durchschimmern, sichtbar. Von allen Kapellen des Berges erschallt an allen Festtagen, in gleichmäßigen Zwischenräumen Glockengeläute, das zur gottesdienstlichen Feier ruft. Hört man diese Glockenstimmen von allen Seiten in die Höhe klingen, so muß es wol für die Versammlung, die in der Kirche der Verklärung anbetet, die erhebendste Weihe sein, welche auf Erden ein Gottesdienst haben kann. Unwillkürlich mögen da manchem von den Pilgrimen die Worte einfallen, welche Petrus auf dem Verklärungsberge

zum Herrn ſprach: „Hier iſt es gut ſein, hier laßt uns Hütten bauen.“

Die großen Kloſterniederlaſſungen des Athos, welche größtentheils von der Bergſpitze ſichtbar werden, ſind zuſammen zwanzig an der Zahl und wir wollen ſie jetzt, um dem Leſer einen deutlichen Ueberblick über den Berg und ſeine Bewohner zu geben, im einzelnen aufführen und im weſentlichen charakteriſiren. Jeder der beiden Abhänge des Berges hat eine gleich große Anzahl, alſo zehn Hauptklöſter aufzuweiſen, die aber untereinander an Größe, Merkwürdigkeit der ihnen enthaltenen Reliquien und Bibliotheksſchätze, Reichthum der Einkünfte und Zahl der Inſaſſen ſehr verſchieden ſind.

Auf der Weſtküſte des Berges erhebt ſich an dem nördlichſten Punkte des Hagion-Oros-Golfes oder des Singitiſchen Meerbuſens, gegenüber von der kleinen Inſel, die jetzt den Namen Maliani führt, das Kloſter Zografu (Ζωγράφου), ſo genannt nach einem wunderthätigen Bilde der Mutter Gottes, das von dem Evangeliſten Lucas herrühren ſoll. Dies Kloſter wurde durch den Kaiſer Leo Sophus im Anfang des 10. Jahrhunderts gegründet, im 14. Jahrhundert zerſtört und im 16. (1502) durch den Hospodaren Stephan von der Moldau und Bulgarei wieder aufgebaut. Dies Kloſter wird ausſchließlich von ſlawiſch-bulgariſchen Mönchen bewohnt. Was die Zerſtörung anbetrifft, welche es im 14. Jahrhundert zu erdulden hatte, ſo wurde es von derſelben mit mehreren andern Klöſtern der Weſt- und Oſtſeite (z. B. dem Kloſter Xeropotamos, Kutlumuſi und Iviron) zugleich betroffen. Die Tradition des Berges ſchreibt die Schuld „dem Papſt von Rom“ (Πάπας τῆς Ῥώμης) zu. Das kann offenbar nur bedeuten, daß der Abendländiſchen Kirche angehörige Freibeuter, vielleicht venetianiſche oder cataloniſche (denn die Catalonier hauſten wäh-

rend des 14. Jahrhunderts als Seeräuber und Eroberer in verschiedenen Theilen des Archipelagus und Griechenlands), ihre Angriffe gegen die hier gelegenen Klöster der orthodoxen Kirche richteten, mehrere von ihnen einnahmen und sie ihrer großen Schätze beraubten.

Weiter südwärts folgen unfern voneinander gelegen die Klöster Kastamonitu (Καστομονίτου), Dochiaru (Δοχειάρου) und Xenophu (Ξενόφου), die sämmtlich an der Meeresküste liegen. Das erstgenannte wurde durch den Kaiser Manuel Paläologus am Ende des 14. Jahrhunderts gestiftet und ist eines der kleinsten und unbedeutendsten. Das zweite gründete der Kaiser Nicephorus Botoniates gegen Ende des 11. Jahrhunderts und der Wojwode Alexander von der Moldau stellte es im Jahre 1578 wieder her und vergrößerte es bedeutend. Von dem Kloster Xenophu ist die Gründungszeit mir ebenso unbekannt, wie der Heilige, nach dem es den Namen führt. Geschichtlich fest steht nur, daß mehrere ungarische und bessarabische Große, nämlich Danzulas Bornikus und Badulus, zwei Brüder, der Banus Barbulus und der Wojwode Matthäus Bessarabas es im 16. und 17. Jahrhundert vergrößerten und verschönerten.

Einen viel berühmtern Stifter und Wohlthäter als die bisher genannten hat das folgende Kloster an der Westküste, nämlich das Kloster Rossikon (Ῥωσσικόν) aufzuweisen. Es wurde nämlich durch den Knäs Lazarus den Heiligen von Serbien gestiftet, der in der Schlacht von Kossowo 1389 Krone und Leben verlor, während er den Märtyrertod fand. Hergestellt und erweitert wurde das Kloster im vorigen Jahrhundert durch Peter's des Großen Gemahlin, die Kaiserin Katharina I. von Rußland. Es wird gegenwärtig von 130 Mönchen bewohnt, die meistens der russischen Nation angehören. Der jetzige Abt Porphyrius, ein geborener Russe, der in Europa seine Studien gemacht hat, spricht

mehrere Sprachen mit Geläufigkeit und ist überhaupt wol der gebildetste Geistliche auf dem Berge.

Das Kloster Xeropotamu [1]), an dessen Hafenplatz wir zuerst anlandeten, ist eines der ältesten und geschichtlich interessantesten, wenngleich die Ansprüche, die es darauf macht, von der heiligen Pulcheria, der Schwester des Arkadius, gegründet zu sein, nur als Fabel betrachtet werden können. Nach glaubhaften Documenten ist es im Jahre 920 durch den Kaiser Romanus I. Lekapenus gegründet und vier Jahrhunderte später, nachdem es durch Seeräuber verwüstet worden, durch den Kaiser Andronikus II. 1320 wieder aufgebaut worden. Später machte sich der Wojwode Alexander von der Walachei um 1600 sehr verdient um das Kloster, aus welchen Zeiten der große Landbesitz herrührt, welchen Xeropotamu bis auf heute in den Donaufürstenthümern innehat. Ebenso stark wie früher durch den „Papst von Rom" wurde dieses Kloster während der griechischen Revolution in den zwanziger Jahren unsers Jahrhunderts von den türkischen Soldaten gebrandschatzt, welche 3000 Mann stark auf dem Berge einrückten und die Mönche den ganzen Grimm entgelten ließen, den sie als Miturheber des Aufstandes in den Augen der Türken zu verschulden schienen. Fortgesetzte Mishandlungen preßten von ihnen seit Jahrhunderten verborgene Kostbarkeiten heraus, ja der ewige Ruf: „Para wer keschisch" (Gib Geld, Mönch), zwang sie, Anleihen nach außen zu machen, an denen sie zum Theil noch jetzt abzuzahlen haben. Doch sind die Gebäude jetzt völlig wiederhergestellt, Kirche und Refectorium mit neuen Bildern geschmückt und ein sichtlicher Wohlstand ist in der ganzen Einrichtung und im Leben der Bewohner dieses Klosters vorhanden. Die lebensgroßen Bilder des Arkadius, der Pulcheria und des Mönchs Paulus sind im Klosterhofe angebracht; daneben am Glockenthurm ein aus Holz geschnitzter, schwarzer Bogenschütze, als

Erinnerungszeichen an die unliebsame schwarze Besatzung, von der das Kloster so viel dulden mußte.

Mehrere Stunden südlich von Xeropotamu liegt in der kühnsten und romantischsten Lage, die man sich denken kann, auf einer ganz isolirten und gegen 2000 Fuß hohen Felsklippe das Kloster Simopetra (Συμοπέτρα), gegründet durch einen Einsiedler, den heiligen Simon, nach welchem es den Namen des Simonfelsens trägt. Dieser Simon soll im 13. oder 14. Jahrhundert durch serbische Fürsten nach dem Athos gesendet worden sein. Seine nähern Lebensumstände sind aber unbekannt. Es muß eine große Beharrlichkeit dazu gehört haben, diesen Bau, kühn wie ein Adlerneſt über den steilsten Abgründen, aufzurichten. Die Felsklippe ist auf ihrer ganzen Oberfläche von dem Klostergebäude eingenommen. Um hinüber zu gelangen, mußte ein Bogengang, der mehrere Stockwerke übereinander zeigt, über den Abgrund geschlagen werden. Dieser Bogengang, massiv aus Steinen aufgeführt, leitet zugleich das Gebirgswasser zur Klippe über. Da der Raum schmal und eng ist, so mußten die Gebäude in vielen Stockwerken übereinander aufgeführt werden. Um diese Stockwerke laufen rings gestützte Galerien, welche frei über die unendliche Tiefe ragen. Die Klostergärten mußten wegen eigenthümlicher Lage der Mönchsansiedelung mühsam in schmalen Terrassen an dem Bette des Baches angelegt werden, welcher unter dem erwähnten Bogengang durchfließt. Sie werden aufs fleißigste bestellt und liefern allerlei Arten von Salat und nützlichen Küchenkräutern. In harten Wintern ist dieses Kloster vom menschlichen Verkehr völlig abgeschieden und das Heulen des Sturms, der an den alten Hölzern der Galerie rüttelt, soll selbst den von Wind und Wetter abgehärteten Bewohnern dieser Einöde manchmal Furcht einflößen, sodaß sie ihre Gebete um Beistand desto brünstiger zur Panagia (Mutter Gottes) richten.

Digitized by Google

Am Südweſtende des Berges liegen in nächſter Nähe voneinander, nur durch einzelne Felsvorſprünge getrennt, an kleinen Einſchnitten der großen Meerbucht, die Klöſter Gregoriu (Γρηγορίου), Dionyſſiu (Διονυσσίου) und Paulu (Παύλου). Von ihnen iſt Gregoriu ganz unbedeutend, das kleinſte unter den Klöſtern des Athos. Curzon weiß von ihm nur zu erzählen, daß man daſelbſt die vortrefflichſten Feigen zu eſſen bekäme. Die Kirche iſt dem heiligen Nikolaus geweiht, wonach auch das Kloſter häufig Nikolauskloſter genannt wird. Viel wichtiger ſind die beiden folgenden. Dionyſſiu wurde durch Alexius Komnenus, Kaiſer von Trapezunt, um 1380 geſtiftet. Seine Gründung iſt durch die von Fallmerayer abgeſchriebene und im Beſitz des Kloſters erhaltene Goldbulle mit dem Bildniß des Alexius und ſeiner Gemahlin Theodora verbrieft. Dieſes Kloſter genießt des Rufs einer beſonders ſtreng ascetiſchen Zucht, und ſein gegenwärtiger Abt Eulogios aus Kirk-Kiliſſi iſt ganz der Mann ſie aufrecht zu erhalten. Er nahm uns Reiſende keineswegs freundlich auf, indem er frei herausſagte, er und ſeine Mönche ſeien nach dem Athos gegangen, um nichts mehr mit der Welt zu thun zu haben, und ſo begreife er nicht, warum die Fremden immer wieder kämen, ſie in ihrer Ruhe und Kloſterzucht zu ſtören. Dinge, an denen die Welt Gefallen habe, wären bei ihnen nicht zu finden. Ich ſuchte ihm vergeblich begreiflich zu machen, daß Alterthümer, Goldbullen u. dergl. auch für Europäer, die keine Mönche wären, ihre Wichtigkeit hätten. Erſt als ich ihn an Hrn. Fallmerayer (Κύριος Φίλιππος) erinnerte wurde er etwas freundlicher, gedachte der alten Zeiten, wo dieſer Gelehrte die Klöſter beſucht und ließ mich dann in die Bibliothek führen, um mich ſelbſt zu überzeugen, daß nichts Wichtiges darin wäre. Die Einſicht in die Gol-

dene Bulle aber verweigerte er ſtandhaft, angeblich, weil ſie ſchon zu ſehr zerleſen ſei und zu zerfallen drohe.

Paulu iſt in mehr als einer Beziehung ein völliger Gegenſatz gegen Dionyſſiu. Dieſes Kloſter wurde durch einen Mönch Paulus aus Serbien im 14. Jahrhundert geſtiftet und ſpäter um 1700 durch den Hospodaren der Walachei Konſtantin Brankowan wiederhergeſtellt und mit vielen Gütern beſchenkt. Die letzten Paläologen, namentlich Johann der Jüngere, verliehen dieſem Kloſter mehrere liegende Gründe auf der Chalkidike und den nahe belegenen Inſeln. Das Kloſter beherbergt gegenwärtig eine Anzahl von etwa 100 Mönchen, die ſämmtlich von den Joniſchen Inſeln herſtammen und daher meiſtens unter engliſchem Schutze ſtehen. Dieſe Berührung mit dem ketzeriſchen Weſten ſcheint auf die Mönche des Pauluskloſters nicht ohne Einwirkung geblieben zu ſein. Man wirft ihnen Freidenkerei und Nachläſſigkeit in Erfüllung der Mönchspflichten vor. Meinestheils kann ich nur verſichern, daß ich in dieſem Kloſter die freundlichſte Aufnahme fand. Der alte Abt Sophronius that ſich viel auf ſein gebrochenes Italieniſch zu gute und einige von den Mönchen ſprachen verſchiedene europäiſche Sprachen mit ziemlicher Geläufigkeit. Die Bibliothek, obgleich nur klein, war im beſten Zuſtande und mehrere Goldbullen aus der Paläologen Zeit wurden mir ohne alle Schwierigkeiten zur Durchſicht auf mein Zimmer gegeben. Die Gebäude des Kloſters, das, wie die meiſten auf der Weſtſeite, ziemlich eng zuſammen gebaut iſt, ſind gut erhalten, und der Abt Sophronius zeigte mit Stolz die neue und geſchmackvolle Kirche, die er inmitten des Kloſterhofs mit dem Aufwande von einer Million Piaſtern errichtet hatte. Die Bewohner dieſes Kloſters ſind, da häufige Reibungen zwiſchen den die Mehrzahl bildenden Mönchen von den Joniſchen Inſeln und denen aus der Türkei vorfielen, zu dem Beſchluſſe gekommen,

daß hinfort nur Inselgriechen bei ihnen als Klosterbrüder Aufnahme finden. Die Lage und äußere Erscheinung dieses Klosters sind äußerst malerisch. Die 70—80 Fuß hohen Mauern, welche die ganze Anlage umschließen, werden von einem hohen mittelalterlichen Thurme überragt. Die Wälle sind mit Zinnen gekrönt, kurz das Ganze macht völlig den Eindruck einer wohlerhaltenen Burg aus dem Mittelalter.

Paulu ist das letzte unter den Klöstern der Westseite nach Süden. Der Abhang des Gebirges fällt hier so steil ins Meer, daß für die Anlage eines größern Klosters kein Raum weiter südlich übrig blieb. In zwei schroff und steil emporragenden Graten läuft das Gebirge ins Meer aus. Die Vegetation dieses Südabhanges trägt selbst einen düstern Charakter. Steineichen und Nadelhölzer wechseln miteinander ab, bis zu den Höhenregionen, wo Eichen und Fichten verkrüppeln und die großen, gigantischen Felsmassen nur noch einen reichlichen Schmuck von überwucherndem Moose und Flechtengewächsen tragen. In dieser wildesten Gegend des Mönchsbergs haben die Einsiedler ihre im Walde zerstreuten Hütten aufgeschlagen, denen die Abgeschiedenheit des Klosterlebens noch nicht einsam genug und die Strenge der gewöhnlichen Enthaltsamkeit noch zu nachgiebig gegen die Begierden des Fleisches erschien; aber auch unter diesen Helden der Entsagung gibt es noch gar verschiedene Stufen in der unbedingten Liebe zur Einsamkeit und Abhärtung des Lebens. Der größere Theil unter diesen Einsiedlern hat sich selbst um gewisse Mittelpunkte im Walddistrict gesammelt, um welche her ihre Hütten errichtet sind. Man nennt diese Niederlassungen von Eremiten, diese Sammelplätze für die strengste Gebetzucht und Fastenübung Skitis (Σκήτια) oder Asketeria (Ἀσκητήρια). Unter diesen Skitis, deren es sonst noch mehrere andere auf dem Berge

gibt, sind die angesehensten die drei auf der Südseite gelegenen, Neaskiti (Νέα σκήτη, Neuer Bußort), Hagia Anna (Ἁγία Ἄννα) und Kerasia (Κεράσια, Kirschhain). Die erstgenannte ist von dem Kloster Paulu aus gegründet, während die andern beiden Colonien des Klosters Lawra sind; doch ist es einem jeden Athosmönche gestattet, in diese Skitis einzutreten, von welchem Mutterkloster er kommen mag. Hat man die große Felsspalte, in welcher das Kloster Paulu liegt und die durch einen in tausend Katarakten vom Gebirgsgipfel niederbrausenden Gebirgsbach belebt wird und mit der üppigsten Vegetation bedeckt ist, auf schmalem Pfade durchwandert, so zeigt sich Neaskiti in geringer Höhe über dem Meeresufer auf einer dürren Halde gelegen. Es ist der jüngste unter diesen Bußörtern und wurde erst im 17. Jahrhundert gegründet. Kaum eine Viertelstunde davon, aber gegen 1000 Fuß höher gelegen, erscheint kühn an die Felswand gebaut, die Kirche der heiligen Anna, um welche her nicht weniger als 60 Einsiedlerhäuschen, wie Nester in die Felswand hineingeklebt sind. Die Kirche ist erst im Jahre 1784 erbaut, aber Einsiedlerhütten soll es hier schon seit vielen Jahrhunderten gegeben haben. Die meisten derselben werden gegenwärtig von mehreren (fünf bis sechs Personen) bewohnt und jedes Haus hat eine Art von kleiner Kapelle unter seinem Dach.

Mit der beharrlichsten und ausdauerndsten Anstrengung haben diese Eremiten in ausgehöhlten, halbirten Baumstämmen die Wasser des Gebirges über den Abgrund geleitet, um ihre Wein-, Kürbis-, Bohnen-, Feigen- und Oelpflanzungen zu bewässern. Das Laub der Fruchtbäume beschattet und verhüllt zum Theil die Wohnungen, an deren Wänden sie im Spalier aufgezogen sind. Die sehr kunstlosen aber für ihren Zweck genügenden Wasserleitungen verzweigen sich nach den verschiedenen Richtungen des Wal-

des und das von allen Seiten herbeirauschende Wasser erfüllt die Einöde mit dem lebendigen Tone seines Murmelns. In dem Fleiße, welchen sie auf ihre Pflanzungen verwenden, können die Maronitischen Klöster des Berges Libanon mit diesen Einsiedlern des Athos wetteifern, aber sie werden von letztern bei weitem übertroffen durch die hier auf Erhaltung der Gebirgspfade verwendete Aufmerksamkeit. Fast eine Stunde weit haben diese Einsiedler des Athos eine sehr abschüssige und sich vielfach windende Straße aus gewaltigen Steinquadern gebaut, welche sich am Abhange des Berges aufwärts zieht. Oben angelangt, treten wir in einen Wald, der sehr dicht, aber nach Norden durch große Granitmassen gehindert ist, sich weit auszubreiten. Vogelgesang und der hier und da sich öffnende Blick aufs Meer entschädigen für das Einerlei der wilden Einsamkeit.

Hier liegt mindestens 300 Fuß hoch über dem Meere zwischen den beiden großen Berggraten, die das eigentliche Cavo (Cap) des Athos bilden, die Skiti von Kerasia, die mir als die strengste von allen erschien. Die beiläufig 70 Eremiten, welche zu dieser Niederlassung gehören, stehen gegenwärtig unter der Leitung eines Protogeron (ersten Greises) aus Cäsarea in Kleinasien. Die Mönche, welche wir hier sahen und bei denen sich ein erst zweiundzwanzigjähriger Noviz oder Euchetes (Εὐχέτης, Beter) befand, waren nur mit Lumpen behängt und nährten sich ausschließlich von wildem Honig, Wallnüssen, Zwiebeln und Brot. Von hier aus senkte sich der Weg allmählich wieder, Hagebuttengesträuch und Arbutus, später starke, umfangreiche Kastanienbäume erfreuen das Auge mit ihrem hellern Grün. Den Athoskegel zur Linken und den Blick auf den weiten, unbegrenzten Archipel zur Rechten, verläßt man den Eremitendistrict und nähert sich den Klöstern der Ostseite.

Unter diesen ist das südlichste eine Viertelstunde vom

Meere entlegene und den Reisenden, die von den Dardanellen kommen, zuerst sichtbare, das alte und mächtige Kloster Lawra (Λαύρα oder Λαβρα). Dieses Kloster hat seinen Namen mit den ältesten Klosterstiftungen in Palästina und Syrien gemein, welche sämmtlich aus einem Labyrinth kleiner, häufig in den Fels gehauener Cellen bestanden und deshalb alle den Namen Λαῦραι, d. h. Labyrinthe, trugen. Feierlicher und zu gleicher Zeit zur Unterscheidung von diesen Schwesterklöstern dienlich ist es, wenn in den ältern Büchern, die vom Athos handeln und in den Erlassen der Synode selbst, das uns jetzt beschäftigende Kloster stets Lawra Athanasiu genannt wird. Der Mönch Athanasius, nicht zu verwechseln mit dem großen Kirchenlehrer dieses Namens, lebte unter den Kaisern Flavius Romanus und Nicephorus Phokas 959—969 n. Ch. und gründete unter des letztern Regierung mit kaiserlicher Unterstützung diese Lawra auf dem Athos. Wir werden später sehen, wie er dadurch der erste Gründer der Verfassung des Berges und namentlich der erste Organisator des Klosterwesens auf demselben geworden ist. Kaiser Nicephorus Phokas, der sein Andenken durch sehr reiche Schenkungen in diesem Kloster verewigt hat, war der Gemahl Theophano's, die später den Johannes Tzimisces 969—975 auf den Thron erhob. Damals hatte das byzantinische Kaiserthum noch einen solchen Glanz des Namens, daß Kaiser Otto der Große es für die wünschenswertheste Ehre hielt, seinen Sohn mit einer Prinzessin aus der Verwandtschaft der Theophano zu verheirathen. Doch nur der Gewalt seiner Waffen gelang es, dem byzantinischen Hofe, der den deutschen Kaiser wie einen halben Barbaren behandelte, diese Heirath als eine Friedensbedingung abzuzwingen.

Wenn Robert Curzon den Kaiser Nicephorus Botoniates für den Stifter des Klosters Lawra hält, so hat er sich um ein Jahrhundert verrechnet; ein Irrthum,

der zwar nicht entschuldigt, aber daraus erklärt werden kann, daß der letztgenannte Nicephorus, nachdem er durch seinen Nebenbuhler Alexius Komnenus vom Throne gestoßen war, hier eine Zuflucht suchte und für den Rest seines Lebens Mönch blieb. Das Kloster wurde später im 16. Jahrhundert durch Neagulus Bessarabas erweitert und verschönert. Es enthält zwei große Höfe und in jedem derselben eine stattliche Kirche. Ein dreifaches Portal mit eisernen Thoren beschützt den Eingang, alte Thürme die Südseite. Curzon schildert den Baustil der mit dem Kloster zusammenhängenden Gebäude, indem er sagt: „Die Bauten, welche die beiden großen Höfe umgeben, sind ohne alle Regelmäßigkeit gebaut; aber ihr Stil ist außerordentlich merkwürdig und erinnert an die zu Konstantinopel zwischen dem 5. und 12. Jahrhundert ausgeführten Bauten, eine Art des byzantinischen Stils, von der St.-Marcus in Venedig das schönste Beispiel in Europa ist.“ Die beiden offenen Plätze zeigen an den Seitengebäuden theils hölzerne, theils steinerne Galerien, mittels deren der Eingang in die verschiedenen Abtheilungen gewonnen wird, welche jetzt 120 Mönchen Obdach darbieten; doch ist noch Raum für viel mehrere da. Schon als Curzon hierher kam, hatte Lawra seine Blüte eingebüßt. Die griechische Revolution brachte in doppelter Beziehung Unheil über dieses Kloster: Einerseits hausten die Türken in diesem alten Hauptsitze des griechischen Mönchthums mit besonderer Wildheit, erpreßten viel Geld und Kleinodien und zerstörten sogar die einzige Druckerpresse, welche sich auf dem Berge befand. Andererseits entriß die Revolution in Griechenland, für welche Lawra so viel leiden mußte, dem Kloster seinen sehr bedeutenden Landbesitz im Peloponnes. Kapodistrias erklärte die Klostergüter für Staatseigenthum und so vielfältig auch die Verfassung des Königreichs Griechenland Wechselungen erfuhr, die Klöstergüter wurden

nicht wieder herausgegeben. Der gegenwärtige Abt Melchisedek, ein stattlicher Mann aus vornehmer Familie, der sogar einige schriftstellerische Leistungen versucht hat, hat in dem Kloster viele Neubauten und Reparaturen unternommen, dabei aber die Finanzen desselben in den traurigsten Zustand gebracht. Aus Naxos gebürtig, lebte er seit 25 Jahren in diesem Kloster, scheint aber gegenwärtig die Lust und den Muth zu weitern Anstrengungen verloren zu haben. Mußte er doch vor kurzem seinen Gegnern, die ihn schlechter Geldspeculation wegen anklagten, aus seiner Stellung vorübergehend weichen. Er verließ den Athos auf kurze Zeit, ging nach Salonichi und stellte sich unter den Schutz des englischen Consulats. Dieser Schritt, der ihn bei seinen Glaubensgenossen sehr verhaßt machen mußte, gewann ihm die Fürsprache des Consulats bei der türkischen Regierung und veranlaßte seine Wiedereinsetzung in das Amt, das er verlassen hatte. Er nahm uns etwas vornehm, aber sehr höflich auf und zeigte wol absichtlich den Mann von Welt, indem er uns zum Abendessen einen vortrefflich gebratenen Hahn schickte. Die Gesammtzahl der Mönche gab er uns auf 150 an, von denen aber stets sehr viele sich auf den Metochien, in Lemnos, Thasos und den Donaufürstenthümern befinden.

Ganz in der Nähe von Lawra liegt eine halbzerfallene Kirche, welche als die ursprüngliche Stätte des Gottesdienstes zur Zeit des Athanasius heilig gehalten wird. Anderthalb Stunde weiter nordöstlich ist ebenfalls ein kleines Kirchlein dem Andenken des heiligen Athanasius gewidmet, welches in entzückender Lage an dem Ausgangspunkte einer großen, sich bis ans Meer erstreckenden Waldschlucht im Schatten hundertjähriger Kastanien errichtet ist. Die Legende erzählt von diesem Ort, daß der aus der Kirchenwand hervorsprudelnde klare Quell auf folgende wunderbare Weise aus dem Felsen erweckt worden sei:

Der heilige Athanasius hatte mit großem Eifer angefangen, die Mauern des Klosters Lawra zu bauen und bereits eine Anzahl von Mönchen zu strengem Klosterleben mit sich verbunden, da hörten plötzlich, als der große Bau fast bis zur Hälfte gediehen war, die Unterstützungen aus der kaiserlichen Staatskasse auf, die bis dahin aus Byzanz gesendet worden waren. Die Arbeiten mußten eingestellt werden, ja bald gebrach es an Wein im Kruge und an Oel im Fasse. Die armen Klosterleute entbehrten selbst das wenige, was zu ihres Leibes Nahrung und Nothdurft gehört. Da ergriff Athanasius den Wanderstab, um im Vertrauen auf Gott an fremde Thüren zu klopfen und um Unterstützung zu bitten. Als er bis zu der Stelle gekommen war, wo jetzt sein Kirchlein steht, ließ er sich ermattet zur Rast auf einem Felsstück nieder und verfiel bald, von Sorgen gequält wie er war, in einen unsichern Schlaf. Da träumte ihm, die Mutter Gottes mit dem Jesuskinde auf dem Arme stehe vor ihm, von heller Lichtglorie umflossen, sprechend: „Sei getrost, Athanasius, dein Glaube ist angesehen worden in den Himmeln! Das Kloster, das du meiner Ehre weihen willst, soll nicht unvollendet gelassen werden, kehre um und du wirst sehen, daß, wenn die Menschen dich verlassen, meine Hülfe dir nicht gebricht.“ Da erwachte Athanasius, und zweifelnd, ob er eine Stimme göttlicher Eingebung gehört, oder ein Traumbild gesehen habe, bat er die Mutter Gottes, ihm ein Zeichen zu geben, wodurch er gewiß würde. Ein zweiter Moses schlug er mit seinem Wanderstab an den Felsen und siehe, was er erbeten, geschah: der Quell, der noch jetzt so klares, herrliches Wasser spendet, rieselte aus dem Felsen hervor und erquickte dem Traurigen Leib und Seele. Da kehrte Athanasius, des gnadenreichen Beistandes der Mutter Gottes gewiß, nach Lawra zurück. Er fand die Truhen mit Geld gefüllt, die Speicher voll Ge-

treide und die Krüge seufzten unter der Last des köstlichsten Traubensaftes, der je auf dem Athos durstige Heilige gelabt hat. So wurde das Kloster Lawra vollendet.

Wenden wir uns nun an der Ostseite des Berges nordwestlich, so gelangen wir zunächst nach zweistündigem Ritte zum Kloster Karakalu (Καρακάλου). Der Name dieses Klosters hat zu manchen wunderlichen Hypothesen Anlaß gegeben, wie z. B. daß ein Freigelassener des Kaisers Caracalla Christ geworden sei und dieses Kloster gegründet habe. Solche Fabeln konnten sich nur an einem Orte erhalten, an dem man so sehr, wie auf dem Athos von der Eitelkeit wie aller menschlichen Wissenschaft, so auch der Geschichtskunde überzeugt ist. Demgemäß konnte mich z. B. einer von den Aebten fragen, als das Gespräch sich gelegentlich auf Karl XII. von Schweden wendete, das sei ja wol eine Person mit dem alten Kaiser Caracalla gewesen! Die Gründungszeit und der Stifter dieses Klosters bleiben wie der Ursprung seines Namens unbekannt. Gewiß ist nur, daß es im 15. Jahrhundert durch Petrus, einen moldauischen Wojwoden und durch seinen Protospathar (Feldmarschall) wieder erneuert wurde. Letzterer, mit der Leitung des Baues beauftragt, hatte dabei eine große Summe veruntreut und sollte, als sein Herr dieses entdeckte, dafür mit dem Leben büßen. Er bat jedoch so flehentlich, daß er statt dessen endlich die Erlaubniß erhielt, als Mönch in das Kloster zu treten und durch heiliges Leben den angerichteten Schaden wieder gutzumachen. In der That erwarb er sich hier unter dem Namen Pachomius ein solches Ansehen, daß der Wojwode Petrus sich zuletzt selbst entschloß, zu ihm zu kommen und den Rest seiner Tage mit ihm in strengster Bußzucht hinzubringen. Gegenwärtig ist Karakalu höchstens von 60—70 Mönchen bewohnt. Noch kleiner soll das Kloster Philotheu (Φιλοθέου) sein, welche wie das vorige

ziemlich hoch im Gebirge belegen ist. Dasselbe wurde von drei Genossen: Arsenius, Philotheus und Dionysius, im 12. Jahrhundert gestiftet und im Jahre 1492 durch einen der kleinen Herrscher von Transkaukasien den König Leontius von Kachetien und seinen Sohn Alexander restaurirt.

Als viel bedeutender wie die genannten und an Größe die zweite Stelle unter den Athosklöstern einnehmend, haben wir nun Iwiron (Ἰβήρου) zu nennen, das sechs Stunden von Lawra hart am Meeresstrande liegt. Dieses großartige Werk des Mittelalters wurde um das Jahr 920 von der Gemahlin des Kaisers Romanus, des Enkels des Leo Philosophus gestiftet, verdankt aber seinen Namen der reichen Unterstützung, die ihm in späterer Zeit von mehreren iberischen oder georgischen Fürsten aus dem Kaukasus zu Theil geworden ist. Der große Bau bildet ein längliches Viereck, in dessen Mitte eine große und eine kleine Kirche liegen. Die letztere führt den Namen: Zuflucht der Jungfrau (Καταφύγιον τῆς Παναγίας), und enthält ein wunderthätiges und ganz besonders verehrtes Bild der Panagia, welches, als die Stadt Nicäa von den Türken eingenommen wurde, sich nach Aussage der Legende von da flüchtete und über das Meer hierher schwamm. Der Reichthum der an diesem Bilde aufgehängten Weihgeschenke ist außerordentlich groß, wie das häßliche schwarze Porträt ganz in getriebenes Gold gefaßt ist. Man bemerkt hier die Brustbilder sämmtlicher russischer Kaiser und Kaiserinnen seit Peter dem Großen, auf Medaillen geprägt oder auf Emaillen gemalt und mit kostbaren Edelsteinen besetzt. Das Kloster ist nach außen wohlverwahrt und sieht mit seinen hohen Mauern, zahlreichen Erkern und hervorspringenden Ueberbauten wie ein gewaltiges Schloß aus. Eine Wasserleitung führt ihm vom Gebirge frisches Quellwasser zu. Durch die Abschneidung dieses Wassers ist es Belagerern, wie den Sarazenen

und Cataloniern, öfters gelungen, das Kloſter zur Uebergabe zu zwingen und vieler Schätze zu berauben. Zum Schutz gegen das Meer hin ſind zwei Kaſtelle an das Ufer vorgeſchoben, welche zuſammen mit dem dazwiſchenliegenden Strande den Namen „Hafen des heiligen Clemens“ führen. Die Sage behauptet nämlich: daß Clemens, einer der apoſtoliſchen Väter, und mit ihm der Jünger Johannes, ja die Mutter Chriſti ſelbſt an dieſer Stelle den Athos betreten und der heidniſchen Bevölkerung deſſelben das Chriſtenthum geprebigt hätten. Angeſichts dieſer Predigt ſeien die koloſſalen Götzenbilder, die auf dem Gipfel des Athos ſeit unvordenklichen Zeiten verehrt wurden, von ſelbſt zuſammengebrochen und in die Abgründe geſtürzt. Dieſes Kloſter beherbergt jetzt 150 Mönche, enthält aber für weit mehrere Raum.

Von Iviron aus zeigt ſich kaum eine Viertelſtunde weiter nördlich am Strande das Kloſter Stawronikita (Σταυρονικήτα) d. h. der Kreuzesſieger. Dieſes Kloſter führt ſeine Geſchichte nur bis in das 16. Jahrhundert zurück. Es iſt im Jahre 1550 durch den Patriarchen von Konſtantinopel, Jeremias, geſtiftet worden und alſo die jüngſte unter den Gründungen des Athos. Einige Reiſende haben behauptet, daß es, weil ſie einige ſehr alte Codices in der Bibliothek fanden, einen viel frühern Urſprung haben müſſe. Doch liegt wol auf der Hand, daß der Ort nicht ebenſo alt zu ſein braucht, als das Manuſcript, welches in ihm bewahrt wird. Für die ruſſiſchen Pilgrime hat das wunderthätige Bild des heiligen Nikolaus von Myra, welches ſich in Stawronikita befindet, eine beſondere Anziehungskraft.

Zwei Stunden weiter nordweſtlich gelangen wir nach Kutlumuſi (Κουτλουμοῦσι), das, recht im Herzen der Halbinſel, eine beſondere Bedeutung dadurch gewinnt, daß

in ſeiner nächſten Nähe der Zuſammenkunftsort für die Deputirten ſämmtlicher Mönchsklöſter, das ſogenannte Protaton (Πρώτατον) inmitten des Marktfleckens Karyais (Καρυαῖς) belegen iſt. Kutlumuſi iſt das regelmäßigſte unter den großen Bauwerken des Mönchsbergs, indem es ein genaues gleichſeitiges Viereck mit ſeinen Gebäuden bildet, in deſſen Mitte die Kirche ſteht. Die eine Seite dieſes Vierecks aber iſt ſeit dem 26. Februar 1857 durch eine Feuersbrunſt, mit der es ſeine beſondere Bewandtniß hat, in Aſche gelegt worden.

Der Geiſt der Neuerungsſucht war unter einen Theil der Mönche gefahren, ſodaß ſich ſehr viele Stimmen unter ihnen dafür erhoben, dem bisher monarchiſch regierten Kloſter hinfort zu einer mehr oder minder ariſtokratiſchen oder republikaniſchen Verfaſſung zu verhelfen. Dieſe Verfaſſungsveränderung wurde von der conſervativen Partei um ſo lebhafter beſtritten, als damit nach dem Beiſpiel anderer Klöſter auch eine Veränderung der Sitten und namentlich eine Erleichterung der Faſtenzucht verbunden geweſen ſein würde. In den republikaniſch regierten Klöſtern iſt, wie wir ſpäter ſehen werden, der Fleiſchgenuß nicht unbedingt verboten und in Praxi erlaubt man ſich denſelben ſehr häufig. In monarchiſch regierten dagegen gilt das Fleiſcheſſen, wie alle leckere Koſt, ja ſelbſt das Tabackrauchen, für grobe Sünde. Als die Fleiſchtöpfe Aegyptens nun immer mehrere unter den Kloſterbrüdern von Kutlumuſi von der alten Ordnung der Dinge abwendig zu machen drohten, entſchloſſen ſich die Vertheidiger des hiſtoriſchen Rechts die Revolution im Keime zu erſticken. In der Nacht, welche dem bezeichneten Tage voranging, wurde Feuer an den Flügel gelegt, in welchem die Schätze des Kloſters, auch namentlich ſeine Bibliothekſchätze ſich befanden. Die geſchickt genährte Flamme verzehrte in kurzer Zeit nicht nur die Bücher, welche den gott-

losen Neuerern so verderbliche Gedanken eingegeben hatten, sondern auch den lange aufgesparten Reichthum des Klosters, ohne welchen es nicht möglich ist, eine freiere und reichlichere Lebensart, namentlich den Fleischesgenuß für so viele Menschen einzuführen. Das Kloster zwar ist arm geworden, aber das alte Recht hat gesiegt und wie der Brand von Moskau nöthig war, um Rußland vor Napoleon zu retten, so der Brand von Kutlumusi, um die strenge Mönchszucht vor dem drohenden Verfall zu wahren und unter den verweichlichenden Einflüssen unserer Zeit aufrecht zu erhalten.

Dieses Kloster ist im Jahre 1250 durch Alexius Komnenus gegründet, dann durch den „Papst von Rom" zerstört und im 15. oder 16. Jahrhundert durch einen vornehmen Türken, der hier zum Christenthum übertrat [2]), wieder aufgerichtet worden. Der gegenwärtige Abt ist ein früherer Eremit der heiligen Anna und wegen seines besondern strengen Wandels auf diesen Posten gesetzt worden. Er begrüßte uns als „Preußen" mit Wohlwollen, weil wir, wenn auch Ketzer, so doch keine Katholiken und nicht allzu fern von Rußland zu Hause wären. Das Kloster gehört durch seine Lage zu den angenehmsten Punkten des Berges. Es liegt zwar nicht unmittelbar am Meer, aber in einer trefflich angebauten und von zahlreichen Bächen durchschnittenen Niederung, welche im Westen von dem Hauptkamme des Gebirges und weiter nach Süden von der Kuppe des Athos begrenzt wird. Wohin der Blick sich wendet, überall trifft er auf Naturgemälde von üppigem Reichthum. Die dichte Waldung auf den Höhen, die Wiesen und das Gartenland in den Gründen wetteifern gleichsam, den Wanderer zur Rast an diesem glücklichen Ort ungestörten Naturfriedens einzuladen. Doch was wir aus den letzten Jahren der Geschichte von Kutlumusi berichteten, wird hinreichen, um zu beweisen, daß auch hier der Mensch eingekehrt ist mit

seiner Qual und das Paradies eines unschuldigen Naturgenusses auch hier nur den Kindern Gottes zu Theil wird.

Kaum eine Viertelstunde nordwärts von diesem Kloster treffen wir auf die einzige Niederlassung in diesem Bergrevier, die eine Aehnlichkeit mit städtischem Leben draußen in der Welt hat. Es ist dies der schon genannte Flecken Karyais, der seinen Namen entweder und wol am wahrscheinlichsten den hier trefflich gedeihenden Haselnüssen (Καρύδια), dem einzigen wichtigen Exportartikel des Berges, oder der Bedeutung des Orts zu verdanken hat, welche darin besteht, daß sich an ihm die Häupter (Κάραις von Κάρα das Haupt) der verschiedenen Klöster zu gemeinsamer Geschäftsführung und Berathung versammeln. Karyais ist also der Sitz der Regierungsjunta, welche den Berg verwaltet, das Frankfurt am Main dieser kleinen Bundesstaaten oder das Washington des Staatenbundes. Diese großartigen Namen könnten jedoch die Einbildungskraft des Lesers leicht irre führen. Karyais besitzt kein Capitol, keine Paläste und keine Jägerzeile, sondern besteht nur aus einem kleinen Netz winkeliger und von baufälligen Häusern und Hütten eingefaßter Gäßchen, welche sich um einen alten, ebenfalls baufälligen Thurm herumlagern. Dieser Thurm überragt das sogenannte Protaton, das Gebäude, in welchem die Abgeordneten der Klöster ihre Sitzungen halten. An diesem Gebäude ist nichts merkwürdig als die Kirche, die mit ihm in Verbindung steht und die eine der ältesten und am reichsten verzierten des Berges ist. Ein Theil des Protaton ist durch den Repräsentanten der weltlichen Macht, einen türkischen Aga, den einzigen Nichtchristen, der auf dem Athos wohnt, in Beschlag genommen. Dieser Aga hat für die Pforte den jährlichen Tribut des Berges einzuziehen und die Pässe zu visiren. Da er unter den Mönchen ein sehr einsames und langweiliges Leben zu führen verurtheilt ist, zieht dieser

Pfortenbeamte jedoch gewöhnlich vor, sich durch einen seiner Untergebenen vertreten zu lassen. Der Aga wohnte im vorigen Jahre zu Salonichi und sein Substitut widmete den lästigen Geschäften nur so viel Zeit, als Jagen, Rauchen und Schlafen ihm dafür übrig ließen. Zur Aufrechthaltung der Ordnung sind dem Aga und der Synode gemeinsam 50 Gensdarmen (Φύλακες) untergeordnet, die aber sämmtlich Christen sind und die albanesische Tracht tragen. In ihren reich gestickten Jacken und Fustanellen, Pistole und Dolch im Gürtel und die lange Flinte über den Rücken gehängt, nehmen sie sich wild genug aus und scheinen ausreichend, die etwaigen Anfälle der im Norden des Berges hausenden Klephten mit ihren Waffen zurückzuweisen.

Die kleinen Kaufläden und Magazine in den Gäßchen von Karyais werden theils von Mönchen, theils von Weltleuten (Κοσμικοί, dieses ist der Name für alle Laien) gehalten; die nach dem Athos kommen, um die Mönche mit den Naturproducten oder Culturerzeugnissen zu versehen, die sie selbst nicht haben oder sich selbst nicht verfertigen können. Unter den eingeführten Naturproducten nehmen Reis und Mehl die erste Stelle ein, unter den Manufacturwaaren: Zeuge, Mützen, Glassachen zum Schmuck der Kirchen und einige aber wenig zahlreiche neugriechische Drucke, die meist aus Athen kommen. Von den Klöstern werden besonders allerlei Früchte zum Verkauf en gros hierher gesendet. Aber auch Schnitzsachen, Rosenkränze aus Muscheln oder Olivenkernen, getrocknete Blumen und dergleichen von den Einsiedlern in ihrer Abgeschiedenheit verfertigte Kleinigkeiten, die von den Reisenden als Andenken mitgenommen und theuer bezahlt zu werden pflegen. In Handel und Wandel gilt dabei das sogenannte Hagionorosgeld, d. h. keine besondere Münze, aber eine Berechnung des Piasters, welche aus frühern Zeiten herrührt und im übrigen türkischen

Reiche nicht mehr gefunden wird. Nach dem Hagionorosgelde gilt der Piaſter ungefähr das Doppelte ſeines jetzigen Preiſes, ſodaß der Käufer, der mit gewöhnlichen fränkiſchen oder türkiſchem Gelde bezahlen will, faſt doppelt ſo viel geben muß, als die betreffende Summe nach gegenwärtigem Curſe ſonſt ausmachen würde.

Der byzantiniſche Schriftſteller Gregoras hat in ſeinem Panegyrikus über den Athos geſagt: „Da iſt kein Jahrmarkt, keine Speculation, kein Wucher, kein Tribunal und kein Richterſtolz. Auf dem Athos weiß man nichts von Herr und Knecht, dort allein iſt wahre Freiheit und das richtige Maß der menſchlichen Dinge.“ Paßt dieſer Ausſpruch gegenwärtig auf die Klöſter nur theilweiſe, ſo paßt er auf Karyais gar nicht. Hier iſt ſteter Jahrmarkt, ſtete Speculation, folglich wol auch Wucher und der Hader und das Elend, die daraus hervorgehen. Wir fanden hier die einzigen Bettler und Trunkenbolde auf dem Berge, wurden beim Einkaufen übervortheilt und wunderten uns daher gar nicht, als wir entdeckten, daß die Synode zur Beſtrafung der Uebelthäter hier auch ſchon eine Art von Gefängniß eingerichtet hat. — In den umliegenden Schluchten und Thälern liegen die Häuſer verſtreut, welche den Deputirten der Klöſter als Abſteigequartier dienen, und die zugleich als Herbergen für die Maulthiere der Reiſenden eingerichtet ſind. Dieſe Maulthiere ſind ſtark und kräftig, ſichern Schritts auch auf den gefährlichſten Bergpfaden und tragen ein häufig recht melodiſch zuſammenklingendes Geläut, gleich den Kühen der Alpenhirten. Mit lobenswerther Uneigennützigkeit werden ſie von den einzelnen Klöſtern an die Fremden Station für Station unentgeltlich überlaſſen, nur der begleitende Knecht rechnet auf ein angemeſſenes Trinkgeld.

Das anſehnlichſte Gebäude in der Nähe von Karyais iſt das ſogenannte rothe Sarai oder Herrenhaus, welches

gegenwärtig ausschließlich von russischen Mönchen bewohnt wird. Diese Mönche bilden eine besondere Skiti, die 30 Klosterbrüder zählt. Die großen Räume des Gebäudes würden völlig ausreichen, diese zu beherbergen; aber die wichtige Lage der Skiti, unmittelbar am Regierungssitz, hat den General Murawiew, einen Bruder des bekannten Oberbefehlshabers im Kaukasus, auf den Gedanken gebracht, in Verbindung mit der Skiti einige großartige Gebäude zur Beherbergung der Pilgrime zu errichten, welche von Rußland aus jährlich zu Hunderten hierher kommen. Dieser von der russischen Regierung unterstützte Plan ist in der Ausführung begriffen und wird um so eifriger betrieben, als die Einrichtung der neuen russischen Dampfschiffahrtslinie von Konstantinopel nach dem Athos, die Anzahl der aus Rußland hierher pilgernden Anbeter (Προσευχόμενοι) bedeutend vergrößern dürfte.

Auf der Nordostseite des Berges bleiben uns jetzt noch in der Reihenfolge von Süden nach Norden die vier Klöster Pantokratoros, Vatopädi, Esphigmenu und Chiliandari zu betrachten. Pantokratoros (Παντοκράτορος) wurde ums Jahr 1180 durch die Kaiser Emanuel und Alexius Komnenus und ihren Bruder Johann Pumicerius gegründet. Später ertheilten die walachischen Bojaren Barbulus und Gabriel dem Kloster bedeutende Unterstützungen. Gegenwärtig gehört es zu den kleinsten, soll aber durch den Besitz einiger alter Manuscripte, namentlich eines in Goldbuchstaben geschriebenen Evangelistariums merkwürdig sein. Seine übrigen Bibliothekschätze sind, wie Curzon ergötzlich beschreibt, in dem tiefen Verließ eines Klosterthurms versunken und zu Grunde gegangen. Ich selbst hatte keine Gelegenheit das Kloster zu besuchen; ebenso wenig die beiden am nördlichsten gelegenen: Esphigmenu und Chiliandari. Esphigmenu trägt seinen Namen nicht nach seiner

Bestimmung, wie Pantokratoros, d. h. das Kloster „des Herrschers des Weltalls", sondern nach seiner örtlichen Lage im Thal, in welches es zwischen drei Bergwände gleichsam eingepreßt (σφίγγω drücken, pressen) ist. Es berühmt sich eines hohen Alters, denn es will, wie Xeropotamu, aber gewiß mit ebenso wenig Recht im Jahre 450 von der Kaiserin Pulcheria gegründet sein. An Einfluß, Hülfsquellen und Größe ist es jedoch von dem viel jüngern Chiliandari bedeutend überholt worden. Letzteres, mitten im düstern Fichtenwalde gelegen, wurde durch den 1185 verstorbenen Simeon, Fürsten von Serbien, gegründet und hat seinen slawischen Charakter bis auf die Gegenwart treu bewahrt. Noch jetzt gehen viele serbische Kirchenhäupter aus diesem Kloster hervor oder kehren dahin zurück, um ihr Leben daselbst zu beschließen. Dies Kloster der „Tausend Männer" hat gegenwärtig etwa 60 Mönche in seinen Mauern. Sein wichtigster und berühmtester Besitz ist die prächtige, auf weißem Pergament in Goldbuchstaben geschriebene Evangelienhandschrift, welche der Kaiser Andronikus Komnenus dem Kloster geschenkt hat.

Beschließen wir unsere Rundschau über die Klöster des Athos mit einigen Worten über das am Seeufer gelegene Vatopädi (Βατοπεδίον).[3]) Dieses Kloster übertrifft gegenwärtig alle übrigen ebenso sehr an Ausdehnung, wie an Anzahl seiner Insassen und namentlich an Schätzen und Einkünften. 50,000 Dukaten jährlicher Revenuen werden in der Haushaltung des Klosters, die stets einen großen Troß von bedürftigen Glaubensgenossen zu verpflegen hat, regelmäßig verwendet. Die beiden großen länglichen Vierecke, in welchen das Kloster errichtet ist, umschließen Gebäude von sehr verschiedenem Alter und Kunstwerth. Eine neue Abtheilung, in welcher ein Hospital mit einigen 20 Betten eingerichtet werden soll, be-

findet sich noch im Bau. Die Hauptkirche ist nicht nur durch ihre bewunderten Reliquien, wie den Gürtel der heiligen Jungfrau (von der gen Himmel gefahrenen dem Apostel Thomas im Traume geschenkt) oder durch das Haupt des heiligen Chrysostomus, sondern auch durch die Gemälde berühmt, welche Panselinos, einer der besten alten byzantinischen Meister, in dem Querschiffe angebracht hat. Diese Gemälde stellen die Kindheitsgeschichte des Heilands dar, drohen aber bald zu verlöschen oder durch einen rohen Pinsel, wie ihn jetzt die kunstliebenden Athosmönche führen, unkenntlich gemacht zu werden. Hinsichtlich der Geschichte des Klosters, das durch Konstantin den Großen selbst gegründet, durch Julian Apostata zerstört und durch Theodosius den Großen wieder aufgebaut sein will, als letzterer seinen Sohn Arkadius, der Schiffbruch gelitten, hier am Ufer unter einem Dornenstrauch wiederfand, (εὗρε τὸ παιδὶ ἐν τῇ βάτῳ, er fand das Kind im Dornenstrauch — daher nannte er das Kloster: Vatopädi, d. i. „zum Kind im Dornenstrauch". So etymologisirt der Ahnenstolz und die Ruhmsucht der Klosterleute!) läßt sich schwer etwas Geschichtliches ermitteln. Gewiß ist nur, daß die Mönche schon im 9. Jahrhundert Angriffe der Sarazenen abzuwehren hatten, und daß sie stets durch ihre Verehrung für den heiligen Chrysostomus berühmt waren. Als das Kloster im Mittelalter längere Zeit verwüstet gelegen, wurde es auf besondere Vorstellungen des Patriarchen Athanasius um 1300 durch zwei reiche Männer aus Adrianopel, Nikolaus und Antonius, wieder aufgebaut. Die Gräber dieser beiden Wohlthäter hat das Kloster in der Vorhalle seiner Hauptkirche aufbewahrt. In neuerer Zeit hat sich die Freigebigkeit des russischen Kaiserhauses, welche so vielen Athosklöstern zu Hülfe gekommen ist, doch ganz besonders Vatopädis angenommen. Die Dankbarkeit des Klosters drückte

ſich unter anderm in der Einräumung des rothen Sarais bei Karyais, welches urſprünglich als Skiti zu Vatopädi gehörte, an ausſchließlich ruſſiſche Eremiten aus. Der Reichthum der äußern Mittel ſcheint die Strenge der Kloſterzucht bei der größern Menge der Bewohner dieſes Kloſters bedeutend erſchlafft zu haben. Zu den Gottesdienſten finden ſich trotz der über 200 Inſaſſen ſelten ſo viele ein, daß man es für nöthig hielte, die Hauptkirche zu benutzen. Man begnügt ſich mit kleinern Kapellen; nur an den großen Hauptfeſten, namentlich an dem Tage der Verkündigung Mariä dem 25. März und Mariä Himmelfahrt dem 15. Auguſt ſind nicht nur alle für die Beherbergung der Fremden beſtimmten Räume, ſondern die Kirchen- und Hofräume ſelbſt von einer zahlloſen Menge aus der Nähe und aus der Ferne herbeieilender Anbeter (προσευχόμενοι) angefüllt. Leer und verödet bleibt dann nur die melancholiſche Ruine des großen Schulhauſes, welches der geiſtvolle Eugenios Bulgaris um das Jahr 1790 hier gründete. Er hatte es zugleich zu einem Seminar für die Ausbildung der jüngern Mönche und zu einer höhern Erziehungsanſtalt für die Söhne angeſehener griechiſcher Familien beſtimmt. Nach kurzem Beſtande mußte die raſch aufblühende und trefflich geleitete Anſtalt jedoch der Misgunſt der ältern Kloſterleute weichen, welche fürchteten, daß die Ruhe und Heiligkeit ihres Lebens durch die Einflüſſe der gefürchteten Wiſſenſchaft und zu häufige Berührung mit der Außenwelt geſtört werden würde. Eugenios, welcher einſah, daß er den Widerſpruch der beſchränkten Eiferer nicht zu beſiegen vermöge, ging nach Rußland und ſtarb daſelbſt als eine Zierde des ruſſiſchen Epiſkopats.

II.

Die Verfassung der Mönchsrepublik.

Um die Verfassung des Mönchslebens auf dem Berge nach ihren verschiedenen Gliederungen verständlich zu machen, müssen wir einige Worte über die Gründungsgeschichte dieser Klöster voranschicken. Eine sorgfältige Kritik der ältern und neuern Berichte über die Entstehung der Klostergemeinschaft liefert das Resultat, daß die Ansiedelung von Mönchen in Klöstern an und auf dem Athos erst von der Zeit des Basilius Macedon an 867—889 nachweisbar ist. Damals erhielt, (wir stützen uns hier auf Fallmerayer's Forschungen) Johannes Kolobos das Privilegium, ein Kloster bei der Stadt Hierisso im Norden des Athos zu gründen. In der Stiftungsurkunde wird es bereits ausgesprochen, daß die Bergöde des Athos ausschließlich für die frommen Uebungen der Mönche bestimmt sei. Unter den Kaisern Leo Philosophus und Konstantin Porphyrogenneta (886—919) werden die Einsiedler die auf dem Athos wohnen ihrer Unabhängigkeit von jenem Kloster in Hierisso durch kaiserliche Acte ausdrücklich versichert.

Ob und wie viele Klöster damals schon auf dem Athos selbst bestanden haben, bleibt bei dem gänzlichen Stillschweigen gleichzeitiger Schriftsteller ungewiß. Doch scheint mir die specielle Angabe, welche sich in den Chroniken von Vatopädi erhalten hat, daß dies Kloster im Jahre 862 von sarazenischen Freibeutern angegriffen worden sei, unmöglich auf bloßer Erfindung zu beruhen. Fallmerayer geht zu weit, wenn er sich durch die überschwengliche Ausdrucksweise, in welcher ein von ihm in dem Kloster Philotheu gefundenes Document den damaligen Zustand der Athosmönche malt, zu der Annahme verleiten läßt, sie hätten damals noch ein ganz wildes Einsiedlerleben ohne alle

Kloſterordnung geführt. Den großartigen Kloſterburgen der ſpätern Zeit ſind gewiß beſcheidenere Anſiedelungen vorangegangen. Reſte ſolcher Anſiedelungen ſcheinen mir in den ſehr alten Kirchenruinen des heiligen Baſilius bei Sphigmenu und des Propheten Elias bei Pantokratoros ſich vorzufinden. Gewiß iſt, daß ſchon im Anfange des 10. Jahrhunderts eine ſo große Anzahl Eremiten auf dem Athos lebte, daß ſie zur Regelung ihrer bürgerlichen Verhältniſſe jährlich dreimal zu Weihnachten, zu Oſtern und am 15. Aug. Volksverſammlung abhielten, wobei ſchon damals Karyais als Verſammlungsort diente. Eine ſtrengere Zucht wurde zugleich mit dem Bau des Kloſters Lawra, wahrſcheinlich dem erſten großen Steinbau auf dem Athos, durch den Mönch Athanaſius aus Konſtantinopel um 960 eingeführt. Er gab dieſem Kloſter Kanones, welche die den orientaliſchen Mönchsklöſtern gemeinſame Regel des heiligen Baſilius in ſtrengſter Weiſe ausführten. Als Abt oder Hegumenos (Ἡγούμενος) nahm er eine unbeſchränkte Gewalt über ſeine Kloſtergemeinſchaft oder ſein Cönobium (Κοινώβιον) in Anſpruch, ſodaß alle Verwaltungsſtellen in dem Kloſter ebenſo wol wie die geiſtliche Thätigkeit der Mönche ausſchließlich von ſeinen Anordnungen abhing und durch ihn, den geiſtlichen Vater ſeiner Heerde, allein geleitet wurde. Dieſer damals ſehr wohlthätige und, wo er von ſtarken und frommen Perſönlichkeiten ausgeübt wird, noch jetzt den Zwecken des Mönchslebens höchſt dienliche Zwang ſchien damals den meiſten Bewohnern des Athos, die in der Wildniß frei und unbeſchränkt durch äußeres Geſetz ihrem Gott gedient hatten, ebenſo unerhört als unerträglich. Doch die Staatsklugheit gebot den byzantiniſchen Kaiſern das Mönchsweſen des Athos unter eine gewiſſe Controle zu ſtellen. Sowol Nicephorus Phokas als ſein Nachfolger Johannes Tzimisces unterſtützten Athanaſius'

Reformen aufs entschiedenste und der letztere ertheilte den damals 58 großen und kleinen Ansiedelungen auf dem Athos die erste ihre gegenseitigen Rechte bestimmende Constitution. Je mehr große Klöster gebaut wurden, desto mehr schwand der wilde republikanische Sinn der ursprünglichen Anachoreten. Doch kam es zwischen den Großklöstern bald selbst zu mancherlei Zwist über Landbesitz und Handelsrechte. Diese Zwistigkeiten wurden durch eine neue unter kaiserlicher Bestätigung aufgesetzte Acte zur Zeit des Konstantin Monomachus 1042—54 durch den Abt Kosmas vom Kloster Tzintziluk in Konstantinopel beigelegt. Der habsüchtige Handelsgeist wurde bedeutenden Beschränkungen unterworfen und den Klöstern verboten, sich durch die Aufnahme von entlaufenen Sklaven einen zahlreichen Zuwachs an neuen Mitgliedern oder Hörigen zu verschaffen.

Bis zum Jahre 1385 waren sämmtliche 20 Klöster des Berges mit Ausnahme von Stauronikita erbaut (nicht 21 wie Fallmerayer sagt; denn Protaton ist kein Kloster), als letztes unter ihnen Dionyssiu. In den folgenden Jahrhunderten brachen zum Theil große Verwüstungen über die Athoshalbinsel herein und wie wir bereits oben sahen, wurden durch Seeräuber, die der abendländischen Kirche angehörten, die vier Klöster: Xeropotamu, Dochiriu, Zografu und Kutlumusi gänzlich zerstört. Mit dem Falle Salonichis und Stambuls kamen die Athosklöster im 15. Jahrhundert unter die türkische Botmäßigkeit. Ihren auch sonst befolgten Grundsätzen gemäß, sich in die kirchlichen Angelegenheiten der ihnen unterworfenen Völker möglichst wenig einzumischen, änderten die Türken an der Verfassung der Athosklöster außerordentlich wenig, indem sie nur den schon oben erwähnten Statthalter zur Wahrnehmung ihrer Rechte in Karyais einsetzten und die Erlegung eines jährlichen Tributs von den Klöstern verlangten. Dieser Tribut beträgt gegenwärtig nach der Angabe, welche mir der Ael-

Digitized by Google

teſte (Πρῶτος τοῦ Ἄθωνος) ſelbſt machte, 70,000 Piaſter jährlich, ſodaß ich die Angabe Fallmerayer's, der ihn auf 250,000 Piaſter ſchätzt, einem ſchwer zu erklärenden Misverſtändniſſe beimeſſen muß. Die Freiheit des Mönchsſtaats iſt türkiſcherſeits nur in zwei einzelnen Fällen vorübergehend gefährdet worden. Einmal unter Soliman dem Großen, als dieſer Kaiſer im Jahre 1534 den Plan gefaßt hatte, die Chriſten überhaupt aus ſeinem Reiche zu vertreiben, und während der griechiſchen Revolution, wo die Türken allen Anlaß hatten, den Athos mit zu den Herden zu zählen, von denen aus der Brand des Aufſtandes entzündet und verbreitet worden war. Nach den mir zu Karyais gemachten Verſicherungen fällt es den Klöſtern heutzutage ziemlich ſchwer, den jährlichen Tribut pünktlich zu entrichten; doch dürfte die Zuverläſſigkeit dieſer Verſicherungen angeſichts des bedeutenden Koſtenaufwandes, der in faſt allen Klöſtern auf Neubauten und Bilderſchmuck verwendet wird, mit Recht zu bezweifeln ſein.

Zum Patriarchat in Konſtantinopel ſtehen die Klöſter des Athos nur in einer loſen Verbindung. Urſprünglich gehörte der Berg, nach der Eintheilung des byzantiniſchen Reichs in Diöceſen, zur Diöceſe des Biſchofs von Hieriſſo. Da dieſes Bisthum bis auf heute fortbeſteht, trägt der jeweilige Inhaber deſſelben daher auch noch bis zur Stunde den Titel eines Biſchofs des heiligen Berges Athos und Hegumenos von Karyais. Von Rechts wegen ſind jedoch dieſe beiden Titel, ſowie das Privilegium biſchöflicher Kirchenkleidung ſeit der Zeit des Kaiſers Andronikus Paläologus 1283—1322 auf den „Erſten des Athos" übertragen worden. Der „Erſte des Athos" (Ὁ Πρῶτος τοῦ ἁγίου ὄρους Ἄθωνος) heißt nämlich der jedesmalige Präſident der Mönchsrepublik. Dieſer wird je auf ein Jahr durch die Abgeordneten (οἱ ἀντιπρόσωποι) ſämmtlicher 20 Klöſter zu Karyais gewählt. Während ſämmtliche Klöſter

hierbei actives Stimmrecht haben, so ist das passive Wahlrecht jetzt auf die Abgeordneten der fünf Klöster Lawra, Iviron, Dyonissiu, Vatopädi und Chiliandari beschränkt.

Im vergangenen Jahre war ein Priester des letztgenannten Klosters Chiliandari, ein geborener Bukarester, „Protos". Wir fanden in ihm zwar keinen gelehrten, aber einen Mann von wohlwollendem Benehmen und gebildetem Anstande. Er war über die politischen Zustände Europas und über die statistischen Verhältnisse der christlichen Kirche wohlunterrichtet. Aus einigen Andeutungen, die er im Laufe des Gesprächs machte, ging hervor, daß er die Einrichtungen der Klöster in manchen Beziehungen für veraltet und eine Reform für um so unvermeidlicher hielt, als der begonnene Verkehr der Dampfschiffahrtslinien mit dem Athos die modernen Ideen in der klösterlichen Einsamkeit gar bald stärker und stärker werden lassen würde. Bisjetzt gehört es allerdings zu den Privilegien des Athos, daß niemand auf ihm zugelassen werden oder in seinen Klöstern Zuflucht finden kann, der nicht außer dem türkischen Passe mit einem Empfehlungsschreiben des Patriarchats zu Konstantinopel an den Ersten des Athos ausgerüstet ist. Für die eigentlichen Pilger zu den Heiligthümern des Berges ist diese Erlaubniß nicht nöthig, wenn sie von rechtgläubigen Priestern begleitet werden; wer aber zu dieser Klasse nicht gehört, hat zunächst sein Empfehlungsschreiben zu Karyais an den Protos einzuhändigen und empfängt dann, wenn dieser alles in Ordnung gefunden hat, ein auf Befehl des Protos von dem Grammatikos (d. i. Schriftführer) der Synode zu Karyais ausgestelltes Circularschreiben an sämmtliche Klöster. Dies Schreiben muß von dem Reisenden, sobald er ankommt, in jedem Kloster an den Pförtner ausgehändigt werden, worauf ihm Obdach, Unterhalt und je nach dem Ermessen der Klosterobern Zutritt

zu den Sehenswürdigkeiten ertheilt wird. Der Text eines solchen Circularschreibens möchte vielleicht nicht uninteressant für die Leser sein und theilen wir denselben deshalb in wortgetreuer Uebersetzung hier mit. Am Eingange des Briefes befindet sich das Siegel der Republik, welches die Mutter Gottes mit dem Christkindlein auf dem Arm darstellt. Zu beiden Seiten der mit Glorien umgebenen Köpfe die Initialen der Worte $\overline{\text{MP}}$ $\overline{\Theta\Upsilon}$ und $\overline{\text{IC}}$ $\overline{\text{XC}}$ (Μήτηρ Θεοῦ und Ἰησοῦς Χριστός) und zwischen diesen Buchstaben die Bilder der aufgehenden Sonne und des abnehmenden Mondes. Um das Ganze die Umschrift: Σφραγὶς τοῦ πρώτου τῆς κοινότητος τοῦ ἁγίου ὄρους Ἄθωνος (d. h. Siegel des Ersten der heiligen Berggemeinde des Athos). Daneben die Aufschrift: An die 20 hiesigen heiligen Klöster (Μοναστήρια).

„Da Inhaber dieses, Herr N. N. mit kirchlicher Empfehlung hierher gekommen ist, um die heiligen Klöster zur Bereicherung seiner Kenntnisse zu besuchen, so empfehlen wir den heiligen Klöstern, besagten Herrn N. N. hierdurch und es ist unser brüderliches Gutachten, daß ihr Wohldenselben freundlich aufnehmen mögt, ihm das Betrachtungswürdige eifrigst zeigt und ihm, nachdem er bei euch verweilt hat, seine Uebersiedlung von Kloster zu Kloster erleichtert, indem ihr darauf Bedacht nehmt, Wohldenselben zu einem Lobredner der weisen und gastfreundlichen Verfassung der Klöster zu machen." Hierauf folgt das Datum der Ausstellung und hinter einem großen Kreuz die Unterschrift: „Alle zu dem gemeinsamen Comité gehörigen Abgeordneten und Vorsteher der 20 heiligen Klausen (μοναὶ d. i. Kloster) des heiligen Berges Athos."

Was die Verfassung der einzelnen Klöster anbetrifft, so ist dieselbe keineswegs in allen gleichförmig. Der Erste des Athos hatte vollkommen recht, wenn er, um uns das Verhältniß der verschiedenen Klöster zueinander klar zu machen,

ſagte, ſie bildeten zuſammen nur einen Bundesſtaat, Homoſpondia (Ὁμοσπονδία), und ſie ſeien untereinander nicht nur an Größe und Macht, ſondern auch in ihren Verfaſſungsverhältniſſen ſo ſehr unterſchieden, wie Preußen, Oeſterreich und Liechtenſtein im deutſchen Bundesſtaat.

Seit der Zeit des heiligen Athanaſius iſt die Hauptverfaſſungsform für alle 20 Klöſter die auch ſonſt im ganzen Orient verbreitete baſiliſche geweſen. Das Kloſter ſteht hiernach unter einem Abt oder Hegumenos (Ἡγούμενος), welcher der unbedingte Leiter des Ganzen, ſowol in geiſtlicher als geſchäftlicher Beziehung iſt. In das Kloſter wird nur aufgenommen, wer die Kloſtergelübde ablegt. Nach zwei oder dreijährigem Noviziat erlangt der eingetretene den Titel eines Mönchs oder Hieromonachos. Die höhere Würde des Hiereus oder Prieſters erlangt der Mönch, der bis dahin nur Hierodiakonos oder Diakos genannt wird, in der Regel nicht vor dem dreißigſten Lebensjahre. Der Hegumenos bekleidet ſeine Stelle lebenslänglich. Er hat aus der Anzahl der Mönche die einzelnen Aemter nach ſeinem Gutdünken zu beſetzen, kann auch jederzeit die Ernannten abſetzen und andere an ihre Stelle ſtellen.

Die wichtigſten dieſer Aemter ſind: Das des Oekonomos (Οἰκόνομος) oder Güterverwalters, der die ſpecielle Aufſicht über die Beſtellung und Verwaltung der zum Kloſter gehörigen Landgüter, Meiereien u. ſ. w. unter ſeiner Leitung hat; das des Dikäos (Δίκαιος), der die Würden eines Syndikus und Kaſſenführers in ſeiner Perſon vereinigt; das des Archontades (Ἀρχοντάδης) oder Pater Guardian, der die Verwaltung des Archontalyks oder der Herrenwohnung, in der die vornehmern Fremden abſteigen und bewirthet werden, unter ſich hat; das des Grammatikos (Γραμματικός) oder Schriftführers, der die Bibliothek beaufſichtigt; das des Thyroros (Θυρωρός) oder Pförtners; das des Arſena-

rios (Ἀρσενάριος) oder Hafenverwalters; das des Kellares (Κελλάρης) und Trapezaris (Τραπεζάρης), des Keller- und des Speiſemeiſters.

Jeder von dieſen Beamten hat eine Anzahl von jüngern Mönchen oder dienſtthuenden Laien (Κοσμικοί) unter ſich, die zu den Stunden, in welcher nicht Gottesdienſt gehalten wird, ſeine Aufträge auszuführen haben. Die übrigen Mitglieder des Kloſters ſendet der Abt theils in die Ferne, um die nicht auf dem Berge gelegenen Kloſtergüter zu verwalten oder zu inſpiciren, oder, um mit Hülfe einzelner Reliquien, die man ihnen mitgibt, Collecten zu Gunſten des Kloſters in Rußland oder Paläſtina, in Kleinaſien und der europäiſchen Türkei anzuſtellen. Die bei weitem größte Anzahl der Mönche hat aber theils als fungirende Geiſtliche, theils als Mitbeter bei den vier bis fünf täglichen Gottesdienſten anweſend zu ſein; und in der Zwiſchenzeit oft unter unmittelbarer Anführung des Abts die Bergſtraßen auszubeſſern, die Weinſtöcke zu pflanzen oder zu pflegen, die Ernte zu ſammeln oder dem Gärtner im Kloſtergarten zu helfen.

Wenn der Hegumenos ſtirbt oder durch Altersſchwäche unfähig wird ſeinem Poſten vorzuſtehen, ſo treten ſämmtliche Hieromonachi zur Wahl eines neuen Oberhauptes zuſammen. Gewöhnlich wird der von dem Abtretenden empfohlene Candidat gewählt. Iſt die Wahl vollzogen, ſo wird es nach Konſtantinopel gemeldet und der Patriarch um ſeine Beſtätigung erſucht. Dieſe Beſtätigung iſt eine bloße Formſache und der Patriarch unterfängt ſich nie, ſie zu verweigern. Jeder einfache Mönch des Athos dünkt ſich in der That frömmer und heiliger, als jene Würdenträger des Fanars ſein können, welche ſo häufig nur die Creaturen der Pforte oder der Geſandten fremder Mächte bei derſelben oder der reichen Bankiers ihrer eigenen Nation ſind.

An dieſe einfache Grundform der Kloſterverfaſſung haben

ſich aber andere Formen angelegt, welche ſchon von früheſter Zeit her beſtimmt waren, theils dem der Welt Entſagenden auf dem Athos eine Friedensſtätte zu bereiten, ohne ihm die ganze Strenge des Kloſterlebens aufzunöthigen; theils für beſonders ernſt geſtimmte Gemüther, welchen das Zuſammenleben mit Hunderten von Genoſſen noch zu geräuſchvoll war, eine noch ſtrengere Zucht in noch größerer Abgeſchiedenheit zu gewährleiſten. Dem erſtern Bedürfniß zu genügen ſind die ſogenannten Kelläa oder Kellia (Cellen Κελλαῖα, Κελλεῖα) beſtimmt, die ſich bei allen Klöſtern befinden. Dieſelben beſtehen in kleinen, jedoch gegen die Ungunſt der Witterung hinreichend geſchützten Häuschen, zu welchen ein Stückchen Wieſe oder Gartengrund gehört, ausreichend, um einen oder einige Anbauer zu beſchäftigen oder zu ernähren. Die Bewohner dieſer Cellen, Kellioten genannt, werden gewöhnlich zu zwei oder drei unter einem Dach zuſammenwohnend angetroffen; doch gibt es auch ſolche, die ihre Cellen ganz für ſich allein haben. Dies ſind die eigentlichſten Eremiten oder Anachoreten. [4])

Dieſe Kellioten gehören nur inſofern zu den Klöſtern, als ſie das Haus, in dem ſie wohnen und den Boden, welchen ſie bebauen, von einem Kloſter in lebenslängliche Pacht genommen haben. Die Pacht kann auf einmal entrichtet werden, wenn der Weltflüchtige, der in den Kelliotenſtand tritt, ein vermögender Mann iſt und dem Kloſter ein für allemal eine beträchtliche Summe übergibt. Die Pacht kann aber auch jährlich oder in andern Friſten, ſei es in Geld oder Naturalien gezahlt werden. Der Kelliot iſt zu einem frommen, kirchlichen Leben verpflichtet, aber keineswegs zur Strenge der Kloſterzucht. Er braucht ſelbſt Sonntags die Kloſterkirche nicht zu beſuchen, ſondern kann ſich einen Geiſtlichen vom Kloſter erbitten und die Liturgie in ſeinem Hauſe halten laſſen. Sein Haus und ſein Gärtchen kann er ſich ganz nach ſei-

nem Geschmack einrichten oder wie es ihm seine Mittel erlauben. Daß aber in diesen Cellen kein Luxus angetroffen wird, versteht sich bei Leuten, welche sich um der Religion willen in die Einsamkeit zurückgezogen haben, von selbst.

Während in den Cellen das Leben des einzelnen viel selbständiger und viel geringer an Entbehrung, folglich nach dem Sinn der Mönche auch viel weniger verdienstlich ist, als das in den Klöstern, so dienen die Skitis (abgekürzt aus Askitiria d. h. Bußstätten) denen zum Aufenthalt, welche das Klosterleben noch zu zerstreuend und der Lust des Fleisches noch zu viel nachgebend finden. Wir haben schon bei unserer Rundschau um den Berg erwähnt, daß die berühmtesten und wichtigsten dieser Skitis sich in der wildesten Region des südwestlichen Bergabhanges befinden. Sie sind Sammelplätze von solchen Mönchen, welche freiwillig, aber mit Erlaubniß des Mutterklosters ihre frühere Kameradschaft verließen, um in dem Leben in der Wildniß die höchste Stufe in der Heiligkeit zu erwerben. Wir sahen bereits bei der Schilderung von Kerasia und Hagia Anna, daß die Vereinigungen der Mönche in den Skitis sich den härtesten Fastenzwang auferlegen und mit der äußern Welt in keiner Berührung stehen. Unter sich wählen die Mitglieder einer Skiti sich ihren Protogeron (ersten Greis), der auch wol den Titel Hegumenos bekommt, auf drei oder vier Jahre und zeigen die stattgefundene Wahl ihren Mutterklöstern einfach an. Während der Zeit seiner Amtsführung genießt der Protogeron des unbedingtesten Gehorsams seiner Untergebenen, die sich ihm auf allen Vieren anbetend (προσκυνοῦν, bekanntlich die alte orientalische Sitte des Grußes vor Mächtigen) nahen. Nach Ablauf seiner Regierungszeit kann der Protogeron wieder erwählt werden, doch ist seine Mönchsgemeinde dazu keineswegs verpflichtet.

Auf dieſe Aeußerung ihrer Freiheit, zu der die Wildheit ihrer ganzen Lebensweiſe hinzukommt, beſchränkt ſich der von Fallmerayer [5]) zu grell hervorgehobene Republikanismus der Skitis. In Bezug auf ihre kirchliche Zucht ſind ſie ebenſo despotiſch und despotiſcher regiert als die Kloſterleute in den Cönobien.

Die Einrichtung ſowol der erſten Cellen als der erſten Skitis wird von der Tradition des Athos dem Abt Athanaſius, dem Stifter von Lawra, beigemeſſen, den wir nun ſchon öfters den Begründer der Verfaſſung der Mönchsrepublik als eines Ganzen genannt haben. Wenn dieſe Tradition richtig iſt, ſo hat Athanaſius ſeiner Abſicht, dem wilden und ungeordneten Einſiedlerleben ein Ende zu machen, durch die Stiftung der Cellen und Skitis die Krone aufgeſetzt; denn jede Celle und jede Skiti ſteht in einer zwar loſen aber doch geregelten Verbindung mit einem der 20 Klöſter des Berges. Zu gleicher Zeit trug der Stifter dieſer Einrichtung aber der Verſchiedenheit des einſiedleriſchen Bedürfniſſes und jenen ſelbſtändigen Charakteren Rechnung, welche ſich der klöſterlichen Zucht unter einem lebenslänglichen, unumſchränkten Abt in einem Zuſammenſein mit Hunderten von andern Mönchen nimmermehr gebeugt haben würden. Uebrigens bleibt es ſehr denkbar, daß die Einrichtung der Cellen und Skitis vielleicht von Athanaſius ſelbſt gar nicht erfunden iſt, ſondern, daß nur die bis dahin freien Anachoreten durch die Uebergewalt der Klöſter allmählich genöthigt wurden, ſich ſei es in Skitis ſei es in Cellen zu ſammeln und den Klöſtern in freierer Weiſe anzuſchließen. Jedenfalls wurde dieſe eigenthümliche Form des Mönchslebens eine weſentliche Ergänzung und Bereicherung der ſonſt im ganzen Orient ſeit Pachomius beſtehenden und ſpäter beſonders durch den heiligen Baſilius einförmig geregelten Kloſterzucht.

Dennoch hat die Befriedigung, welche das Leben in den

Skitis und den Cellen dem Freiheitshange der Einsiedler darbot, nicht auf die Länge der Zeit zu verhindern vermocht, daß nicht auch innerhalb der Klostermauern selbst der Despotismus der Hegumenen (Archimandriten oder Aebte, was alles dieselbe Würde bezeichnet) zum Theil gebrochen wurde. Verschiedene Gründe: die Untüchtigkeit einzelner Hegumenen, die Verschiedenheit der Nationalitäten unter den Mönchen, die Eifersucht vornehmer Familien, die ein und dasselbe Kloster unterstützten, wirkten dahin zusammen, daß namentlich die größern und reichern Klöster statt der despotischen, allmählich eine Art von aristokratischer Selbstregierung angenommen haben. Die so verfaßten Klöster nennen sich im Gegensatz der despotisch regierten Klöster (Κοινώβια) mit dem modern klingenden Namen Idiorrhythma Monastiria, ἰδιόῤῥυθμα μοναστήρια (sich selbst regierende Klöster). In diesen sich selbst regierenden Klöstern liegt die Leitung der ganzen Verwaltung in den Händen eines Ausschusses, welcher von den sogenannten Aristokraten aus ihrer Mitte jährlich neu erwählt wird. Zu den Aristokraten oder Archonten (Ἀριστοκράται, Ἄρχοντες) hat jeder Mönch das Recht sich zu zählen, der dem Kloster Vermögen zugebracht und das dreijährige Noviziat zurückgelegt hat. Arme Klosterbrüder werden, wenn sie sich durch besondere Gaben des Verstandes auszeichnen oder besondere Verdienste um das Kloster erwerben, auch in die Zahl seiner Aristokraten aufgenommen. Der jährlich zu erneuernde Ausschuß besteht aus fünf bis sechs Personen, die den Titel Proestotes (Vorsteher) tragen. Sie theilen unter sich die verschiedenen, oben namhaft gemachten Aemter; haben aber von ihrer Amtsführung den Generalversammlungen der Aristokraten genau Rechenschaft abzulegen. Den ersten Rang unter den Vorstehern nehmen die Epitropi (Präsidenten) ein, welche zwei oder drei an der Zahl unter sich die in den Cönobien durch den Hegumenos verwalteten Functionen

vertheilen. Der älteste Epitrop verwaltet die obersten geistlichen Functionen und genießt als solcher des ehrenden Titels Protogeron (Aeltester).

In diesen sich selbst regierenden Klöstern ist die Zucht des gemeinschaftlichen Lebens bedeutend lockerer als in den Cönobien. Jeder Mönch, der Vermögen mitgebracht hat, verwaltet dasselbe selbständig weiter, wenn er es nicht vorzieht, es Zeit seines Lebens dem Kloster auf Zinsen darzuleihen. Gemeinschaftliches Essen findet nur an Festtagen statt, sonst bereitet sich ein jeder in seiner Celle die Mahlzeit selbst und wie er will, wobei auch das Verbot des Fleischessens mit Ausnahme der eigentlichen Fasttage aufgehoben ist. Hinsichtlich der Lectüre, die aus den Bibliotheken entlehnt werden kann, findet hier keine Beschränkung statt, während sie in den Cönobien unter strengster Controle des Abtes steht. Selbst der Besuch des Gottesdienstes ist für die Mönche, die nicht gerade als Priester oder Diakone zu fungiren haben, nicht obligatorisch. Uebrigens können die Epitropen in der Ausübung ihres Amtes unbedingten Gehorsam fordern und die etwa Widerstrebenden nach vorheriger Genehmigung der Aristokraten mit Bußstrafen belegen (κανονίζω, κανονισμός).

Die Klöster, welche die selbständigen Verfassungen angenommen haben, sind Lawra, Iviron, Vatopädi, Chiliandari, Xeropotamu und, wenn ich nicht irre, auch Zographu; also die reichsten und besuchtesten von allen. Wir deuteten schon oben an, daß eine starke Partei der Mönche von Kutlumusi dieselbe freiere Verfassung bei sich einführen wollte, und auch in Paulu möchten sich ähnliche Sympathien Bahn brechen.

Wer einmal als Mönch in die Gemeinschaft des Berges Athos eingetreten ist, hat nach dem klösterlichen Kirchenrecht keine Freiheit, wieder aus diesem Stande auszuscheiden. Wer

Digitized by Google

seiner Mönchsgelübde also überdrüssig wird, flüchtet sich ohne Genehmigung seiner Obern vom Berge, wird jedoch auch von der weltlichen Obrigkeit dafür mit keiner Strafe belegt.

III.

Die Kirchengebäude auf dem Athos und die gottesdienstlichen Uebungen der Mönche.

Die meisten Bewohner des Berges Athos nehmen an den Wundern der Natur, welche sie umgeben, sehr geringen Antheil; denn ihr Leben verfließt in Fasten und Beten. Um der gottesdienstlichen Andacht einen möglichst hohen Schwung zu geben, sind die Kirchen und Kapellen mit jenem überladenen Prunke, den der Byzantiner liebt, ausgeschmückt. Die Kirchen sind mit Ausnahme einiger moderner Bauten, die den alten Stil aber auch im wesentlichsten nachahmen, byzantinische Bauten aus dem 12. oder 13. Jahrhundert. An einigen Orten, wie Lawra, reichen sie höher hinauf, an andern, wie Vatopädi und Xeropotamu, sind sie später völlig restaurirt worden. Noch andere, wie die geschmackvolle Kirche von Paulu, harren erst der Vollendung. Sie sind sämmtlich in der Form des griechischen Kreuzes erbaut und zwar so, daß sich über der Mitte des Kreuzes eine große Mittelkuppel wölbt, die vier Ecken aber des das griechische Kreuz umschließenden Quadrats von vier kleinern Kuppeln gedeckt werden.

Die Kirche zerfällt regelmäßig in drei Abtheilungen, nämlich den Narthex (Νάρθηξ oder die Vorkirche), die eigentliche Ekklesia (Ἐκκλησία, Kirche) oder Hieron (Ἱερόν Heiligthum) und das Hierotaton (Ἱερώτατον oder Allerheiligste), in welchem der durch die Ikonostasis (Εἰκονόστασις oder Bilderwand) verdeckte Altar (Βωμός) steht. Diese allen griechisch-orientalischen Kirchen gemeinsame Eintheilung, welche bekanntlich die Theile

des jerusalemischen Tempels nachbildet, hat hier die Eigenthümlichkeit, daß der Narthex häufig ebenso groß ist, als die eigentliche Kirche. Er ist von der letztern stets durch eine Steinwand mit nur einer großen Flügelthür in der Mitte geschieden, welche während des Gottesdienstes offen gelassen wird. Der eigentliche Gottesdienst, der Gesang der Liturgie, die Vorlesung der biblischen Abschnitte oder Homilien und die Austheilung des Heiligen Abendmahls wird nur in der Kirche selbst vollzogen, während die stillen Gebete des fungirenden Priesters und die Consecration der Hostie in dem Allerheiligsten vor sich gehen. Die Bilderwand, die letzteres von der Kirche scheidet, ist meistentheils nur aus Holz, aber in reichster, vergoldeter Schnitzarbeit ausgeführt. Durch diese Wand führen drei Thüren in das Allerheiligste, unter denen die mittlere Oeffnung nur in der untern Hälfte ihrer Höhe mit prächtig verzierten Halbthüren verschlossen ist, während die obere Hälfte mit einem auf- und zuziehbaren Vorhange verhängt wird, sodaß der räuchernde und betende Priester bald sichtbar wird, bald den Augen der in der Kirche Versammelten verschwindet.

Zu den stereotypen Einrichtungen dieser Kirchen gehört die vollständige Ueberdeckung sämmtlicher Wände und Pfeiler, ja selbst der zuweilen angebrachten, obgleich nicht zu diesem Baustil passenden Säulen mit Frescobildern. Die Kuppeln sind ebenfalls ausgemalt, die eigentliche Wölbung der Kuppel aber wird durch ein Mosaikbild, in der Regel Christi, zuweilen auch Gottes des Vaters oder der ganzen Dreieinigkeit, in kolossalen Dimensionen ausgeführt. Es ist allen Klosterkirchen des Athos gemeinsam, daß die bildlichen Darstellungen im Narthex dem Alten Testament, die in dem Hieron oder der Kirche dem Neuen Testament entnommen sind. Auch die Vorderfronte des Kirchengebäudes, die in der Regel mit einem offenen Porticus eingefaßt ist und dann

Digitized by Google

Awli (Αὐλή) heißt, trägt an ihren Wänden Bilder, wo sie sich nur anbringen lassen; für diesen Platz sind die Gesichte des Sehers der Offenbarung zur Darstellung bestimmt und zwar in der Art, daß an der einen Seite des Hauptportals der Kirche die Höllenqualen, auf der andern Seite die Paradiesesfreuden zu schauen sind. Ohne Zweifel ist diese Einrichtung darauf berechnet gewesen, in den Zeiten, wo Christenthum und Heidenthum noch miteinander kämpften, auf die der Kirche äußerlich nahenden Heiden einen mächtigen sinnlichen Eindruck hervorzubringen, wie er durch die Darstellung des Endegerichts in solchen Contrasten am leichtesten erreicht werden konnte. Geschichtlich fest steht z. B., daß der Bulgarenkönig Bogoris durch die Betrachtungen solcher apokalyptischer Bilder an dem Vorhofe einer christlichen Kirche zu Konstantinopel dem Christenthume gewonnen wurde.

Schreckhaft und entsetzlich genug sind diese Malereien auch an und in den Kirchen des Athos, bringen aber selbstverständlich auf den gebildeten Besucher in ihrer Fratzenhaftigkeit entweder gar keinen oder einen komischen Eindruck hervor. In der Regel pflegen die Heiligen und Seligen wie durch Fasten und Beten gänzlich abgemagerte Skelete mit den grämlichsten Gesichtern dargestellt zu sein, während die schwarzen Teufel mit den Gemarterten wild und lustig in den Flammen umherspringen. Alle diese Bilder tragen Umschriften in Mönchscharakteren. Viele von diesen Frescomalereien sind durch Klosterbrüder selbst hergestellt und werden noch heute von diesen nach der Schablone gemalt und restaurirt. Je greller die Farben, desto mehr scheint der malende Klosterbruder Beifall zu ernten. Die Köpfe aller Heiligengestalten sind mit breiten, goldenen Gloriolen umgeben, auf deren Erhaltung und Wiederherstellung viel Geld verwandt wird. Die einzigen Bilder von Kunstwerth, die auf dem Athos zu finden sind, dürften die bereits erwähnten von dem berühmten

Panſelenus in der Hauptkirche zu Vatopädi al fresco gemalten Scenen aus der Kindheitsgeſchichte Jeſu ſein. Sie zeigen eine lebhafte Conception und eine ſehr correcte Zeichnung. Doch ſind ihre Farben ſchon faſt ganz erloſchen und Kerzen und Weihrauchwolken verdunkeln ſie von Tag zu Tag mehr. Von einigem geſchichtlichen Intereſſe ſind die Darſtellungen in der Vorhalle derſelben Kirche zu Vatopädi, die Stiftung des Kloſters und ſpätere Scenen aus der Vertheidigung derſelben gegen die Sarazenen darſtellend. Am intereſſanteſten waren mir die Fresken an der äußern Wand der Hauptkirche zu Lawra; dieſelben geben nämlich eine Folge der ökumeniſchen Concilien, welche gegen die Origeniſten, Neſtorianer, Monophyſiten, Monotheleten und Ikonoklaſten gehalten wurden. Die rechtgläubigen Kaiſerinnen Eudoxia und Irene erſcheinen auf goldenen Thronen, im prächtigſten Schmuck und mit Heiligenſcheinen wohl verſehen; der arme Origenes aber als ein gräulicher Ketzer mit Ketten belaſtet und in den Abgrund geſtoßen. Bei der Darſtellung der Bilderſtreitigkeiten hat es der Maler nicht unterlaſſen, den Schreiber des Concils mit einer Pergamentrolle darzuſtellen, auf der er ſoeben den Beſchluß niedergeſchrieben: Ὅστις ἂν μὴ προσκυνήσῃ τὰς ἱερὰς εἰκόνας καὶ τὸν τίμιον σταυρὸν ἀνάθεμα ἔστω. (Wer die Heiligenbilder und das köſtliche Kreuz nicht anbetet, ſei verflucht.)

Mit demſelben Bilderſchmuck, wie die Kirche, ſind auch die gemeinſamen Speiſeſäle Trapezä (Τράπεζαι) ausgeſchmückt. Die Darſtellungen beziehen ſich hier meiſtentheils auf evangeliſche Abſchnitte, wie die Hochzeit zu Kana, die Speiſung der 5000, das Hochzeitsmahl des Königsſohns, die Stiftung des Heiligen Abendmahls und auf die Geſchichte der Heiligen der orientaliſchen Kirche. Zu Dionyſſiu ſind in der Trapeza die Märtyrergeſchichten und die Aufnahme der Märtyrer in die himmliſchen Heerſcharen verherrlicht. Zu

Vatopädi hat man an einer Pforte des Speiſeſaals den Tod als Knochenmann mit der Umſchrift ὁ χάρος als ernſteſtes Memento mori angebracht. Dieſe Speiſeſäle ſind zum Theil beſondere, ſehr umfangreiche Gebäude, in einem Oblonge erbaut, und wenn der Raum nicht ausreicht in zwei rundlichen Seitenflügeln ausgebrochen. Zwei Reihen von hufeiſenförmig geſtalteten, ſteinernen und hier und da mit Marmor bekleideten Tiſchen laufen an den Wänden des Speiſeſaals entlang. Ein jeder derſelben iſt von einer hufeiſenförmig geſtalteten, ſich nach dem Hauptgange hin öffnenden Bank eingefaßt, auf der acht bis zehn Tiſchgenoſſen Platz haben. An der Hinterwand, die der Thür des Speiſeſaals gegenüber liegt, iſt der Tiſch für die Vorſteher des Kloſters, um ihn herum Lehnſtühle, unter denen der des Abts der anſehnlichſte iſt und ebenſo wie deſſen Sitze in den Kirchen mit ſchöner Holzſchnitzerei bedeckt, aber leider durch Vergoldung in überreichem Maße verunſchönt wird. Zur Seite dieſes Ehrenplatzes befindet ſich in den meiſten Speiſeſälen eine Kanzel, von welcher während der Mahlzeit einer der Kloſterbrüder aus Legendarien oder andern Andachtsbüchern Märtyrergeſchichten und Gebete vorlieſt. Während des Eſſens beobachtet man ein völliges Stillſchweigen oder ſpricht nur leiſe miteinander. Die Koſt iſt ſehr einfach, aber reichlich. Der Genuß des Weins iſt allgemein, und wird durchſchnittlich täglich auf den Kopf eine Oka Wein gerechnet. An guten Früchten, namentlich Melonen, Feigen und Weintrauben iſt während des Herbſtes niemals Mangel; auf die Zubereitung der Reisſpeiſen verſteht man ſich vortrefflich. An einigen Orten, wie Vatopädi, beſchäftigt man ſich viel mit Fiſchfang und manche Kloſterbrüder wiſſen die feinern Fiſcharten ſehr wohl zu ſchätzen. Bei einem Frühſtück, welches wir mit den Aelteſten dieſes Kloſters einnahmen, wurden nicht weniger als

sieben verschiedene Arten von Fischspeisen aufgetragen. Die Unterhaltung wurde bei dieser Gelegenheit lebhafter als gewöhnlich, bewegte sich aber stets in den Grenzen einer harmlosen Fröhlichkeit. Die Klosterbrüder tranken zuletzt das Wohl ihrer Gäste. Einen sehr würdigen Eindruck machte das Tischgebet in diesem und den andern Klöstern, das von dem Aeltesten der Mönche zu Anfang und zu Ende gesprochen wurde.

Die Speisesäle entbehren alles sonstigen Schmucks bis auf die Kronleuchter. Desto verschwenderischer ist man in den Kirchen verfahren, die, namentlich das Hieron, mit Leuchtern, Lampen und Bildern, welche in kostbare Rahmen gefaßt sind, förmlich überhängt werden. Unter den an dem Hauptkronleuchter vor dem Eingange zu dem Allerheiligsten angebrachten Zierathen bemerkt man noch besonders Eier aus Elfenbein, Krystalle von buntfarbigem Glase und kolossaler Größe, auch Straußeneier, wie sie häufig in den mohammedanischen Dschamis (d. h. Hauptmoscheen) vorkommen. Nächst diesen erregen die aus Silber getriebenen und vergoldeten Doppeladler, welche an den Kronenleuchtern und über den Pforten angebracht sind, häufig die Aufmerksamkeit der Fremden; doch ist es sehr unrichtig, diese Doppeladler als Sinnbilder des russischen Einflusses zu betrachten. Auf dem Athos hat sich der Doppeladler des alten byzantinischen Kaiserreichs erhalten, wie denn dieses Sinnbild kaiserlicher Macht nach neuesten Forschungen sich schon in der Geschichte des alten Persien und Armenien auffinden läßt.

Der größte Reichthum der Klöster befindet sich an der sogenannten Bilderwand und in den Reliquienschreinen des Allerheiligsten. Von der Kostbarkeit des Muttergottesbildes in der Kapelle zu Iwiron ist schon gesprochen worden. Manche andere Darstellungen Christi und der Panagia geben dieser an Werth nichts nach. Von merk-

würdigen Reliquien habe ich zu Lawra, Paulu, Vatopädi und Iwiron mehrere gesehen, konnte mich aber bei den meisten des Ekels nicht enthalten, mit welchen wir Protestanten die verknöcherten Reste der Heiligen zu betrachten pflegen. Besonders widerwärtig erschien mir der in einem silbernen Kasten aufbewahrte Fuß der heiligen Anna in der Skiti gleiches Namens, eine dunkelbraune, übelriechende Masse, an der man die Formen eines menschlichen Gliedes nicht mehr erkennen konnte. Für den Kirchengeschichtsforscher interessanter ist es jedenfalls, den zu Vatopädi aufbewahrten Schädel des heiligen Chrysostomus zu sehen. In Lawra zeigte man uns ein mit großer Kunst verziertes Stück des heiligen Kreuzes, geschenkt durch Johannes Nicephorus und eingefaßt in ein anderthalb Fuß hohes Gehäuse aus reinem Golde. Dieses Gehäuse hat der Kaiser mit 12 Bildnissen der in der Geschichte des Reiches Gottes wichtigsten Träger des Namens Johannes verzieren lassen. Johannes der Täufer macht den Anfang und Johannes Studita den Schluß. Die Bilder sind auf zwei Zoll hohen Emailleschildern nicht besonders geschickt ausgeführt, desto größer ist der Werth der dazwischen angebrachten Edelsteine in verschiedenen Farben. Die beträchtlichsten unter ihnen sind vier an den Ecken angebrachte Perlen von der Größe einer kleinen Wallnuß. Ein merkwürdiges Timion Doron (τίμιον δῶρον kostbares Geschenk, d. i. Reliquie) ist das Geschenk der Sultanin Maria, Gemahlin Amurad's II. und Tochter des Knäs Lazarus und seiner Gemahlin Helena von Serbien, welches das Kloster Paulu besitzt. Dasselbe besteht in einem Stück des Weihrauchs, der von einem der Weisen aus dem Morgenlande dem Christkinde dargebracht wurde. Das Stück Weihrauch liegt in einem zwei Fuß hohen silbernen Gehäuse, auf dem sich auf der einen Seite eine Anbetung der Heiligen Drei Könige, auf der andern eine Ansicht des Klosters ausgeführt befin-

det. Die Arbeit ist mit vielem Geschmack ausgeführt und gehört gewiß zu den besten Stücken mittelalterlicher Reliefarbeit. Dasselbe Kloster besitzt unter anderm ein drei Fuß hohes, mit Edelsteinen besetztes und mit Inschriften in griechischen und lateinischen Buchstaben verziertes Kreuz, welches Konstantin der Große zu seiner Privatandacht auf seinen Feldzügen mit sich geführt haben soll. Die auf diesem Kreuz angebrachten Inschriften waren zu beschädigt, um über das Alter der Reliquie etwas feststellen zu können. Unter den Merkwürdigkeiten, welche auf oder neben dem Hochaltar der Klosterkirche aufbewahrt werden, befinden sich sehr alte, aber meist auch sehr unförmliche Heiligenbilder der byzantinischen Kunst, unter denen ich der Originalität des Gedankens wegen ein Doppelbild aus der Geschichte der Jungfrau zu Lawra erwähne. Es stellt auf seiner untern Hälfte die Geburt des Christkindes durch Maria, in der obern aber die Aufnahme der verklärten Seele Maria's ins Himmelreich dar. Die Seele der Mutter Gottes erscheint als Wickelkind in den Armen Jesu; aus dem Munde dieses Kindes gehen die Worte: „Mein Sohn und mein Gott, nimm mich zu dir auf."

Außer an den Thronsitzen der Aebte findet sich schöne geschnitzte Holzarbeit an den Bilderwänden, die zuweilen wie zu Simopetra ganz aus Holz geschnitzt sind; auch die Patenen, d. h. die Teller, welche zur Bewahrung des Brotes zum Heiligen Abendmahl dienen, werden häufig aus Holz angefertigt und mit gut ausgeführten Bildnissen der Apostel, Darstellungen aus der Geschichte Jesu und symbolischen Pflanzenverzierungen ausgestattet. Die Muster zu diesen Arbeiten sind schon alt, man versicherte uns aber, daß diese Holzschnitzereien noch gegenwärtig sehr fleißig und sauber auf dem Athos nachgemacht werden. Leider wollte man keine von diesen Patenen verkaufen. Die Hirtenstäbe

und Gebetskrücken (Πατερίτζαι) der Aebte und vornehmen Geistlichen gehören auch zu den Glanzstücken der Klosterausstattung. Sie werden in hübschen Mustern und geschmackvollen Formen meist in Konstantinopel angefertigt, mit Perlmutter und Schildpatt ausgelegt und mit kleinen goldenen oder silbernen Buckeln besetzt. Die Gefäße zum Räuchern oder die zur Aufbewahrung des Weihwassers sind auch meistentheils aus Silber getrieben. Als ein sonderbares Geräth fiel mir noch eine Nachbildung der Arche Noah's auf, welche als ein Sinnbild des unerschütterlich feststehenden Bundes Gottes mit seiner Kirche bei feierlichen Processionen in der Kirche umhergetragen wird.

In den Höfen der Klostergebäude verdienen die Brunnen einer besondern Erwähnung. Dieselben erhalten ihr Wasser meistentheils durch Wasserleitungen vom Gebirge. Sie sind entweder als Taufbecken eingerichtet und dann meistentheils unter einem besondern Dache aus Porphyr oder Granit hergestellt und mit Inschriften aus der Heiligen Schrift umgeben. Das Wasser sprudelt aus der Schale durch gewöhnlich vier Röhren nach außen. In diesem Falle nennt man die Wasserbehälter Bryſis. Oder die Wasserbehälter liegen in den Klostergebäuden selbst und stehen mit den Klosterhöfen durch Röhren in Verbindung, die in die Mauern eingelassen sind; dann findet sich ein Becken hier und da in der Mauer angebracht, in welches das Wasser mittels eines Hahns abgelassen wird. Dies nennt man mit dem türkischen Namen Tschesme. An einer solchen Tschesme auf dem Klosterhofe zu Iwiron fand ich, das Wappen des kaiserlichen Doppeladlers umschlingend, die Inschrift wieder, die ursprünglich auf dem Taufbrunnen der konstantinopolitanischen Aja Sophia gestanden haben soll, daselbst aber verschwunden ist: „Νῖψον ἀνομήματα μὴ μόναν ὄψιν.“ Diese kunstreiche Inschrift, die von hinten gelesen ebenso lautet,

wie von vorne, ist für den geheiligten Gebrauch des Wassers in der Taufe besonders geeignet, indem sie über das Wasser das Gebet ausspricht: „Wasch' ab die Ungerechtigkeiten, nicht blos das Antlitz." Für warme oder kalte Bäder ist in den Klöstern des Athos nirgends Sorge getragen. Die Verzichtleistung auf diese Erquickung gehört mit zur Strenge der Klosterzucht. Dagegen erlaubt man sich auf Balkonen, die sich vor den Klosterthoren an irgendeiner schön gelegenen Stelle befinden und den Ausblick auf das Meer haben, im Schatten schöner Bäume zu ruhen oder wie der Türke sagt, Kjef zu machen. Ebenfalls außerhalb der Klosterthore befinden sich die Gärten, meistentheils Gemüsegärten, in denen der Bedarf an Gemüsen, besonders an Salat, Knoblauch und dergleichen für das Kloster gezogen wird. Weinberge, Pflanzungen von Feigenbäumen, Pfirsichen und Granaten schließen sich daran. Neben diesen freundlich blühenden und grünenden Plätzen liegt die ernstere Stätte des Kirchhofs (Κοιμητήριον), gewöhnlich von geringem Umfange, aber mit einer Kapelle versehen, die zu gleicher Zeit als Beinhaus für die Reste der länger als ein Jahr Verstorbenen dient. Alle Sonnabende wird in diesen Kirchhofskapellen eine Liturgie für die Todten gehalten. Einfache Holzkreuze bezeichnen die Gräber der im letzten Jahre Entschlafenen. Ist diese Frist um, so wird die Gruft geöffnet und ihr Inhalt zu den Gebeinen derer gelegt, die seit Jahrhunderten unbekannt und ungenannt in der Todtenkapelle modern.

Die gottesdienstlichen Uebungen der Mönche bestehen ausschließlich in Fasten, Wachen und Beten, wenn wir zu letztern die Feier der fast endlosen, liturgischen Formen hinzuzählen wollen. Gepredigt wird eigentlich niemals, sondern an Fest- und Feiertagen finden nur Vorlesungen aus der Geschichte der Heiligen und Märtyrer statt. Die

Heilige Schrift wird ausschließlich in altgriechischer Sprache gelesen. Die Uebersetzung in die moderne Sprache, welche den meisten Mönchen allein hinreichend verständlich ist, ist auf dem Athos verboten. Hieraus erklärt sich die große Unbekanntschaft vieler Mönche mit den wichtigsten Thatsachen des Heilsglaubens, ja selbst mit vielen Geschichten der Heiligen Schrift. In der Liturgie, die meistens nach den Formen, die den Namen des heiligen Chrysostomus tragen, vollzogen wird, findet sich ein Ort für regelmäßige Vorlesung evangelischer und epistolischer Abschnitte. Das Glaubensbekenntniß wird in der Form des erweiterten Nicänums recitirt. Das dreimal Heilig, das Vaterunser, die Fürbitten für die Kirche und für die Gemeinde bilden den letzten Theil der Liturgie, bevor das Heilige Abendmahl consecrirt wird. Die Weihung des Abendmahls findet täglich im Frühgottesdienst statt und in der Regel finden sich einzelne ein, um es zu empfangen. Sitte ist es, daß die Klosterbrüder selbst das Sakrament wenigstens viermal im Jahre genießen. Eine eigenthümliche Sitte, die sich hier aus dem christlichen Alterthum erhalten hat, ist die Austheilung des bei der Spendung des Sakraments übrig gebliebenen Brots an die in der Kirche gerade Anwesenden. Das Brot, welches nach griechischer Kirchenlehre nicht mehr Sakrament ist, indem sich der Leib Christi nach dem Abschlusse der sakramentlichen Feier wieder in gewöhnliches Brot zurückverwandelt, wird in kleine Würfel zerschnitten und ein jeder, der da will, empfängt davon als erste Nahrung, die er an dem Tage genießt. Diese Austheilung des Brotes nennt man: Antidoron oder das Gegengeschenk, was vermuthlich bedeutet, daß Gott, nachdem der Christ seine Seele ihm aufs neue zum Opfer gegeben hat, seinerseits die äußern Gaben dem Gläubigen für einen neuen Tag, gleichsam als Gegengeschenk, darreicht und segnet. Der größte

Theil der Liturgie verfließt in Wechselgesängen zwischen den Vorsängern und der Gemeinde. Die Antworten der Gemeinde, die hier natürlich auch meist aus Priestern und Mönchen besteht, beschränken sich auf das Amen und Kyrie eleison sagen. Auch die Doxologien und einige Theile der Litanei singt die Gemeinde mit. Höchst schleppend und ermüdend wird der Gottesdienst durch die vielen Wiederholungen in den Lobgesängen, die noch dazu, jede einzelne Zeile zweimal, von den am Nord- und am Südende der Kirche aufgestellten Vorsängern abgesungen werden. Nimmt man hinzu, daß der Text des Gesanges von einem fungirenden Priester, der mit seinem Psalterium fortdauernd auf der Wanderung zwischen den beiden Vorsängern begriffen ist, jedem derselben laut vorgesagt wird; daß der Gesang immer in denselben näselnden, lang gezogenen Tönen besteht, zwischen welche einige Verzierungen ebenso stereotyp eingelegt sind, und daß die Stimmen der Mönche meistens höchst roh und heiser klingen, so wird man begreifen, daß für jeden Abendländer diese Liturgien einen ebenso langweiligen als unerbaulichen Gottesdienst abgeben.

Die täglichen Gottesdienste sind sechs an der Zahl und finden theils in der Nacht, theils am Tage statt. Die Folge derselben ist diese: Um Mitternacht das sogenannte Mesonyktikon (Μεσονυκτικόν), welches drei Stunden lang währt, hierauf die Orthra (Ὄρθρα), dann die Horäs (Ὧραις), gegen 7 Uhr die eigentliche Liturgie oder Messe, schließend mit der Feier des Heiligen Abendmahls (sie dauert gewöhnlich zwei Stunden); nachmittags das Hesperinon (Ἑσπερινόν) und endlich bei Sonnenuntergang das Apodipnon (Ἀπόδειπνον). An Fasttagen oder großen Festen findet außerdem von 10 Uhr abends an Agrypnia (Ἀγρυπνία) statt, worunter man ein gänzliches Zubringen der Nacht unter Gebeten in der Kirche versteht. Nach einer solchen Agrypnia pflegt die

Liturgie etwas früher zu schließen und wird der folgende Tag bis zum Hesperinon größtentheils schlafend verbracht. So fanden wir bei unserer Ankunft im Kloster Iwiron nach dem Wachfasten zum Gedächtniß der Enthauptung Johannes des Täufers nur den Pförtner und den Archontaden auf ihren Posten; die ganze übrige heilige Brüderschaft schlief, um sich von der Nachtanstrengung zu erholen.

In der That mögen diese Anstrengungen sehr beschwerlich sein, namentlich, wenn sie in die Sarakosti d. h. die vierzigtägige große Fastenzeit vor Ostern und vor dem Advent hineinfallen. Die kärgliche Nahrung macht die Mönche in den Cönobien, welche sowol die Fastenordnung als die Gebetsordnung pünktlich halten, dann zu wahren Märtyrern. Ist auf dem Athos überhaupt selten jene Wohlbeleibtheit zu finden, wegen deren der abendländische Mönchsstand so häufig bespöttelt wird, so gleichen die Mönche in den Cönobien und Skitis an Magerkeit den Skeleten. Auf die von ihnen erduldeten Entbehrungen sind diese Meister in der Uebung der Enthaltsamkeit auch nicht wenig stolz. Das Fasten und Wachen gilt ihnen als sicherster Maßstab für die Heiligkeit eines Christen und für den Grad der Seligkeit, den ein solcher Heiliger im Himmelreich in Anspruch nehmen kann. Einer der Mönche von Simopetra, bei welchem ich mich nach der Ausdehnung und Strenge ihrer Fastenübungen erkundigte, fügte seiner Auseinandersetzung die selbstbewußten Worte hinzu: „Diese unsere große Anstrengung ist der Schatz, durch den wir das Himmelreich erwerben.“ [6]) Die Fastenzucht, welche unter den niedern Ständen der griechischen Kirche selbst außerhalb der Klöster mit größter Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit innegehalten wird, wird in den Klöstern des Athos besonders streng gehandhabt. Doch habe ich schon oben angedeutet, daß die aristokratisch verfaßten Klöster schon durch die Abschaffung der gemeinsamen Tischordnung in dieser

Beziehung viel liberaler geworden sind als die despotisch regierten; denn wo ein jeder seine Mahlzeit sich selbst besorgen darf, laufen manche Contraventionen gegen die Strenge des Gesetzes mit unter.

Derselbe Unterschied zwischen dem strengen Leben in den Cönobien und dem freiern in den idiorrhythmischen Klöstern macht sich in Bezug auf die Regelmäßigkeit des Besuchs der Gottesdienste geltend. Die Aebte geben sich zum Theil viele Mühe, dem jüngern Geschlecht die Strenge der alten Zucht einzuprägen. In Simopetra fand ich in der Vorhalle zum Speisesaale ein classisches Placat des Archimandriten Sophronius aus dem Jahre 1841, worin den Mönchen eine höchst seltsame Geschichte zur Beherzigung erzählt wurde, um sie zu genauer Befolgung der vorgeschriebenen Gebetsordnung anzuspornen. Dem Vorsteher des großen Klosters zu Jerusalem sei eines Nachts unter furchtbarem Tosen und stürmenden Ungewittern der Einblick in das Innere der Erde eröffnet worden und da habe er viele von den Mönchen seines Klosters unter schrecklichen Qualen auf Befehl des göttlichen Richters gemartert gesehen. Auf die Frage, warum sie solches litten, sei dem Abt durch eine himmlische Stimme die Antwort geworden, daß, weil diese Mönche 20 Erdenjahre hindurch die von Gott gewollte Ordnung der kirchlichen Opfer und Gebete übergangen und übertreten hätten, sie nun 20 Weltjahre hindurch für ihren Mangel an Zucht gepeinigt würden. Nur die genaue Pünktlichkeit, mit welcher ihre Klosterbrüder auf Erden die christlichen Pflichten erfüllten, könne von diesem Termin für die unglücklichen Seelen etwas abkürzen. An diese stark nach dem Fegefeuer (welches als eigentliches Dogma von der orientalischen Kirche verworfen wird) riechende Geschichte schloß der Archimandrit einige aus den Schriften des Chrysostomus und der Mönche Je-

saias und Moses gut ausgewählte Lebensregeln für seine Klosterbrüder, Ermahnungen zu brüderlicher Liebe und aufrichtiger Frömmigkeit.

Entschuldigungen wegen mangelhaften Besuchs der Gottesdienste werden nur dann zugelassen, wenn sie sich auf Krankheitsgründe stützen. Die Kranken werden in Vatopädi von einem dazu angestellten Arzt in einem wohl eingerichteten Hospital behandelt. In den übrigen Klöstern versehen Klosterbrüder die Stellung des Arztes, haben aber meistentheils einen sehr geringen Vorrath an Droguen und schlechten chirurgischen Instrumenten. Wie bei den meisten Orientalen, ist auch hier der Misbrauch verbreitet, die innern Krankheiten zunächst durch Aderlässe zu bekämpfen.

Die Zeit der gottesdienstlichen Uebungen wird in diesen, wie in allen orientalischen Klöstern mittels des Simandron (Σήμανδρον) und Hagiosideron (Ἁγιοσίδηρον) angegeben, von denen ersteres aus einem, mit einem hölzernen Klöppel geschlagenen, eisenbesetzten Balken, das letztere aus einem an einer Schnur vertical aufgehängten Eisenstabe besteht, der mit einem andern Stäbchen in monotonen Intervallen berührt wird. Glocken besitzen diese Klöster auf dem Athos sämmtlich, zum Theil in Deutschland gegossene, wie wir im Kloster Kutlumusi mehrere fanden, die in Leipzig im vorigen Jahrhundert verfertigt worden waren. Die Klöster halten auf diese Glocken um so größere Stücke, als den Christen im osmanischen Reich bis auf den Erlaß des letzten Hatti-Humajun der Glockengebrauch fast an allen Orten untersagt war. Es gehörte stets zu den Privilegien des Athos, von diesem Verbot ausgenommen zu sein, und an allen hohen Fest- und Freudentagen beeifern sich die Mönche, ihre geliebten Glocken zum Zeichen ihrer Frömmigkeit und Freiheit von früh bis spät zu läuten.

IV.

Von den Bibliotheken des Athos.

Für die große Mehrzahl der europäischen Gelehrten, ja der Gebildeten überhaupt, hatte der Athos bis auf die neueste Zeit nur wegen seiner Bibliotheken Interesse. Die große Zahl werthvoller classischer und theologischer Manuscripte, welche seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts hier entdeckt worden sind, hat in der Gelehrtenwelt es gleichsam zu einem Axiom werden lassen, daß die Autoren des classischen und kirchlichen Alterthums, deren Schriften uns ganz oder theilweise verloren gegangen sind, wenn sonst nirgends, so doch gewiß noch einmal in den Bibliothekswinkeln eines Athosklosters wiedergefunden werden müssen. Solche überspannte Erwartungen haben gewiß nicht wenig dazu beigetragen, den Betrügereien eines Simonides und anderer literarischer Freibeuter bei so manchen Koryphäen der Wissenschaft für eine Zeit lang Eingang und Geltung zu verschaffen. Seltsamerweise ist der Athos von gelehrten Philologen des Abendlandes bisjetzt noch nicht häufig und dann nur auf eine für die Durchforschung der noch vorhandenen Bibliotheksschätze ganz ungenügende Frist besucht worden. Desto fleißiger haben französische und besonders englische Touristen ihre Wanderungen nach dem Heiligen Berge gerichtet und mancher der mit Guineen reich versehenen Söhne Albions hat das Glück gehabt, Manuscripte, von denen er keine Silbe lesen konnte, in seinen Reisekoffern von dannen zu führen, die jetzt zu den größten handschriftlichen Schätzen Europas gerechnet werden.

Unser Aufenthalt auf dem Berge war durch äußere Umstände ein der Zeit nach viel zu beschränkter, als daß wir auch nur Eine dieser Bibliotheken hätten gründlich kennen lernen können; dennoch werden die nachfolgenden Notizen, insofern sie

eine Ueberſicht über den gegenwärtigen Zuſtand dieſer berühmten Bücherſchätze geben, den Leſern nicht nutzlos ſein. Die Bibliotheken des Athos ſind durchaus auf keine planmäßige Weiſe geſammelt worden. Die Mönche, welche aus dem Weltleben kommend, ſich hier dem Gottesdienſte in der Einſamkeit weihten, brachten mit ihrer andern Habe eben auch die ihnen gehörigen Bücher mit auf den Berg und bei ihrem Abſterben fielen die Bücher ſowol wie das andere Gut an das Kloſter, dem ein jeglicher angehörte. Daß die Mönche ſelbſt ſich mit wiſſenſchaftlichen Arbeiten, Abſchreiben von Handſchriften u. ſ. w. beſchäftigt hätten, kam gewiß nur ſehr ſelten vor. Dagegen fehlte es auch nie an einzelnen unter ihnen, die wenigſtens inſofern noch einen Sinn für geiſtige Beſchäftigung hatten, daß ſie in ihren Mußeſtunden ein Buch zur Unterhaltung in die Hand nahmen. Die in Geſchäften der Klöſter nach Europa reiſenden Athosmönche, brachten während der letztverfloſſenen Jahrhunderte von ihren Reiſen häufig gedruckte Bücher, beſonders aus Venedig, Paris und Leipzig heim. So wurden die Kloſtervorſteher auf die Ausgaben orientaliſcher Kirchenväter und Geſetzſammlungen aufmerkſam, welche der unermüdliche Eifer proteſtantiſcher und katholiſcher Gelehrter ſeit dem Reformationszeitalter zu Tage förderte. Die reichern Klöſter erachteten es für ſchicklich, dieſe Bücher auch zu beſitzen und kauften deshalb, namentlich während des letzten Jahrhunderts, eine anſehnliche Anzahl der beſten Ausgaben byzantiniſcher Schriftſteller an. Die alten Manuſcripte blieben vernachläſſigt, wenn nicht die in den Evangelienbüchern ziemlich zahlreich eingefügten Miniaturbilder die Neugierde eines oder des andern Bibliothekbeſuchers erregte.

Mit der zunehmenden Anzahl von Reiſenden, die in der offenbaren, ausſchließlichen Abſicht kamen, dieſe Manuſcripte zu durchſtöbern und ſoviel als möglich davon fortzuführen, änderte

ſich jedoch auch allmählich die Werthſchätzung, welche die Mönche den bei ihnen bewahrten Manuſcripten bewieſen. Man kam allmählich dahinter, daß an den Manuſcripten mehr gelegen ſei, als an den gedruckten Büchern. Man fing an, ſie in Schränke zu ſtellen und hier und da ſogar ſie einigermaßen überſichtlich zu ordnen. Man verkaufte einige Manuſcripte zu ſehr hohen Preiſen. Man verpflichtete den Grammatikos, kein Buch aus ſeinem Verwahrſam ohne beſondere Erlaubniß der Kloſtervorſteher herauszugeben. Man deponirte die für am werthvollſten geltenden Manuſcripte außerhalb der Bibliothek im geheimen Kloſterſchatz; ja endlich iſt man ſo weit gekommen, ein gegenwärtig von allen Klöſtern angenommenes Geſetz feſtzuſtellen: von den noch vorhandenen Bibliotheksſchätzen auch nicht das Geringſte mehr an Fremde zu verkaufen. Bei der großen Unwiſſenheit faſt aller Athosmönche verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſe Maßregel mehr eine Maßregel des Intereſſes, als des eigenen Bedürfniſſes iſt. Man will den Fremden nicht mehr übergeben, was den Ruhm des Athos bisjetzt groß gemacht und erhalten hat, und mancher hofft wol jetzt, daß die Zeit bald wiederkommen ſolle, wo die Wiſſenſchaft nach dem Mutterboden, aus dem ſie entſproſſen iſt, zurückkehre. Welcher höher ſtrebende Grieche rechnete nicht jetzt auf die Wiedererrichtung des byzantiniſchen Reichs trotz aller der harten Lectionen, welche der neugriechiſche Ehrgeiz in den letzten Jahren erhalten hat? Dieſe Gedanken, ſage ich, ſind gewiß maßgebend für den Erlaß jenes patriotiſchen Verbots der Bücherausfuhr vom Athos geweſen. Doch hat darum die Selbſtbeſchäftigung der Mönche mit den Büchern wenig zugenommen. Manche von den Hegumenen können nicht einmal fließend leſen, geſchweige denn die alten Manuſcripte entziffern, und betrachten die Beſchäftigung mit den Büchern als gefährlich für Glauben und Frömmigkeit. An=

dere lesen gern und lieben es, ihr Licht vor den Fremden, die den Athos besuchen, leuchten zu lassen; aber gelehrt ist, soviel ich in Erfahrung bringen konnte, kein einziger unter den gegenwärtigen Athosmönchen.

Die kleinern Klöster haben zum Theil nie Bibliotheken besessen, so Kastamonitu und Gregoriu, oder sie haben alles Werthvollere gänzlich verloren, so die von Simopetra, die unter höchstens 500 Büchern kein einziges Manuscript enthält. Andere, wie die Bibliothek von Pantokratoros, sind durch Zusammensturz der Gewölbe, noch andere, wie die von Kutlumusi, durch Feuersbrunst zerstört worden. Die von Zographu enthält nur bulgarische, die von Russiko und Chiliandari fast nur slawische Bücher, unter denen nicht viele Manuscripte; doch hat letztgenanntes Kloster noch jetzt das von Curzon beschriebene Evangelistarium in Goldbuchstaben auf weißem Pergament, welches der Kaiser Andronikus Komnenus 1184 hierher schenkte. Die bedeutendsten Bibliotheken befinden sich heutzutage in den Klöstern von Vatopädi, Iwiron, Lawra, Paulu und Dionyssiu.

Ich habe es den Angaben eines sich seit längerer Zeit in Vatopädi aufhaltenden, philologisch gebildeten Edelmanns aus Siebenbürgen, des Herren von Karascz, zu danken, in die Bekanntschaft mit dem Bücherschatz von Vatopädi etwas näher eingeführt worden zu sein. Aus seiner Heimat wegen mir unbekannter Gründe geschieden, hatte sich dieser Mann an den Kämpfen der griechischen Befreiungsarmee in Thessalien 1854 mit betheiligt, war deshalb auf dem Athos, Asyl suchend, sehr freundlich aufgenommen worden und erfreute sich des besondern Zutrauens der Epitropen dieses Klosters. Durch seine Vermittelung wurde mir nicht nur ein längerer Aufenthalt in der Bibliothek gestattet, sondern auch der Katalog derselben, welchen der bekannte Privatgelehrte Mynas aus Athen vor etwa einem Jahr-

zehnd entworfen hat, zu besserer Benutzung derselben überlassen. Ich habe die Genauigkeit desselben allerdings sehr mangelhaft gefunden, da er nur ganz kurz den Titel jedes Manuscripts anführt, ohne den Inhalt genau zu beschreiben. Mit Hülfe dieses Katalogs stellte sich mir heraus, daß sich unter den über 4000 Handschriften des Klosters Vatopädi 43 Handschriften der Evangelien, 13 Harmonistiken, 60 Handschriften von Werken des heiligen Chrysostomus (darunter noch manches ganz ungedruckt), 28 Handschriften der Basilika, 26 von Werken des Gregor Nazianzenus, 7 von Gregor von Nyssa, 8 von Athanasius dem Großen und 40 der Nomokanones befinden. Außerdem bemerkte ich drei Handschriften des Flavius Josephus, zwei späte des Homer, zwei alte von Reden des Demosthenes, περὶ στεφάνου und der Philippika, des Redners Aristides, des Isokrates und des Libanius. Zu den merkwürdigsten Stücken der Sammlung dieses Klosters gehört eine Handschrift des Kaisers Leo Philosophus von ihm selbst geschrieben, und ein Manuscript des Aëtius (Τέχνη ἰατρική). Vor allen Dingen aber mehrere Handschriften, die ich zwar nicht selbst gesehen, die aber zweifelsohne vorhanden sind, nämlich eine aus dem 7. Jahrhundert stammende Evangelienhandschrift, eine berühmte Handschrift des Strabo und das kostbarste von allen diesen Stücken, die Weltkarten des Ptolemäus in einer sehr alten und sehr sorgfältigen Zeichnung.

Die letztgenannten drei Stücke werden dem gelehrten Publikum Europas durch ein Unternehmen hoffentlich bald allgemein zugänglich werden, auf welches die allgemeine Aufmerksamkeit desselben bereits seit Jahresfrist durch die öffentlichen Blätter hingelenkt worden ist. Der russische wirkliche Staatsrath Peter von Sewastianow hat nämlich mit großen persönlichen Opfern seine wiederholten mehrmonatlichen Aufenthalte auf dem Athos dazu benutzt, um die photographische

Kunst in großem Maßstabe für die Sammlung eines Athosalbums anzuwenden, welches nach seiner Absicht nicht blos die landschaftlich und architektonisch merkwürdigsten Scenerien des Berges darstellen, sondern auch Inschriften und mehr oder minder vollständig selbst die merkwürdigsten Manuscripte der Bibliotheken in sich aufnehmen soll. Seine Persönlichkeit und seine Stellung als Director des Museums von St.-Petersburg haben seine Bemühungen schon weit gefördert und die geistlichen Vorsteher der Athosrepublik haben sich bis zu einem gewissen Punkte hin mit denselben einverstanden erklärt. Die Karten des Ptolemäus waren schon fast alle und mit sehr gutem Erfolge durch einen französischen Künstler photographisch abgenommen, als wir Russico Seraï, das Hauptquartier des russischen Mäcenas, besuchten. Herr von Sewastianow selbst hatte sich aber kurz vor unserm Eintreffen auf dem Athos, dem Vernehmen nach, weil die Geldmittel zur Weiterführung des Unternehmens zu mangeln anfingen, zur Gewinnung neuer Unterstützung nach Rußland und Europa gewendet. Er erwartete von dem Kunstsinn der hochgebildeten Großfürstin Maria Nikolajewna die Hülfe, welche einem so großartigen Unternehmen durch die Mittel eines Privatmanns nicht auf die Dauer zufließen kann. Die Abwesenheit des Herrn von Sewastianow hinderte leider, daß wir die unter seiner Leitung angefertigten photographischen Platten zu Gesicht bekamen. Unter den Drucken der Bibliothek zu Vatopädi finden sich nicht nur die Väter der orientalischen Kirche in pariser und venetianer Ausgaben vollständig, sondern auch Aristophanes, Euripides, Sophokles und die bedeutendsten Historiker des griechischen Alterthums sind vertreten. Das Bibliothekszimmer ist zwar ziemlich dunkel, aber die Bücher sind auf hölzernen Gestellen im ganzen wohl verwahrt.

Weit weniger Sorgfalt erweist bisjetzt das Kloster

Iwiron seiner Bibliothek. Dieselbe befindet sich noch, wie zu Curzon's Zeiten, über dem Porticus der Hauptkirche hinter dem Oelkeller des Klosters. Man steigt eine mühselig zu erklimmende Steintreppe hinan, bis man in den verschlossenen, niedrig gewölbten Raum eintritt. Schon in einem Winkel vor der Thür fanden wir einen Haufen bunt durcheinander liegender und halbzerrissener Manuscripte, größtentheils griechische Kirchenmusik enthaltend. In dem Bibliothekzimmer fanden wir Glasschränke an den Wänden herumgestellt, die vielleicht zu Anfang des Jahrhunderts nach Materien der Wissenschaft geordnet, aber anscheinend seit jener Zeit selten geöffnet worden waren. Der größte Theil der ungefähr 3000 Bücher waren gedruckte Kirchenväter, Gesetzsammlungen, Grammatiken, Lexika und einige philosophische Schriften. Unter den etwa 300 Handschriften (Curzon will hier noch gegen 2000 Handschriften bemerkt haben) fanden sich einige grusinische und armenische, zum Theil mit griechischer Uebersetzung, meistens aber rein griechische Evangelistarien und Psalterien, theils auf Pergament, theils auf Charta bombycina.

Die merkwürdigsten Handschriften, die ich hier sah, waren: Ein sehr schön geschriebenes Evangelistarium in anderthalb Zoll großen Uncialbuchstaben mit drei sehr fein ausgeführten und je eine ganze Folioseite einnehmenden Illuminationen, die Evangelisten darstellend; Matthäus fehlte unter ihnen, wahrscheinlich durch die Hand eines Bewunderers aus dem sonst sehr wohl erhaltenem Bande herausgetrennt. Der ganze zwei Fuß hohe und einen halben Fuß breite Foliobaud ist in rothen Sammt gebunden und trägt die Spuren früherer Verzierungen durch einen Gold- und Silberbeschlag. Curzon, der diese Handschrift gleichfalls sah, hält sie für ein Kunstwerk des 9. Jahrhunderts. Die von ihm beschriebene Copie der Evangelien in Quart fand ich nicht vor, dagegen

eine in Octavformat höchst klar geschriebene. Leider lag diese Handschrift, die vermuthlich aus dem 11. Jahrhundert stammt, im traurigsten Zustande zerstückelt am Boden. Andere Manuscripte waren von den Würmern so stark zerfressen, andere leichtsinnig durch Feuer beschädigt, daß sie nicht mehr viel für den Forscher leisten konnten. Am besten erhalten waren die Prachtausgaben der Kirchenväter in abendländischen Drucken; Justinus Martyr, Athanasius, Cyrillus, Basilius, Photius und besonders Chrysostomus waren in verschiedenen Ausgaben vorhanden. Ich ergriff die Gelegenheit, den neugierigen Mönchen, die mit in die Bibliothek gekommen waren, um zuzusehen, was wir eigentlich da machen wollten, aus Chrysostomus' Abhandlung Περὶ μετανοίας (Ueber die Buße) etwas vorzulesen. Dies zog einen derselben so an, daß er zur großen Verwunderung der übrigen sich vom Grammatikos den dicken Folioband erbat, um auf seiner Celle die Bußbetrachtungen des Chrysostomus gründlicher zu erwägen.

Daß es in Iwiron an Kenntniß der alten griechischen Sprache bei manchen Mönchen nicht mangelt, erwies sich mir auch aus einer Ueberschrift über dem Hauptthor des Klosterhofs, welche wir als Probe moderner Mönchspoesie des Athos im Anhange mittheilen.

Die Bibliothek zu Lawra zählt ungefähr 1000 Manuscripte und vielleicht ebenso viele gedruckte Nummern. Sie ist viel besser erhalten als die zu Iwiron und steht unter der Aufsicht eines mit altgriechischer Sprache und Wissenschaft nicht unbekannten Mönchsbruders; doch enthält sie wenig Merkwürdiges.[7]) Unter den Handschriften finden sich mehrere Werke über Logik von unbekannten Verfassern. Die logischen Formeln sind in ihnen durch mathematische Figuren neben dem Text versinnbildlicht. Viele Kirchenmusik befindet sich unter den Manuscripten, darunter vollständige

Gesangsweisen für die Liturgien sämmtlicher Heiligenfeste, die mit Miniaturen der betreffenden Heiligen verziert sind. Als besondere Kostbarkeit rühmte der Grammatikos eine Handschrift des Johannes Damascenus, die wir aber nur flüchtig in die Hände bekamen. Drei Evangelienharmonien aus dem 13. oder 14. Jahrhundert waren recht wohl erhalten. Eine davon mußte früher in den Besitz eines vornehmen, vielleicht kaiserlichen Beters gewesen sein, denn ihr Einband war reich mit Edelsteinen verziert. Unter den Drucken befanden sich außer den wichtigsten Vätern der orientalischen Kirche auch die Gesetzsammlungen des byzantinischen Reichs, die sogenannten Basilika, sowie die Nomokanones und die Synodalacten.

In Paulu sind nur wenige Handschriften erhalten. Die meisten unter ihnen in serbischer Sprache, darunter eine große Handschrift der Evangelien mit Illuminationen und Verzierungen in Goldschrift. Von griechischen Manuscripten aus alter Zeit sah ich außer einiger Kirchenmusik hier vornehmlich nur ein Manuscript, welches aber das besterhaltenste, am schönsten geschriebene und interessanteste war, das ich überhaupt auf dem Athos gesehen habe. Es ist dies ein Quartband, der den größten Theil der neutestamentlichen Bücher, mit Ausnahme der Evangelien, in sehr leserlichen und geschmackvoll verzierten Charakteren enthält. Die Reihenfolge der Bücher ist folgende: Die Apostelgeschichte, der Brief des Jakobus, die drei Briefe St.-Johannis, der Brief des Judas, die zwei Briefe St.-Petri; die Briefe St.-Pauli in der gewöhnlichen Ordnung: der Römerbrief, die zwei Korintherbriefe, die Briefe an die Galater, Epheser, Philipper und Kolosser, die zwei Briefe an die Thessalonicher; die zwei Briefe an den Timotheus, der an den Titus und der an Philemon, der Brief an die Ebräer und die Offenbarung St.-Johannes. An mehreren Stellen, besonders der Apostelgeschichte

und des Römerbriefes, enthält die Handschrift Lücken. Jedem einzelnen Brief ist ein kurzes Inhaltsverzeichniß oder Hypothesis (Ὑπόθεσις) vorausgeschickt. An dem vier Finger breiten Rande finden sich als fortlaufender Commentar von Vers zu Vers die Annotationen und Glossen des Bischofs Andreas von Cäsarea verzeichnet, welcher unter Justin und Justinian blühte. Am Ende des Manuscripts finden sich zur Seite des Kreuzeszeichens die Worte K (ύριε) φύλαττον Κυρίαν Μαρίαμ. Diese Worte beweisen, daß das Manuscript einer vornehmen Dame, Namens Maria, gehört haben muß. Ein ausführlicher Bericht, der auf einigen Blättern sich findet, die mit dem Einbande an das Manuscript geklebt worden sind, sagt, diese merkwürdige Handschrift sei durch die Kaiserin Maria selbst geschrieben worden, welche nach der Angabe des Zonaras im 9. Jahrhundert gelebt und nachdem sie entthront worden, sich in ein Kloster zurückgezogen habe. Da habe sie nach den besten Quellen und mit dem frömmsten Eifer das ganze Neue Testament mit dem Commentar des Andreas von Cäsarea auf das schönste und sorgfältigste eigenhändig abgeschrieben. Von den zwei Bänden, welche diese Arbeit eingenommen, sei der hier im Kloster Paulu erhaltene der letztere. Wo der erste hingekommen wisse man nicht.

Ich habe weder in den Geschichtsquellen des byzantinischen Reichs eine entthronte Kaiserin Maria aus dem 9. Jahrhundert noch in dem mir freilich augenblicklich nur theilweis zugänglichen Zonaras die citirte Notiz wiederfinden können. Dagegen wurde schon oben bei der Schilderung des Klosters erwähnt, daß Paulu eine serbische Stiftung ist und daß sich die Kaiserin Maria, Tochter des Despoten von Serbien, Georg Brankowitsch, und vom Jahre 1438—48 Gemahlin des Sultans Amurad II., vielfältig um dies Kloster verdient gemacht hat. Nachdem nämlich dieser siegreiche und glorreiche Sul-

tan, der Vater Mohammed's II. des Eroberers im Jahre 1448 gestorben war, war Maria oder (wie sie sich lieber nennt, um ihre Witwentrauer auszudrücken) Mara (d. i. die Bittere, Verbitterte, Betrübte) zu ihren Aeltern nach Serbien zurückgegangen, nach dem Tode ihres Vaters aber genöthigt worden, vor ihrem schändlichen Bruder Lazar, der die eigene Mutter vergiftet hatte, zu fliehen. In Konstantinopel, dessen Kaiserin zu werden sie verschmäht hatte, als der letzte Paläologe ihr seine Hand anbot, wurde sie von dessen Entthroner, ihrem Stiefsohne Mohammed dem Eroberer, gastfreundlich aufgenommen. Doch erkannte derselbe ihre Ansprüche auf Serbiens Thron nur insofern an, als er sich in Besitz desselben setzte und ihn als Stiefsohn der Maria für sich selbst behielt. Statt dessen wies er seiner Stiefmutter einen Witwensitz zu Jassowo am Strymon nicht fern vom Athos zu, woselbst Maria oder wie sie sich in einer handschriftlich erhaltenen Urkunde nennt: „Die Sultanin Kaiser Murad's, die gottesfürchtige Zarin Mara, Tochter des Despoten Georg", in frommer Abgeschiedenheit bis an das Ende ihrer Tage lebte. Dieser Sultanin Maria hat meiner Ansicht nach das erwähnte Manuscript zugehört und ist von ihr an das damals serbische Kloster des Athos, Paulu geschenkt worden. Doch halte ich die Handschrift selbst wegen der vielfältigen Spuren späterer Correcturen, der Eintragung von Vers- und Kapiteleintheilungen durch andere Hand und wegen der Form der Buchstaben der Grundschrift für viel älter, möglicherweise dem 9. oder 10. Jahrhundert angehörend. Das Kloster Paulu ist auf diese Handschrift stolz und der Abt Sophronius entgegnete auf meine Frage, ob und für wie viel sie wol verkäuflich sei, daß das Kloster sie nie von sich geben würde. Er selbst pflege alle Morgen darin zu lesen und bedaure nur, daß der erste Band abhanden gekommen sei. Die

Eleganz der Handschrift läßt nichts zu wünschen übrig, die Initialen sind mit Arabesken verziert.

Die goldenen Bullen (Χρυσόβουλλα), welche ich in diesem Kloster einzusehen Gelegenheit hatte, stammten aus dem Jahre 1394, 1406 und 1408 n. Chr. oder wie die Bullen es selbst angeben aus dem September 6901, Juli 6913 und Juni 6950 nach Jahren der Welt. Sie sind ertheilt von Johannes II. Paläologus, der, zuerst als Mitregent des Kaisers Manuel von 1391—1448 regierte und eine Zeit lang mit seinem Vater, dem halbblinden Andronikus, gegen Manuel um die Alleinherrschaft stritt. Die Bullen verleihen dem Kloster Paulu Landbesitz in den Gegenden von Kassandra, Rhadoslawos und auf der Insel Lemnos und bestimmen die Abgaben, welche die Bewohner der betreffenden Landstriche an das Kloster zu entrichten haben. Die Unterschrift des Kaisers ist von ihm eigenhändig mit Purpurtinte geschrieben und lautet, wie wir sie im Anhange als Facsimile mittheilen: „Johannes an den Gott Christus gläubiger König und Kaiser der Römer, der Paläologe.“ Unter der Handschrift des Kaisers ist an seidenen Fäden sein Insiegel bestehend in einer mit seinem Brustbilde versehenen dünnen Goldplatte befestigt.

Wir erwähnen noch, daß die Bibliothek von Dionyssiu viel umfangreicher ist als die von Paulu und Lawra. Wenn Fallmerayer sagt, sie enthalte nur 388 Nummern, worunter 139 Handschriften, so müssen ihm von den gedruckten Schätzen dieser Bibliothek zu seiner Zeit noch nicht angeschafft gewesen sein. Die Bibliothek ist in einer sehr engen Lokalität zusammengeschachtelt, kann aber nicht weniger als 4—5000 Bände enthalten. Diese Bibliothek enthält fast nur dogmatische und hymnologische Werke. Unter den Handschriften bemerkte ich das „Hexaëmeron“ des Chrysostomos und mehrere Werke des Johannes Damascenus.

Zu diesen Notizen über die Bibliotheken des Athos möge noch hinzugefügt werden, daß ich auf den Rath meines Herrn Reisegefährten nicht unterließ, den Vorstehern der Klöster, in denen wir verweilten, vorzustellen, wie wichtig die Anfertigung eines genauen und brauchbaren Gesammtkatalogs für die jetzt noch vorhandenen Bücherschätze und insonderheit für die Manuscripte des Athos sein würde. An einigen Stellen entgegnete man: Kataloge seien schon vorhanden, aber wir sahen in Vatopädi, wie mangelhaft diese Arbeit bisjetzt ausgefallen ist. Im allgemeinen sieht man noch immer auf dem Athos zu wenig ein, daß die Manuscripte auch denen, die den Athos nicht selbst besuchen, dienen können, ohne daß sich ihre jetzigen Besitzer von ihnen zu trennen brauchen. Ja seitdem man durch den häufigen Verkehr mit Fremden auf den Werth dieser früher ganz verachteten Pergamente aufmerksam geworden ist, hat man zwar dem Verkauf derselben Einhalt gethan, verbirgt sie nun aber am liebsten ganz und gar vor den Augen der Franken. Möchte es Herrn von Sewastianow gelingen, sein großartiges photographisches Unternehmen durchzuführen und dadurch wenigstens einen Theil der wichtigsten noch auf dem Athos vorhandenen Handschriften zum wissenschaftlichen Gemeingute zu machen.

V.

Lebensweise der Mönche und Ansichten derselben.

Wir beschließen unsere Betrachtungen über den Mönchsberg und seine Bewohner mit einigen Bemerkungen über die Lebensweise, die religiösen und politischen Ansichten der Mönche und einer Reflexion über die wahrscheinliche Zukunft der Institutionen des Athos.

Nichts hat die Aufmerksamkeit der großen Menge unter den Besuchern des Berges mehr auf sich gezogen, und nichts gibt dem Berge und seinen Bewohnern in den Augen der orthodoxen Christen des Orients einen höhern Glanz der Heiligkeit, als das daselbst unbedingt geltende und bis auf den heutigen Tag fast ohne Ausnahme aufrecht erhaltene Verbot, welches allen weiblichen Wesen untersagt, sich auf der Halbinsel aufzuhalten, ja dieselbe auch nur zu betreten. Man findet bei Ami Boué und bei Curzon verschiedene Anekdoten, welche die Gewissenhaftigkeit, mit der die Mönche dieses Verbot aufrecht zu erhalten suchen, in humoristischer Weise darthun. So jene Geschichte von der Katze des türkischen Aga, welche ihr Herr mit Mühe vor dem Tode retten konnte, mit dem sie von den Mönchen bedroht war, weil sie in Karyais Junge geboren hatte. [8]) Auch wir wurden versichert, daß nicht nur keine Frauen und Jungfrauen, sondern selbst keine Katzen und Hennen auf dem heiligen Berge geduldet würden. Als wir dieser Versicherung gegenüber die bedeutenden Eiervorräthe, die wir in einigen Klosterküchen fanden, als Gegenbeweise in Anspruch nahmen, versicherte man uns, daß die Hennen auf den Meierhöfen der Chalkidike sie gelegt hätten und daß sie von dort aus auf den Berg gebracht worden seien. Nur der Bruder Gärtner (Baghtscheban) im Kloster Kutlumusi war ehrlich genug, einzugestehen, daß er sich eine Katze und einige Hennen halte und sich auch ab und zu das gleichfalls verpönte Vergnügen gestatte, heimlich eine Cigarre zu rauchen oder gebratenen türkischen Weizen, seine Lieblingsspeise, zu essen.

Die mehr als chinesische Abschließung gegen das weibliche Geschlecht, hat übrigens nicht verhindern können, daß nicht während des letzten Jahrzehnds reiselustige Engländerinnen öfters auf dem Athos gelandet wären. Von den Klöstern überall zurückgewiesen, durchstreiften sie wenig-

ſtens die Waldreviere und zogen ſich dann wieder auf ihre Schiffe zurück. Im Jahre 1854 geſchah aber ſogar das Unerhörte, wovon die Mönche von Vatopädi mit ähnlichem Schauder und Abſcheu erzählten, wie ein Joſephus von der Profanation des Tempels durch den Eintritt des Pompejus in das Allerheiligſte, daß Lord Stratford, der engliſche Geſandte, bei ſeinem Beſuche auf dem Athos ſich die Freiheit nahm, mit ſeiner Lady und zweien ſeiner Töchter in die Klöſter hineinzugehen und den Damen durch die widerſtrebenden Mönche ſelbſt alle Sehenswürdigkeiten zeigen zu laſſen.

Im allgemeinen werden die Fremden mit anerkennungswerther Hospitalität aufgenommen und mit dem, was die Kloſterküche darbietet, bewirthet. Man rechnet auf eine entſprechende, aber nicht übermäßige Vergütung an Geld ſeitens der wohlhabenden Fremden (5—10 Francs per Tag für eine Perſon), während die ärmere Klaſſe der Pilger unentgeltlich verpflegt wird. Die Fremdenzimmer ſind einfach und alterthümlich eingerichtet und größtentheils gewähren ſie herrliche Ausſicht über Land und Meer. Hinſichtlich der Reinlichkeit und Aufmerkſamkeit der Bedienung iſt man verſchieden daran. Verhältnißmäßig gehören aber die Stationen des Athos zu den beſten Reiſeſtationen im Orient. Das Benehmen der Mönche gegen ihre Gäſte iſt meiſtentheils zuvorkommend. Die erſten Beamten des Kloſters ſtatten den Fremden, die mit guten Empfehlungen kommen, alsbald ihre Bewillkommnungsbeſuche ab und erwarten dann deren Erwiderung. Nach der Anſtrengung der Reiſe wird es des Beſuchs manchmal etwas zu viel, zumal die Mönche mit Fragen nach Herkunft des Reiſenden, Ziel der Reiſe und kirchlichen und politiſchen Neuigkeiten keineswegs zurückhalten. Das Leben der Mönche untereinander verbirgt ſich dem Auge der Fremden größtentheils. Die böſe Fama be-

richtet viel Uebles in dieſer Beziehung vom Athos, aber unſern Augen und Ohren hat ſich von dieſen unerfreulichen Seiten des Mönchslebens nur wenig gezeigt. [9])

Der in frühern Jahrhunderten unter den Athosmönchen herrſchende Geiſt religiöſer Schwärmerei findet ſich gegenwärtig nur noch bei einzelnen und wird durch übermäßige Kaſteiung des Körpers hier und da zur Urſache wirklicher Geiſtesabweſenheit oder Geiſtesverwirrung. Der Kloſterarzt von Vatopädi klagte über die mehrfältig vorkommenden Erſcheinungen von Blödſinn und Tiefſinn. Er erzählte uns, daß es unter den Mönchen einzelne gebe, die in ihrer Ertödtung des Fleiſches ſo weit gekommen zu ſein glauben, daß ſie eines unmittelbaren Umgangs mit der Engelwelt genießen. Sie gelten deshalb ſelbſt ſchon hier auf Erden für eine Stufe der Herrſchaften und Gewalten des Himmelreichs (Τάξις ἀσωμάτων wörtlich: Schar der Körperloſen). Man glaubt, ihre Seele erhebe ſich in geiſtiger Verzückung ſchon vor ihrem Tode ab und zu aus dem Kerker ihres Körpers, ſodaß ſie unſichtbarerweiſe bald hier, bald dort ſein können. Sie halten ſich ſelbſt für inſpirirt durch den Geiſt Gottes und dagegen für taub und ſtumm gegen die Regungen des Fleiſches (Κωφοὶ τοῦ κυρίου, δαμασταὶ τοῦ αἰῶνος, Stumme des Herrn, Ueberwältiger der Welt). Zum Abzeichen ihrer myſtiſchen Hoheit tragen dieſe Erleuchteten häufig einen ſchwarzen Schleier über der gewöhnlichen Mörſermütze des griechiſchen Prieſterſtandes. So haben ſich die Nachklänge jenes Quietismus auf dem Athos erhalten, der im 14. Jahrhundert durch Gregor Palamas gegen den Abt Barlaam vertheidigt wurde; ein Streit, der 1350 durch die Synode von Konſtantinopel zu der Entſcheidung gebracht ward, daß es ein unerſchaffenes Licht gebe, welches, wie es auf dem Berge Tabor den Herrn und ſeine Jünger umſtrahlt habe, ſo ſich auch jetzt noch den heiligen Männern

Gottes zeige und diejenigen in den seligsten Zustand der Gottesfülle versetze, welche durch fortdauernde Versenkung in gottgefällige Selbstbetrachtung sich des Erscheinens dieses Lichtes würdig zeigten.

Dieser mystisch-quietistische Geist hat wol nur noch eine kleine Anzahl von Adepten unter den Athosmönchen. Bei den meisten ist von schwärmerischer Begeisterung nichts zu merken. Leider verbleiben sie trotzdem in jenem Zustande der Bildungslosigkeit, in welchem sich gegenwärtig fast die ganze orthodoxe Geistlichkeit der Levante befindet. Die meisten von ihnen sind sogar stolz auf ihre Amathia (Ungelehrtheit) und halten die Wissenschaften für seelenverderblich und christusfeindlich. Während sie dadurch von allem gründlichen Studium, sowol der heiligen als profanen Schriftsteller, sich abhalten lassen, nehmen sie jedoch lebendigen Antheil an den sich in der Welt ereignenden Neuigkeiten. Die neugriechischen Zeitungen von Athen und Konstantinopel sind in allen Athosklöstern zu finden und ich erstaunte manchesmal über die scharfsinnigen Urtheile, welche einzelne unter unsern Gastfreunden über die Europa bewegenden politischen Tagesfragen fällten. Dabei wußten sie sich mit vieler Vorsicht über compromittirende Fragen auszusprechen oder über sie hinwegzusetzen. Ein unverholener Haß gegen die römische Kirche gab sich allenthalben kund und wo man erfuhr, daß ich ein protestantischer Geistlicher sei, versicherte man mich, man halte die protestantische Religion der orthodoxen viel näher stehend als die der Papisten. An mehreren Orten erkundigte man sich genau, ob wir auch das Nicänum bekennten und ob wir es in der ursprünglichen oder in der von der römischen Kirche angenommenen Fassung besäßen. Man freute sich zu hören, daß wir die Heilige Schrift Neuen Testaments aus der griechischen Ursprache läsen und aus derselben auslegten, daß

wir keinen Beichtzwang hätten und gegen die Lehre vom Ablaß und vom Fegefeuer mit der griechischen Kirche einmüthig stritten. Als ich gegen die Bilderverehrung Einspruch that, antwortete man mir, die Bilder seien nur Sinnbilder und jedenfalls für den Zweck der Andacht viel geeigneter als die Sculpturen in den römischen Kirchen, die ja schon durch die Propheten des Alten Bundes als götzendienerisch verworfen worden seien, während der kirchliche Gebrauch gemalter Bilder in der heiligen Schrift nicht verboten sei.

In politischer Beziehung machte die Mehrzahl der Mönche keinen Hehl aus ihrer Vorliebe für die Hellenen und aus ihrer Hoffnung auf einen zweiten Krieg, wie sie ihn im Gegensatz gegen den letzten orientalischen nannten, in dem das Kreuz den Sieg über den Halbmond behalten werde. Viele Athosmönche sind alle Tage bereit, wenn die Stunde des Befreiungskampfes kommt, die Waffen wieder zu ergreifen und ihre Landsleute gegen die Türken zu führen. Sie würden dies thun, obgleich sie nach den Kirchengesetzen des Priesterstandes verlustig gehen, sobald sie Menschenblut vergossen haben. Aber unter den niedern Graden der Klostergeistlichkeit findet man viele auf dem Athos, die früher Flinte und Säbel ebenso geschickt geschwungen haben, wie jetzt das Rauchfaß oder den Rosenkranz. Für die constitutionelle Staatsverfassung des griechischen Königreichs, ist, wie für alles Abendländische, bei den Athosmönchen wenig Sympathie vorhanden, zumal die Sequestration der Klostergüter in Griechenland und Serbien nicht vergessen werden kann. Die Sympathien für Rußland werden durch fortdauernde Wohlthaten und Geschenke des russischen Kaiserhauses rege erhalten. Doch merkt der aufmerksame Beobachter, daß die Synode zu Karyais eine allzu imponirende Protection von russischer Seite nicht wünscht und deshalb

den Ausbau der großen ruſſiſchen Skiti (Ῥωσσικὸ Σαραΐ) mit mistrauiſchen Augen anſieht. Der General Sewaſtianow ſcheint während ſeines Aufenthalts auf dem Athos durch das Verhalten der Synode und der Kloſterobern öfters daran erinnert worden zu ſein, daß Rußland auf dem Athos doch nicht allmächtig iſt.

In den hellern Köpfen iſt jetzt auch ſchon auf dieſem abgeſchiedenen Mönchsberge die Ueberzeugung mächtig geworden, daß die alten Formen des kirchlichen und politiſchen Lebens den Einflüſſen der von Weſten kommenden Civiliſation nicht auf die Dauer wiederſtehen können. Die Einkünfte der Klöſter werden immer geringer, wenn ſie auch bisjetzt zum Theil noch recht bedeutend ſind. Zum Eintreten in den Mönchsſtand melden ſich gegenwärtig faſt nur Unbemittelte, Leute aus niedern Ständen. Die bisjetzt durchgeführte Abſchließung der Halbinſel gegen außen wird nicht länger aufrecht zu erhalten zu ſein, wenn regelmäßige Dampfſchiffahrten nach ihren Geſtaden eingerichtet worden ſind, wie dies bereits im vorigen Jahre beabſichtigt wurde. Aus allen dieſen Gründen wird es wahrſcheinlich, daß dieſer merkwürdige Mönchsſtaat ſeiner Auflöſung mit raſchen Schritten entgegengeht. Im Intereſſe der chriſtlichen Kunſt und Wiſſenſchaft liegt es, die architektoniſchen und bibliographiſchen Schätze der Klöſter auszubeuten, bevor die Neuerungsſucht kommender Geſchlechter dieſen letzten Zufluchtsort und Sammelplatz byzantiniſchen Lebens der in ihm leider zu lange nutzlos verborgen gebliebenen Ueberreſte einer großen Vergangenheit beraubt, und das Aſyl weltmüder Anachoreten in einen Schauplatz des geſchäftigen, lärmenden Alltagsverkehrs einer civiliſirten, modernen Welt verwandelt.

Niemand kann ermeſſen, wie viele Jahrzehnde noch verſtreichen werden, ehe dies geſchieht. Iſt es aber geſchehen, ſo wird die orientaliſche Kirche die mächtigſte Stütze ver-

loren haben, durch welche sie sich bisjetzt als Volkskirche des griechischen Stammes aufrecht erhielt. Tritt bis dahin die Beseitigung der türkischen Herrschaft in der europäischen Türkei ein, so wird sich die orientalische orthodoxe Kirche auch in diesen Gebieten in ganz ähnlicher Weise der christlichen Staatsgewalt unterordnen, wie dies im Kaiserreich Rußland und im Königreich Griechenland bereits geschehen ist. Der Einsiedler des Berges Athos aber wird dann, was die gebildeten russischen Mönche schon jetzt sind: ein in Seminarien disciplinirtes und uniformirtes Werkzeug der Staatsgewalt zur kirchlichen Beherrschung des rechtgläubigen Volks.

Anhang.

1.

Wortlaut des Circularſchreibens, durch welches die Reiſenden von dem Präſidenten der Kloſterrepublik an die einzelnen Kloſtervorſtände empfohlen werden:

Πρὸς τὰ ἐν Ἁγίῳ Ὄρει τοῦ Ἄθωνος εἴκοσι Ἱερὰ Μοναστήρια.

Φ Ἐπειδὴ ὁ τὸ παρὸν Ἱεροκοινοσφράγιστον παραλαβὼν Μονσιοῦ ..... ὑπηκόος .... ἐξ εὐγενοῦς καταγωγῆς ἦλθεν ἐνταῦθα διὰ συστάσεως ἐκκλησιαστικῆς περιηγηθῆναι τὰ ἱερὰ Μοναστήρια πιριεργείας χάριν διὰ τοῦτο συνιστῶντες τοῖς ἱεροῖς Μοναστηρίοις τὸν ἠρημένον Μονσιοῦ ..... ἀξιοῦμεν ἀδελφικῶς διὰ τοῦ παρόντος ὅπως ὑποδεχθῆτε τὴν Εὐγενίαν του φιλοφρόνως καὶ περίπονητικῶς δεικνύοντες αὐτῷ ὅ,τι ἄξιον περιεργείας καὶ εὐκολύνοντες τὰς ἀπὸ Μοναστηρίου εἰς Μοναστήριον μεταβάσεις του μετὰ τῆς συνοδείας αὐτοῦ φιλοτιμούμενοι ἵνα καταστήσωμεν τὴν Εὐγενίαν αὐτοῦ ἐπαινέτην τῆς φιλοφρόνου καὶ φιλοξένου τῶν Μοναστηρίων διαθέσεως.

τῇ 28. Αὐγούστου 1858.

✠ Ἅπαντες οἱ ἐν τῇ κοινῇ Συνάξει ἀντιπρόσωποι καὶ Προιστάμενοι τῶν εἴκοσιν Ἱερῶν Μονῶν τοῦ ἁγίου Ὄρους Ἄθω.

Digitized by Google

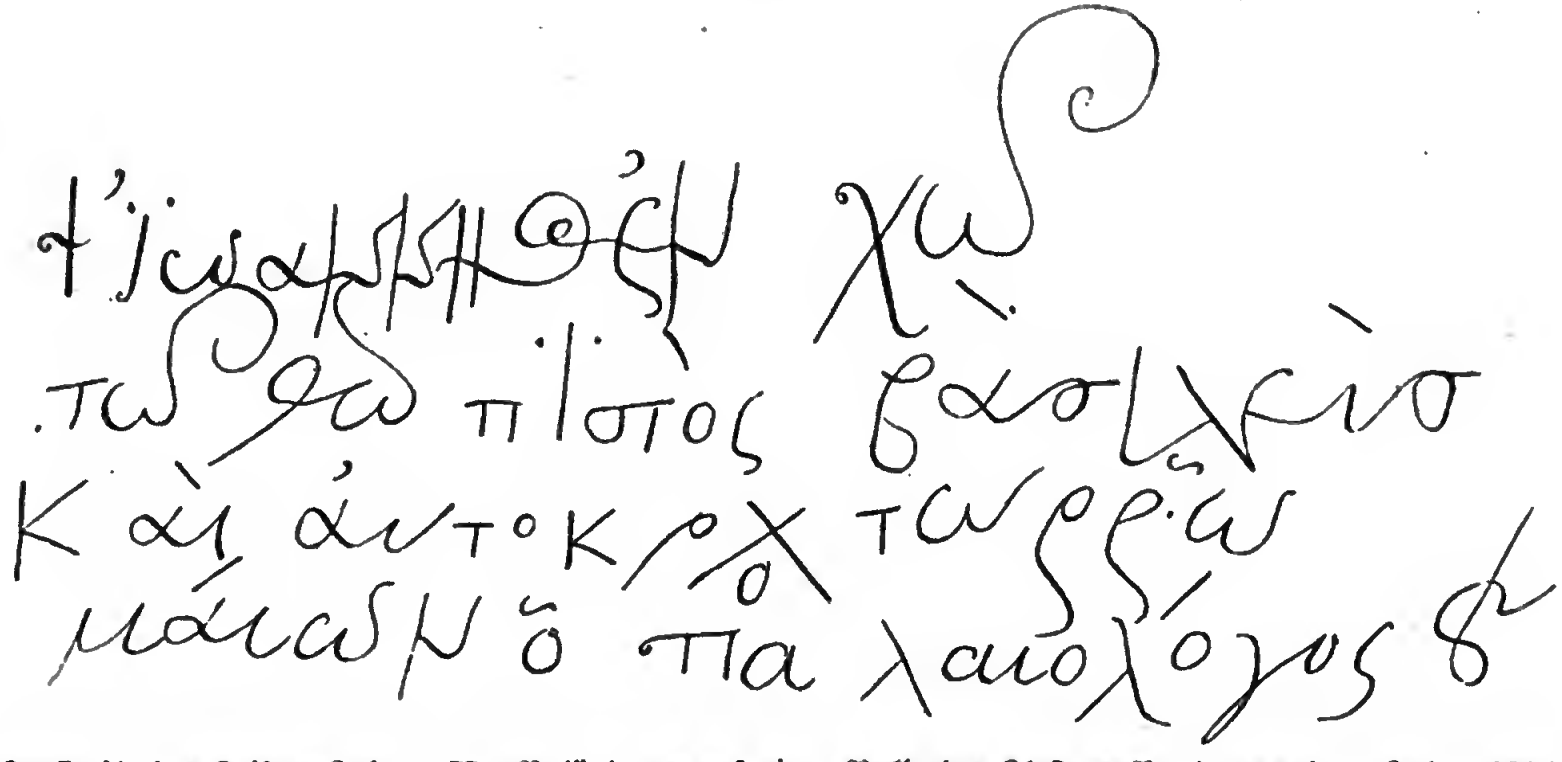
2.

Als Probe der modernen Mönchspoeſie des Athos diene folgende in Trimetern abgefaßte und erſt einige Jahrzehnde alte Inſchriſt über dem Hauptthore des Kloſters Iwiron:

Δεσποινα μητερ του Θεου λογου μονη
Θεοσφραγιστε καὶ κεκλεισμενη πυλη
Ὡς σε προειδεν Ἰεζεκιηλ πυλην
Ὃν Θεν πυλη συ καὶ πυλωρος παρθενε
Καλεισθαι ποτνα ἠρετισας κυρια
Της ὡδε λαμπρας σης μονης
Ἣν περ φυλαττε αἰεν ἀνεῳγμενην
Προς παντας ἁγνητους ἐνθαδε ἰοντας
Ἡμιν δε δοιης σοις ταπεινοις ἁζυτοις
Εἰρηνικον τε καὶ θεαρεστον βιον
Καὶ τοις ἐουσιν ἐν κοσμῳ χριστωνυμοις
Ὧν συ στεφανος εὐχος ἐλπις καὶ σκεπη.

Klauſe des Worts von Gott, Herrin und Mutter du,
Du von Gott ſelbſt verſiegelt und verſchloſſ'nes Thor:
So wie Heſekiel der Prophet dich einſt geſehen [10])
O Jungfrau, welche Pforte heißt und Pförtnerin:
Voll Huld haſt du geſtattet uns zu nennen dich
Des Kloſters hier, des ſtattlichen, Beſchützerin!
O halte du dies Obdach immer aufgethan
Für alle hierher pilgernden zur Heiligung!
Uns deiner Diener Niedrigſten verleihe du
Ein friedensvolles Leben, welches Gott gefällt!
Wer draußen in der Welt den Namen Chriſti trägt,
Auch dem ſei Kron' und Ruhm, Hoffnung und Schutz und Schirm!

3.



Facsimile des Kaisers Johann II. Paläologos auf einer Bulle des Klosters Paulu aus dem Jahre 1394.

Anmerkungen.

1) Es führt den Namen von einem mehrentheils trockenen Gießbach (ξερὸς ποταμός), an welchem es erbaut ist.

2) So erzählt wenigstens die Klostersage.

3) Diese Schreibart halte ich nach der Hypothese des Professors Roß für die richtige, da die Ableitung der letzten Silben von παιδί der Knabe nur auf der weiterhin zu erwähnenden Sage beruht.

4) Diese ganz einsam in den versteckteſten Waldgründen lebenden Eremiten kommen nur sehr selten zu den Klöstern um die nothdürftigsten Lebensbedürfnisse einzutauschen, wofür sie Waldfrüchte, von ihnen geflochtene Körbe oder geschnitzte Holzsachen herbeibringen. Näher bekannt ist ein solcher Eremit nur seinem Beichtvater (πνευματικός) und seinen Beichtkindern (πνευματικοπαιδία). Die Wahl des Beichtvaters ist auf dem Athos wie in der ganzen orientalischen Kirche frei und jeder, der die Priesterweihe empfangen, kann Beichtvater sein.

5) Fallmerayer, a. a. O., II, 38.

6) Αὐτὸς ὁ μεγάλος κόπος μας εἶναι ὁ θησαυρός μας, μὲ τὸν ὁποῖον κερδίζομεν τὴν βασιλείαν τοῦ θεοῦ.

7) Diese Bibliothek soll bis zur Occupation des Berges durch die türkischen Truppen während des griechischen Freiheitskampfes die reichste an Manuscripten gewesen sein. Der Grammatikos erzählte, die Türken hätten damals die Klosteröfen mit Manuscripten geheizt!

8) Dieſer Fall widerlegt den apodiktiſchen Satz, der ſich bei einigen Schriftſtellern über den Athos findet: „Man kann auf dem Heiligen Berge ſterben, aber nicht daſelbſt geboren werden.“

9) Nur ein junger Mönch zu Simopetra redete mir von den Verſuchungen des Satans (πειρασμοὶ τοῦ διαβόλου) wegen deren kein Noviz in die Klöſter aufgenommen werde, bevor er einen Bart aufzuweiſen habe.

10) Myſtiſche Deutung von Heſekiel, Kap. 46 am Ende.

Der brabanter Hof und eine brüſſeler Revolution im 15. Jahrhundert.

Von

Franz Töher.

I.

Als das Mittelalter sich zum Ende neigte, gab es außer der Schweiz kein Land in Europa, dessen politische und sociale Zustände dem Beobachter so vielen Reiz boten als die Niederlande. Nicht, daß sie besonders eigenthümlich sich entwickelt hätten, sie waren vielmehr nur in den Gleisen geblieben, welche sich gleichmäßig zogen durch das ganze weite Gebiet des Deutschen Reichs: allein was anderswo noch verworren und unklar sich darstellte, das trat hier bereits in hellen Massen und Farben, in scharfen Principien sich gegenüber. Jedenfalls hat in den Niederlanden die Theilnahme und das Talent von Zeitgenossen dafür gesorgt, daß uns die Vorgänge in ausführlicher Schilderung überliefert wurden. [1])

Wir wollen hier ein Stück niederländischer Geschichte zeichnen, bei welchem wir, als wäre es heutzutage, ebenso in die Gemächer des Hofs, wo eine verwegene Camarilla ihre Plane schmiedet, wie in die Werkstätte des Bürgers einschauen, der zum Aufstande seine Waffen putzt. Es ist ein Sittenbild aus dem 15. Jahrhundert, so anschaulich als man es nur wünschen kann. Um aber den Zeitcharakter, in welchen unsere Erzählung einschneidet, festzustellen, wird es dienlich sein, die bisherige staatliche Entwickelung zu überblicken.

Einſt hatte ſich das Lehnsweſen ausgebreitet über alle Länder, ſoweit Germanen ſeßhaft geworden. Es war die erſte rohe Form, durch welche man aus den lockern Stammesverbänden zu einer feſtern ſtaatlichen Ordnung gelangte. Die Feudalordnung entſprach ganz der friſchen Triebkraft, ganz dem ritterlichen Sinne der jungen Völker: für ſie fand darin das ſittliche Bedürfniß der Treue und Geſelligkeit, ſowie das ſtaatliche Bedürfniß des Rechts und der Ordnung den organiſchen Ausdruck. Was keine Gewalt eines Eroberers, keine Macht der Intelligenz vermocht hätte, das geſchah durch den Lehnsverband: er vereinigte unbändige egoiſtiſche Kräfte und Völker zu einem lebensvollen Ganzen. Es war das Lehnsweſen eine völkererziehende ſtaatbildende Nothwendigkeit, eine große civiliſirende Wohlthat. Länger als ein halbes Jahrtauſend hatte die Feudalordnung beſtanden, da wurde ſie morſch und ideenlos: allein ſie hatte ſich feſt eingefugt in die Gedanken und Sitten, wie in alle öffentlichen Einrichtungen der Völker. Eine ſo gewaltige Inſtitution vergeht nicht wieder von ſelbſt im ſtillen Laufe der Zeit, nur unter furchtbaren Stößen und Erſchütterungen bricht ſie zuſammen, nur ſtückweiſe unter dem jahrhundertlangen Ankämpfen neuer Culturmächte. Arbeitet ja unſere eigene Zeit noch daran, die letzten Reſte und Trümmer des mittelalterlichen Lehnsſtaats vom Boden wegzufegen, — die Säulen aber des Feudalgebäudes wurden bereits umgeſtürzt im 14. und 15. Jahrhundert.

Als nämlich das Lehnsweſen ſeine nothwendige und wohlthätige Miſſion erfüllt hatte, begann es ſeine Nachtheile zu entfalten, und zwar nach untenhin und nach obenhin, um in beiden Richtungen auf heftigen Widerſtand zu ſtoßen.

Nach untenhin drängte es, alle Leute um perſönliche herrſchende Mittelpunkte zu ſcharen, ſie zu Herrenhörigen

zu machen. Das ganze Volk aufgelöst in kleine Kreise von hörigen Dörfern, gruppirt um die Schlösser der Guts- und Gerichtsherren, — dahin gingen die feudalistischen Ideen. Ihnen setzten sich die Städte entgegen, sobald sie nur irgendetwas Macht und Selbstbewußtsein gewannen. Denn gerade der Druck der Feudalherrlichkeit, welche sich von immer wachsenden Steuern und Diensten der vormals freien Bauern nährte, war die Ursache, daß das Landvolk in die Städte strömte, sich mit Hab und Gut dort niederzulassen. In den Städten sah es hinter schützenden Wällen die alte Gemeindefreiheit wieder aufblühen, neben Bildung, Wohlleben und schöner Geselligkeit. Das 13. Jahrhundert insbesondere war das städtebauende, und mit ungemeiner Schnelligkeit blühten Städte in Gegenden empor, wo man bisher nur kriegerische Ritter, Mönche und ackerbauendes Landvolk gekannt hatte. Jetzt aber wurden sich die Städte ihres eigenen Princips bewußt: es war das der Genossenschaft, welche die Freiheit aller ihrer Mitglieder vertheidigte, es war das Princip des freien Erwerbs, der Verträge, des beweglichen Eigenthums. Diese neue Culturmacht stemmte sich fortan der Feudalität entgegen, welche die Freiheit nur an Herrengnade, und Dienst und Vermögen nur an Grundbesitz knüpfte.

Einen zweiten Hemmschuh fand das Lehnswesen nach obenhin an der fürstlichen Gewalt. Diese sah in ihm und seinen Folgerungen ihren ärgsten Feind und bekämpfte den Feudalgeist selbst da, wo sie ihn zu schützen schien. Denn gerade die feudale Entwickelung war die Ursache gewesen, daß die oberste Macht im Staate ihres Inhalts gleichsam entleert worden. Alle die vielen Herren, unter welche das Lehnswesen die Herrschaft zu erblichem Besitz vertheilt hatte, suchten zuletzt jede noch übrige Fessel abzuwerfen. Das Land zersplittert in unabängige Baronien, der Fürst nichts

mehr als der Häuptling der Adelsherren, — das blieb zuletzt übrig als zweites Ideal der Träger des Lehnsweſens.

Es war daher natürlich, daß Fürſten und Städte ſich zuſammenſchloſſen wider den gemeinſchaftlichen Gegner. Der Fürſt förderte die Städte durch Verleihung von Freiheiten und Privilegien und half neue Städte gründen. Die Bürger hinwieder halfen dem Fürſten mit Steuern und Mannſchaften, daß er das Land einige und beherrſche als ein echter Fürſt und überall den Landfrieden ſchirme. Auch der brabanter Adel fühlte ſich allmählich von der anwachſenden Fürſtenmacht, welche ſich auf das Bürgerthum ſtützte, gefeſſelt und niedergehalten. Wiederholt empörte er ſich, wiederholt zog er ſelbſt fremde Eroberer ins Land; allein jedesmal erlitt er um ſo ſtärkere Niederlagen. Endlich mußte er der realen Macht der Städte die volle politiſche Anerkennung zugeſtehen und ſich mit ihnen als denjenigen Ständen politiſch verbinden, auf welchen vorzüglich des Landes Stärke beruhe. Der Herzog aber, dankbar für die Hülfe, welche ihm die Städte in der Noth gewährten, auch genöthigt durch ihre trotzigen Forderungen, die er nicht abwehren konnte, mußte den Ständen eine Verfaſſung geben, ſo liberal für ſie, ſo ſtreng für den Fürſten, wie ſie kaum in irgendeinem Lande beſtand. Die Keure von Cortenberg beſtimmte im Jahre 1312, daß der Herzog eigenmächtig keine Steuer vom Lande fordern dürfe, als Auslöſungskoſten wenn er gefangen ſei, und Feſtlichkeitskoſten wenn er zum Ritter geſchlagen werde oder eine Tochter verheirathe; daß vier Barone und zehn Bürger alle drei Wochen zuſammentreten und Brabants öffentliche Angelegenheiten ordnen ſollten; daß die Unterthanen des Treueids entbunden ſeien, wenn der Herzog dieſe Freiheiten des Landes breche.

So hatten die Städte die politiſchen Freiheiten, aber auch die feſte Einigung des Landes unter ſeinem Herzoge für immer feſtgeſtellt. In demſelben Grade aber, als die Städte als mit- und vorherrſchend neben die Barone traten — und das war zu Beginn des 14. Jahrhunderts entſchieden —, änderten ſich die Stellung und die Ziele der Parteien im Lande. Der Kampf, welcher bisher blos ein politiſcher geweſen, nahm eine ſociale Färbung an. Das ſtädtiſche Princip trieb einen neuen Sproß, es wurde zum demokratiſchen, welches das Banner der bürgerlichen Gleichberechtigung erhob und den Feudalgeiſt verfolgte, wo er ſich zeigte. Nun hatten in den Städten die alten Raths- und Schöffengeſchlechter die Herrſchaft, bei ihnen waren die Aemter, die Gerichte, die Ehrenrechte, — ſie hatten den Krieg geführt gegen die dynaſtiſche Hoheit der Barone, gegen deren Fehderecht, das den Landfrieden ſtörte, gegen deren Zoll- und Geleitsweſen, das den bürgerlichen Erwerb beeinträchtigte. Jetzt aber, wo die Maſſe der übrigen Bürger mit jedem Jahre mehr anſchwoll, forderte ſie mit den Patricieren gleiche Rechte. Dieſe, nicht willens, ihren alten Beſitz leichten Kaufs abzutreten, verbanden ſich enger mit ihren adelichen Genoſſen auf dem Lande. Ein Kampf, der zu entſetzlichen Ausbrüchen der Volkswuth führte, der Unterbrechungen nur in Thätlichkeiten, nie in der feindſeligen Geſinnung fand, tobte fortan innerhalb der Stadtmauern. Auch für Brüſſel und die andern brabanter Städte kennzeichnete ſich dadurch das 14. Jahrhundert.

II.

Die ritterlichen Banner hatten in dieſer Periode vor den Bürgern ſich beugen müſſen. Die erſten zwanzig Jahre aber des 15. Jahrhunderts waren die Zeit, wo in den

Niederlanden das Ritterthum ſeine ſtolzeſten Siege erfocht. Es ſchwelgte in Triumphen, als die Jahre ſchon gezählt waren, wo es ſollte zerſchlagen und zerſchoſſen werden. Wann geſchah es, daß die kunſtvolle, vom Scheitel bis zum Fuße blitzende Stahlrüſtung erſt recht aufkam? War das nicht zu derſelben Zeit, als die Feldheere bereits jene langen plumpen Erzrohre mitſchleppten, deren Kugeln den härteſten Panzer und die höchſten Schloßmauern einſchlugen?

In Flandern und Hennegau, in Brabant und Holland wohnte eine ruheloſe, abenteuerluſtige Ritterſchaft; von dort waren ja auch die Kreuzfahrer ausgezogen, welche zweimal im Morgenlande eine Krone eroberten, die Krone von Jeruſalem und Konſtantinopel. Vom Rhein und Weſtfalen, von Nordfrankreich und England gab ſich die Ritterſchaft ein Stelldichein in den Niederlanden.

Sehen wir uns nun dieſes Ritterthum des 15. Jahrhunderts näher an. Die Freude an Krieg und Waffenglanz, an Jagdfeſten und Turnieren, an ewiger Aufregung durch Ehre, Liebe und Rache, dieſes gemeinſame ritterliche Gefühl vereinigte all dieſe Herren und Knappen. Das wogte in den Rhein- und Niederlanden immer hin und her von glänzendem Rittervolk, das hatte alles gleich ſeinen Fuß im Steigbügel und zog herbei mit kecken Fähnlein, wenn es irgendwo ein Turnier oder Jagdfeſt gab, oder noch lieber eine gute Gelegenheit, den verhaßten Städtern einen Schlag zu verſetzen. Denn der Widerwille gegen dieſe Bürger, welche ihres Reichthums, ihres Trotzes und ihrer Ueppigkeit kein Ziel wußten, war ein gemeinſames Gefühl, das Parteiungen in der Ritterſchaft leicht wieder ausglich. Freilich gab es noch manchen ſtillen Grund zu ſolcher Abneigung. Wenn die ritterlichen Herren durch das Blachfeld dahinjagten, ordnungslos, jeder nach ſeinem Geſchmacke, mit wehenden Helmbüſchen, mit weithin leuchtenden Schildfarben:

dann ſah es ihnen keiner an, wie viele Pfandbriefe auf ſchöne Mühlen, Güter und Forſten der Bürger, welcher für die Ausrüſtung Gelder geliehen, in ſeiner Truhe hatte. Die unromantiſche Geldmacht drückte bereits höchſt empfindlich auf das Ritterthum: denn dieſes Waffengeſchmeide, das immer reicher wurde, dieſe Menge von künſtlichen Schwertern, Harniſchen und Büchſen, das theuere Zehren in den Herbergen mit Roſſen und Knechten, wenn an großen Hof- und Turnierfeſten die Ritter zu zehn- und zwanzigtauſend Leuten zuſammenſtrömten, das alles koſtete viel Geld, viel mehr als die Güter abwarfen. Und dieſer fort und fort ſteigende ritterliche Aufwand wurde erſt recht fühlbar, als bei der künſtlichern Waffenführung die eigenen rohen Leute aus den hörigen Dörfern nicht mehr hinreichten, als man Söldner bedurfte, jene ausgelernten Geſellen vom Kriegshandwerk, die ſo theuer zu werben und zu füttern waren. Ach dieſe Söldner! Sie waren die Sehnſucht und das Verderben der Ritter! Denn ſtets eine wohlgeübte Söldnerſchar zu haben unter ſeinem alleinigen Befehl, in blanken Waffen und womöglich mit etwas Geſchütz und anderm Feuergewehr, darin ebenfalls es Fürſten gleichzuthun, — das ſchien der höchſte Ehrgeiz der großen und kleinen Feudalherren. Und es war wunderbar, wie ſie ihre Phantaſie anſtrengten, in Ausrüſtung und Farben, in Schärpen, Bannern und Sinnſprüchen etwas höchſt Bedeutendes ans Licht zu ſtellen. Und doch wie ſehr fiel all der ritterliche Prunk und Aufzug ſchon ſo kleinlich ab gegen das trefflich gerüſtete ſtädtiſche Volk, das mit der Menge ſeiner Geſchütze und Kriegswagen einherzog und gegen die ſtarken geſchloſſenen Züge der fürſtlichen Soldtruppen. Dort die bürgerliche Kunſt, hier die vom Fürſten commandirte und zuſammengeballte Kraft gemeinen Volks, — beides marſchirte heran,

alle die herrlichen Ritterscharen zu durchbrechen und aufzurollen.

Wie aber stand es denn um den geistigen Gehalt des damaligen Ritterthums? Nicht anders als um sein äußerliches Gebaren. Der geistig sittliche Ruin geht dem materiellen voran. Nie war das ritterliche Wollen so hochfliegend und aufgeschwellt, nie der feudalherrliche Stolz so feurig und hochfahrend, — und doch war seine sittliche wie seine sociale Berechtigung bereits morsch und hohl.

In staatlicher Beziehung war die schöpferische Kraft dem Ritterthum vollends ausgegangen. In allen den zahllosen Ritterversammlungen jener Zeit stoßen wir niemals auf einen großen politischen Gedanken, der fähig war, die neuen Elemente organisch zu einem Staate zu verbinden und darin der Ritterschaft ihren rechtmäßigen und einen allseitig wohlthätigen Platz zu bewahren. Trotz auf die feudalen Herrenrechte gegenüber den Fürsten und Städten, das ist der stehende Kern und Inhalt ihrer Beschlüsse. Welche unsagliche Mühe kostete es nicht, die Landfriedenseinungen schrittweise auszudehnen, und auch diese ganz dürftigen Umrisse des neuen Staatslebens gingen nur von Fürsten und Städten aus. In sittlicher Beziehung aber hatte die damalige Ritterwelt ihren edlern Kern verloren. Längst hatte sich verflüchtigt das erhabene Ritterthum der Kreuzzüge und der Hohenstaufen, welches durchgeistigt war von hohen sittlichen Ideen. Eine wilde Sinnlichkeit hatte die reinen Ideale verdrängt: statt der Minnesänger zogen jetzt durch die Burgsäle und über die Marktplätze die Rederykers und Jongleurs, in deren Dichtungen heiße Leidenschaften tobten in Haß und Liebe und endloses Getümmel. Es war ein üppiges, brausendes Leben, überstrahlt von französischer Keckheit und Ehrliebe, jedoch unter der glänzenden Oberfläche verbarg sich unersättliche Habgier, mit welcher man durch Gewalt und

Ränke Reichthümer und Aecker und Schlösser zusammenraffte. Alle die französischen Bücher, welche damals die niederländische Ritterschaft las, steckten voll lustiger Frechheit und predigten nur die eine Lehre: Das Höchste ist Ruhm und Vergnügen, dem Kühnen aber gehört die Welt. Die deutsche Literatur war nicht viel besser. Wenn wir noch jetzt die unbarmherzigen Schelmstücke des „Reineke Vos" lesen, welche damals zuerst in den Niederlanden in ergötzliche Form und Manier gebracht wurden, nimmt es uns nicht wunder, daß nichts darin triumphirt, als die arge List und Gewalt, daß die Freude daran jedes edlere Gefühl weit überwiegt? Gerade dieser „Reineke Vos", den wir als echt körnige Dichtung, als Füllhorn köstlichen Humors nicht genug schätzen können, dieser „Reineke Vos" ist das treueste Sittenbild jener Zeit. Die Erzählung spinnt sich ab an dem dreimaligen Proceß eines höchst schlauen und gewaltthätigen Barons vor dem Lehnshofe; alle seine Streiche werden offenbar, eine ganze Wolke von Klägern drängt herbei, und zuletzt lacht er sie doch alle zusammen aus und geht davon frei und geehrt wie keiner seiner Ankläger.

III.

Dieser Ritterwelt gehörte mit Herz und Seele der junge Fürst Anton an, welcher nach Aussterben des alten herzoglichen Stammhauses im Jahre 1406 den Thron der vereinigten Herzogthümer Brabant und Limburg bestieg. Er kam als ein Prinz des burgundischen Hauses, welches ein Zweig des französischen Königsgeschlechts war und um diese Zeit sich erhob zwischen Frankreich und Deutschland mit königlicher Pracht und Macht. Seine Tante, welche ihn zum Erben einsetzte, die staatskluge Herzogin Johanna, hatte nach dem Tode ihres Gemahls länger als zwanzig Jahre

die Lande in Ruhe und Frieden regiert. Sie ehrte und vermehrte die alten Freiheiten der Städte. Wie ſehr ihr daran gelegen war, nichts als die Gerechtigkeit zu handhaben, gab ſie in Privilegien kund, durch welche ſie dem Rechte entſagte, verurtheilte Mörder zu begnadigen, und dem brüſſeler Schöffengericht die Freiheit gab, Rechtsſachen ſelbſt abzumachen, die ſich im herzoglichen Rathe in die Länge zögen. Unter ihrer Regierung war Brabant glücklich und reich an allen guten Dingen. Auf dem fetten fruchtbaren Ackerboden, und bei Bürgern, welche thätig waren in Handel und Gewerben, fehlte es nirgends an Fülle und Wohlleben. Brüſſel, Löwen, Antwerpen, Herzogenbuſch, Maeſtricht waren für jene Zeit herrliche Städte; vier andere ſtanden ihnen im Range gleich, und noch viele wenn nicht an Größe doch an Freiheitsſtolz. Zwölf Aebte und 115 adeliche Herren hatten mit den 28 Städten Sitz und Stimme auf dem Landtage.

Am meiſten Gewicht im Lande beſaß die Hauptſtadt Brüſſel. Sie trug noch einen ganz ariſtokratiſchen Zuſchnitt, während in den übrigen deutſchen Landen die Zünfte ſich längſt ihren Antheil am Stadtregiment erkämpft hatten. Zehn Ritter, 160 Herren, ſo genannt weil ſie ſchon einmal Schöffen oder Gildemeiſter geweſen, und 170 andere bildeten im Anfang des 15. Jahrhunderts den Kern der brüſſeler Patricier, welche ſich in ſieben Stämme oder Geſchlechter theilten. Wenn ſie alle ihre jüngern Söhne und Schutzverwandten hinzuzählten, gab es eine Macht von mehr als tauſend Mann. Nur die Patricier waren „wohlgeborene Leute“, deshalb ſämmtlich „von Rittersart“, die ſich ebenſo gut die höchſten Ritterehren verdienen konnten, als der älteſte Landadel. Nicht ohne Misachtung ſahen von jeher die Patricier herab auf die viel zahlreichern Gemeinen oder Handwerker. Die Gewerbe ſtanden aber im Flor

und zogen täglich mehr Gelder und Handwerksgenossen nach Brüssel. Während die Patricier durch Hochmuth und unsinnige Verschwendung an Achtung und Vermögen einbüßten, nahmen die Handwerker wie an Zahl so an Reichthum und Bildung zu. Wenn jene in reicher Eisenrüstung mit Schwert und Lanze auftritten, dann stellten sich nicht minder stattlich dar die zahlreichen bunten Züge der Zünfte, welche das Fußvolk bildeten und Piken und kurze Handwaffen führten. Gleichwol verblieben die Zünfte noch immer in der Niedrigkeit, und ihre Mitglieder galten in der Vaterstadt noch immer nicht als die rechten Söhne des Hauses. Zum Glück standen zwischen beiden Klassen zwei angesehene Gilden, welche aus beiden aufnahmen und daher eine verbindende Mittelstufe bildeten. Nach der kriegerischen Seite hin war es die Schützengilde, nach der gewerblichen Seite hin war es die Tuchgilde. Die erste vereinigte namentlich die jüngern gebildeten Leute aus den Zünften; in der zweiten sammelten sich die Großhändler, Bankiers, Schiffsrheder und alle, welche ein Geschäft im großen betrieben.

Die obersten Vorsteher dieser beiden Gilden aber mußten Patricier sein, ebenso die sieben Schöffen und die beiden Schatzmeister, welche unter dem Vorsitze des Amtmanns das höchste Gericht sowie die Regierung und Verwaltung in der Stadt hatten. Die Wahl der Schöffen geschah auf eine sinnreiche Art. Jeder Patricier, der 28 Jahre alt, verheirathet und so reich war, daß er zu keinem Geschäft genöthigt wurde, mußte sich in seinen Geschlechtslisten einschreiben lassen und bei hoher Strafe am 13. Juni zur Wahl erscheinen. Jedes der sieben Geschlechter hatte drei Candidaten zu erwählen. Zu dem Ende wurden unter seine Wahlmänner kleine Wachskugeln ausgetheilt; vier davon waren inwendig weiß, eine schwarz markirt. Die vier, welche nun bei dem Zerbrechen ihrer Kugel eine weiße

Marke fanden, gingen beiseite und wählten ihren Mann; konnten sie sich nicht einigen, so riefen sie den mit der schwarzen Marke als Obmann. Aus den auf solche Weise erwählten 21 Patriciern bestimmte der Herzog sieben zu Schöffen, und die Schöffen bestimmten aus den von den Gilden und Zünften Vorgeschlagenen die Gilde- und Zunftmeister. Den Amtmann aber oder den Oberrichter erwählte der Herzog nach seinem Belieben unter den Patriciern, denn der Amtmann war sein Stellvertreter und übte auch außerhalb der Stadt über einen großen Bezirk die Grafengerichtsbarkeit.

Außer den vorgenannten beiden Bürgerklassen hatte Brüssel, wie damals die meisten Städte, noch zahlreiche Schutzverwandte und Ausbürger. Die erstern waren Aermere, welche mit Handlangerdiensten und kleinem Gewerb in der Stadt ihren Unterhalt fanden. Die Ausbürger aber bestanden aus wohlhabenden Hofbesitzern und angesehenen Baronen, welche auf dem Lande wohnten, jedoch jedes Jahr wenigstens dreimal sechs Wochen in der Stadt sich aufhalten mußten; sie zahlten ihr statt der gewöhnlichen Steuern ein jährliches Bürgergeld und stellten in Fehdezeiten ihren Mann zu den städtischen Truppen.

Diese Ausbürger — die Adelichen hatten ihre eigenen Höfe in Brüssel —, welche ihre Gelder gern in der Stadt verzehrten, trugen nicht wenig zu deren Glanze bei. Die Häuser in Brüssel bestanden zwar meist nur aus Holz, auf den adelichen erhob sich wol ein steinerner Thurm: gleichwol übersteigt es die Vorstellung unserer Tage, welche tolle Lust und Ueppigkeit, welche Pracht und Verschwendung in diesen Häusern Platz hatten, mit welchem wogenden Glanz und Lärmen sich die Festzüge an den zahlreichen hohen Tagen der Kirche und der Stadt, der Zünfte und der Familien auf die Straßen ergossen. Auch die Dichtkunst diente zur

Luſt des Lebens. Mit dem Beginn des 15. Jahrhunderts bildeten ſich auch in Brüſſel Geſellſchaften zum Dichten, Declamiren und Aufführen von Poſſen oder von Scenen aus der Heiligen Geſchichte.

Aehnliche Verfaſſung und Zuſtände zeigten auch die übrigen größern Städte. Gewohnt ſich ſelbſt zu regieren, waren ſie wohl auf der Hut, daß kein Fürſt die Mitherrſchaft der Landſtände ſchmälere. Den neuen Fürſten franzöſiſcher Abſtammung empfingen ſie mit Mistrauen. Er erſchien als ein Fremdling im Lande, — noch ſchlimmer, er brachte die Neigung zur abſoluten Herrſchaft mit, welche im Hauſe Valois und Burgund eingewurzelt war, — und was das Aergſte, er fand an den vornehmſten Fürſten, welche es damals in den Niederlanden gab, gleichgeſinnte Helfer. Alle dieſe Fürſten trachteten danach, mit ihren ritterlichen und mit ihren noch ſtärkern Söldnerſcharen den Bürgerſtolz niederzuſchmettern, um über den Trümmern der ſtädtiſchen und ſtändiſchen Freiheiten eine kraftvolle einheitliche Fürſtengewalt zu errichten. Da war in Flandern des Herzogs Anton von Brabant Bruder, der fürchterliche burgunder Jean sans peur, ein Mann, der vor keiner Gewaltthat zurückſchreckte, — da war in Holland und Hennegau der tapfere Herzog Wilhelm von Baiern, der die widerſpenſtigen Städte aufbrach, ihre Anführer im Gefängniß enthaupten ließ und die Leichen ihren Freunden ſchickte, — da war in Lüttich ſein Bruder, der erwählte, jedoch nicht geweihte Biſchof, der ſich den ſchrecklichen Namen Jean sans pitié verdienen ſollte. Die ſtaatskluge Johanna hatte durch Heirathes- und Erbverträge die Häuſer Burgund und Baiern aufs engſte miteinander verknüpft. Dies äußerte ſofort ſeine Wirkung in einer Reihe großer Siege, welche die verbündeten Fürſten über die aufſtändiſchen Bürgerſchaften erfochten. Von ihren gemeinſamen Kriegszügen

ſei hier nur der lütticher erwähnt, als ein charakteriſtiſcher Zug der Zeit.

Lüttich war gleichwie Gent und Brügge der rechte Sitz nie endenden Aufruhrs. Im Domkapitel ein ſchroffer Adelshort, im Schöffenrath hochfahrende Patricier, in den Mittelklaſſen deutſcher Bürgerſtolz, in der untern Bürgerſchaft aber, welche in Maſſen Arbeit fand in den reichen Steinkohlengruben und Waffenhütten, das tobſüchtige walloniſche Blut: — das waren die Elemente der lütticher Bevölkerung. Häuſerſtürmen, Brand und Todtſchlag in allen Straßen erſchien in Lüttich ſo gewöhnlich wie Sturm und Regen. Als der Wittelsbacher Johann durch ſeines Vaters, Herzog Albrecht's von Baiern-Holland, Einfluß zum Biſchof von Lüttich erwählt wurde, lebten die Patricier auf der Flucht, ſie waren unter ſeinem ſchwachen Vorfahren aus der Stadt vertrieben bis auf einen. Johann, obwol erſt 16 Jahre alt, ergriff ſofort kräftige Maßregeln und ſtellte, ein merkwürdiges Vorbild anderer Fürſten, allmählich eine centrale Landesregierung her, welche allerorten Ruhe und Gedeihen ſicherte. Nun hatte er 15 Jahre regiert, machte aber immer noch keine Anſtalt, ſich als Biſchof weihen zu laſſen. Das verdroß die Lütticher aufs äußerſte, ſie ſagten, es geſchehe aus Stolz, weil er eines großen Kaiſers Enkel ſei. Johann erwiderte ihnen: Sein Amt ſei, das fürſtliche Schwert zu handhaben, fürs andere brauche er ſeinen Vicar; ob er ſich aber weihen laſſe oder nicht, das gehe nur den Papſt etwas an. Johann war aber gar nicht prieſterlich geſinnt, er ſchwang lieber hundertmal den Streitkolben als einmal das Rauchfaß. Krieg, Ritterfeſte und wüſte Gelage waren ſeine Freude. Jedenfalls wollte er erſt abwarten, wie ſich die Dinge in Holland entwickelten, denn ſein Bruder Wilhelm hatte nur eine Tochter nnd keinen andern Erben. Allein die Lütticher ſetzten ihm wiederholt zu; zweimal ver-

trieben ſie ihn, und er vertrug ſich wieder in Güte mit ihnen, das dritte mal verfolgten ſie ihren Biſchof und Fürſten bis nach Maeſtricht, ſchlugen ſeine Edelleute todt und brannten ihre Schlöſſer aus. Schließlich machten ſie einen andern zum Landesregenten und deſſen Sohn zum Biſchof. Zwei Jahre lang wurde Johann in Maeſtricht hart belagert. Hatte er ſeine ſtürmenden Unterthanen zurückgeſchlagen, ſo fiel hinter den Mauern ſeine Treuen der wüthende Hunger an.

Unterdeſſen gönnte ſich ſein Bruder Wilhelm keine Ruhe und Raſt, bis er die geſammte niederländiſche und burgundiſche Ritterſchaft in Harniſch gebracht hatte; auch aus England und Frankreich kamen Hülfsvölker und mit ihnen alle berühmten Degen weit und breit. Wieder gab es eine große ritterliche Heerfahrt wie vor zehn Jahren gegen das freie Bauernvolk der hartnäckigen Frieſen. Diesmal wollte man den längſt verhaßten Bürgerſtolz von Lüttich in Grund und Boden ſchlagen. Furchtbar war das Zuſammentreffen auf der Ebene von Othey, 13000 Lütticher fielen unter den ſauſenden Kolben und Schwertern der Ritter, und jetzt erging ein ſchreckliches Gericht über die aufſtändiſchen Städte. Gleich im erſten Monat wurden an 150 Bürger geköpft oder erſäuft, und monatelang blieben die Henker geſchäftig. Selbſt Domherren und Frauen wurden gebunden in die Maes geſtürzt, noch Wochen nachher ſtieß man ihre Leichen mit Rudern fort. Die Freiheitsbriefe aber und die Zunftfahnen der Städter wanderten ins Feuer, und Johann mußte den verbündeten Fürſten verſprechen, niemals wieder den Lüttichern Freiheitsrechte zu geben. „Johann ohne Gnade" hieß fortan der lütticher Fürſt, nicht ſo ſehr ſeiner Grauſamkeiten wegen, — denn die Burgunder und andere Herren gingen nicht beſſer mit Aufſtändiſchen um, Herzog Philipp von Burgund, welcher doch der Gute hieß, ließ z. B. 800 Bürger von Dinant paarweiſe zuſammenbinden

und in die Maes werfen, — aber Johann von Baiern that etwas, was noch härter ſchien, er durchbrach Recht und Sitte der Zeit auf eine bisher unerhörte Weiſe und ſtellte ein ganzes Land unter ſeinen Fuß, nicht beſſer als ein höriges Dorf.

IV.

Das Jammerſchickſal der Lütticher machte tiefen Eindruck. Die Brabanter wußten wohl, daß auch ihr Herzog von dem Gelüſt beſeſſen ſei, als unumſchränkter Herr zu regieren. Er hatte ſofort einen oberſten Kanzler eingeſetzt, um eine feſte Einheit in ſeine Regierung zu bringen, und eine Rechnungskammer, um ſeine Finanzen flüſſig zu halten. Die Ritterſchaft war ihm zugeneigt und ſtrömte ihm zu, ſobald er ſein Banner erhob. Er ſcheute ſich auch nicht, ſich an die rohe Maſſe zu wenden, um ſeinen Willen durchzuführen. Die Städte aber waren auf ihrer Hut und wichen keine Linie von der Bahn ihres geſchriebenen Landrechts. Sie weigerten dem Herzog ihre Kriegshülfe, weil er nicht ſagen wollte, zu welchem Ziele; ſie weigerten ihm ferner Steuern zu geben, weil er keine Rechenſchaft leiſtete über die Verwendung der bewilligten; und als er Städteboten niederwerfen ließ, beſchloſſen ſie auf dem nächſten Landtage, Abgeordnete durchs ganze Land zu ſchicken und die Beſchwerden gegen des Herzogs Rechtsverletzungen zu ſammeln. Der brüſſeler Magiſtrat ſah ſich beſonders vor und nahm eine Leibwache von 60 Bogenſchützen an, welche ihm jährlich 200 Goldkronen koſtete. Er erließ auch ein Geſetz, daß man, ſobald in der Stadt Schwerter widereinander klirrten, ſogleich Thore und Häuſer ſchließen ſolle. Unmuth und Gärung über des Herzogs Angriffe auf die Landesfreiheiten griffen im Lande um ſich. Die Städte gaben dem Fürſten zu verſtehen: er habe nicht immer auf Kriegszügen außer

Landes zu gehen und müſſe ſeiner Verſchwendung ein Ende machen. Die letztere war ſo groß, daß für die Herfahrt ſeiner Braut aus Schleſien bis Brüſſel 150000 Goldkronen aufgingen: ſo reich konnte ein brabanter Herzog ſich darſtellen.

Des Fürſten frühzeitiger Tod befreite plötzlich die Stände von allen Befürchtungen. König Heinrich V. von England war in Frankreich eingefallen, und die Blüte der franzöſiſchen Ritterſchaft beeilte ſich, ihn aufs Haupt zu ſchlagen. Er hatte ſich mit kleinem Heere tief ins Land gewagt und man dachte ihn zu umſtellen und abzufangen wie ein edles Wild. Herzog Anton, ein Prinz aus dem Hauſe Valois, durfte dabei nicht fehlen. Tag und Nacht ritt er ſeinem Kriegsvolke voraus und kam auf ſchnaubendem Roſſe auf dem Schlachtfelde an, nur von wenigen Edeln begleitet. Bei einem Dornbuſch ſprang er vom Pferde, ſich raſch zu waffnen, denn ſchon ſah und hörte er, wie die franzöſiſchen Ritterſcharen mit Jubel und Geraſſel auf den Feind ſtürzten, der ſich in einen Waldgrund poſtirt hatte und bald verſchwand hinter den breiten Linien der franzöſiſchen Helme. In ihrem Stolze hatten ſie dem Fußvolk geboten, zurückzubleiben. Nur die Ritterſchwerter ſollten die leichten Lorbern pflücken. Der brabanter Herzog, deſſen Leute ihm nicht ſo eilig hatten folgen können, warf die Rüſtung ſeines Kammerherrn über, und da weder Waffenrock noch Banner zur Hand waren, riß man in ſtürmiſcher Eile von zwei Trompeten die langen Fahnen ab, welche daran herunterhingen und des Herzogs Zeichen und Farben trugen. Die eine in der Mitte durchlöchert und über die Rüſtung gezogen mußte dem Herzog einen Waffenrock, die andere an eine Lanze gebunden mußte ſein Banner abgeben. Der Freiherr von Aſche, in deſſen Hauſe das Recht war, dem Herzoge in der Schlacht das Banner vorzutragen, erklärte, ein ſolches

Trompeterzeichen trage er nicht, und ritt auf und davon. Fluchend auf den Verräther ſtürzten die andern in die Schlacht und ließen auch ihren Kriegsruf erſchallen: „Brabant! Brabant!“

Doch die engliſchen Bogenſchützen ſtanden feſt hinter einer raſch aufgeſteckten Pfahlwand. Zug um Zug leerten ihre mörderiſchen Pfeile die Sättel der Ritter, und dieſe verfingen ſich auf dem lehmigen, naſſen Boden. Die Schützen brachen vor und fielen mit ihren Streitäxten in den Feind. Auf einmal wogte die ganze franzöſiſche Herrlichkeit zurück in wilder Flucht, und ehe er ſich's verſah, war der Herzog von Brabant in den Händen der Engländer. König Heinrich, neue Angriffe erwartend, ließ mit Trompetenſchall verkündigen, jeder Mann ſolle ſeinen Gefangenen gleich niederhauen. Da wurde auch der arme Herzog zwei Tage ſpäter unter den Todten gefunden, nackt und bloß. Hätte er nicht in dem Trompeterrocke geſteckt, wäre er wol am Leben geblieben. Das war der unheilvolle Tag von Azincourt, der 25. Oct. 1415, der in Frankreich und Brabant auf ſo vielen Schlöſſern Witwen und Waiſen weinen machte.

Des erſchlagenen Herzogs Leiche wurde in ſein Land zurückgeführt und zur Todtenfeier ſtrömte alles Volk nach Brüſſel. Die Landſtände aber waren einmüthigen Sinnes. Sie beorderten ſofort die beiden Häupter des Adels, den Freiherrn von Bergen-Grimberg und den Grafen von Naſſau-Breda, jegliches Kammergut zu verſiegeln, und gelobten feierlich mit einem Eidſchwur, miteinander Eintracht und Treue zu halten und jeden Rebellen gegen beſtehende Rechte niederzuſchlagen. Dann wählten die ſieben vornehmſten Städte für das Land elf Vertrauensmänner: zwei Aebte, drei Barone, zwei Ritter und vier Patricier, und die Stände beſtätigten dieſe Elf als eine Regentſchaft. Denn

der älteſte von des Herzogs Söhnen näherte ſich erſt dem vierzehnten Jahre. Als er dieſes erreicht hatte, zogen die Landesoberſten mit ihm von Stadt zu Stadt, damit er als Herzog Johann IV. die Huldigung einnehme und der Unterthanen Rechte beſtätige. Alles, was die von den Ständen beſtellten Regierer anordneten, war ihm recht und er hatte ſie zu täglichen Tiſchgenoſſen, die Häupter aber unter den elf waren die vier Stadtherren.

V.

Mit großer Geſchicklichkeit behandelten ſie die Anſprüche, welche an Brabant erhoben wurden. Der burgunder Herzog verlangte die vormundſchaftliche Regentſchaft für ſich ſelbſt. Eine gefährlichere Mahnerin war die Herzogin, welche der gefallene Herzog als junge Witwe zurückgelaſſen hatte; ihr einziges Söhnlein, des lütticher Johann von Baiern Pathe, war wieder geſtorben. Die Forderungen waren ebenſo groß als deren Trägerin erlaucht und von mächtigen Verwandten unterſtützt. Eliſabeth war des Kaiſers Sigismund Nichte, ſeines jüngſten Bruders des Herzogs von Görlitz Tochter, und der König Wenzel hatte ihr einſt zum Brautſchatz das Herzogthum Luxemburg verſchrieben. Jetzt war ihr nächſter Verwandter und Beſchützer der Kaiſer ſelbſt, der ohnehin geneigt war, ihr vieles zu gewähren, weil er Luxemburg gern ſelbſt wieder gewonnen hätte. Alſo beeilten ſich die brabanter Stände, die Herzogin feierlich nach Brüſſel einzuholen, und boten ihr dort in des Herzogs Reſidenz, oder an welchem Hofſitz in Brabant ſie wolle, freien Witwenſtuhl mit jährlich 5000 Kronen. Einen ſtattlichen Hofſtaat richtete man ihr ein, und alles wäre vielleicht gut gegangen, wenn die Regentſchaft nicht zwei Damen vom Hofe entfernte, welche die Fürſtin

gern hatte. Die Herzogin rief die Frauen wieder zu sich; da baten die Landesobersten mit dem jungen Herzoge um eine geheime Audienz und bezeichneten die beiden Damen, weil deren Ruf nicht lauter, als unwürdig der Gesellschaft der Herzogin. Die beleidigte Fürstin erklärte: „Sie wisse selbst am besten, wer ihrer Gesellschaft würdig; lieber wolle sie sogleich den brabanter Hof meiden, als eine solche Beleidigung hinnehmen.“ Man beschwor sie kniefällig, dem Lande diese Schmach nicht anzuthun, blieb aber nichtsdestoweniger auf jener Forderung. Die Herzogin wurde so empört, daß sie nicht einmal wartete, bis ihr Wagen vorfuhr. Zu Fuße verließ sie die Residenz und reiste andern Tages ab nach ihrem Luxemburg. Jetzt erhob sie ihre Ansprüche. Sie gingen auf Landestheile und gefangene luxemburger Ritter, — auf ihr reiches Eingebrachte an Juwelen, Pfandbriefen und andern Schätzen, — auf die Niederlage von 50000 Kronen aus des Herzogs Kasse, welche ihr bei ihrem Einzuge in Brabant Wilhelm van den Berghe vorenthalten hatte, — endlich auf ein Witthum, wie es ihrem hohen Stande gebührte. Nun kamen auch Gesandte vom Kaiser, daß man vor allem der Herzogin-Witwe müsse gerecht werden, und daß er Brabant für sich selbst verlange, weil es ihm als Reichslehen und als sein Erbe von dem frühern Herzog Wenzel her anheimgefallen sei. Nichts war Sigismund widerwärtiger, als daß er sehen mußte, wie breit sich das burgundische Haus in den Niederlanden ausdehnte. Er weigerte sich, den Gesandten, welche vom jungen Herzoge zu ihm nach Lüttich kamen, die vorläufige Belehnung zu ertheilen, und rief ihnen zornig zu: „Ob sie denn schon ganz Franzosen seien? Er aber wolle Brabant zum Reiche zurückbringen oder seinen Hals darum lassen.“ Um ihn nicht noch mehr zu reizen, stand der burgunder Herzog davon ab, die einträgliche Vormundschaft

zu fordern; er ließ ſich 25000 franzöſiſche Kronen geben und verpflichtete ſich dabei, ſeinem Neffen im Nothfall gegen den Kaiſer zu helfen.

Bei ſolchen Ausſichten auf große Koſten und Ausgaben ſchien es den Städten, daß des jungen Herzogs Hofhalt ſammt der Regentſchaft dem Lande doch zu theuer komme. Sie meinten, 16000 Kronen jährlich ſeien genug, dieſe ſolle das Land bezahlen, alle andern Einkünfte des Fürſten verwende man beſſer zur Wiedereinlöſung verpfändeter Dörfer und Burgen. Die elf von der Regentſchaft aber brauchten, wenn einer nicht mit einem beſondern Geſchäfte betraut ſei, am Hofe keine freie Tafel oder Beſoldung zu haben; vier von ihnen würden hinreichen, durch ihre nothwendige Unterſchrift Amtsbeſtellungen und Urkunden des Herzogs zu beſtätigen. Alles dies wurde zu Anfang des Jahres 1417 von den Ständen beſchloſſen, mit dem Bedeuten, daß es noch ſieben Jahre ſo gehalten werden ſolle; jedoch könne der Herzog nach zwei Jahren die volle Regierung übernehmen, vorausgeſetzt daß er dieſen ſeinen Willen ein Jahr vorher den Ständen kund thue.

So lange wartete er aber nicht mehr. Habſüchtige Leute hatten ſich ſeiner bemeiſtert; die beiden ſchlimmſten trugen Namen, welche ſchon früher in bedenklicher Weiſe laut geworden, Wilhelm Freiherr von Aſche und Wilhelm van den Berghe. Von ihnen angereizt riß der junge Fürſt ſchon in der zweiten Hälfte des vorgenannten Jahres die Zügel der Regierung an ſich. Ohne die Regentſchaft zu fragen, erhob er den Aſche zum Oberrichter von Brüſſel und den Berghe zum Landesſchatzmeiſter. Alsbald ſammelte ſich am Hofe eine Schar junger verderbter Edelleute, welche den kleinen Verſtand des Herzogs unterjochten, indem ſie die noch ſchlafende Wüſtlingsnatur in ihm aufſtörten. Der brabanter Hof wurde eine Stätte von Gelagen und Ausſchweifungen, von

Lärm und Verschwendung. Nur noch zwei Beschäftigungen hatten Reiz für den jungen Fürsten, die Jagd und das Schmiedehandwerk. Seine Freunde aber, die jungen Wüstlinge, hetzten ihn beständig gegen die Regentschaft der Stadtpatricier auf. Mit noch größerm Hasse verfolgten sie die Führer des Adels, weil sie diesen besonders die Schuld gaben, daß der Fürst unter eine so lange strenge Regentschaft gestellt worden.

Es kam daher den Herren, welche bisher das Land wohl in Ordnung gehalten, recht gelegen, als nach des Dauphins Johann Tode die frühern Plane, mit Brabants Erben die junge Fürstin von Holland zu vermählen, wieder aufgenommen wurden. Die sechzehnjährige Jacobäa, deren Geist und Schönheit man nicht genug rühmen konnte, war schon Kronprinzessin von Frankreich gewesen, ihr Gemahl der Dauphin aber war von seinen Feinden vergiftet, und da jetzt auch ihr Vater, Herzog Wilhelm von Baiern, starb, so wurde ihr von Holland, Seeland und Hennegau als Erbfürstin gehuldigt. Konnte irgendetwas den jungen Herzog Johann, der an Gedanken und Gliedern gleich schwächlich war, retten vor Verführung und Verderben, so war es seine Verheirathung mit einer schönen Frau von männlichem Verstand und Willen. Durfte man nicht hoffen, daß ein so hochherziges und reizendes Weib auch den schwachen Gemahl zu würdigerer Gesinnung erheben werde? Und welche glänzende Machtvermehrung brachte den Brabantern die Vereinigung mit dem seemächtigen Holland, mit dem ritterlichen Hennegau! Nicht minder erwünscht war die Verbindung dem burgundischen Fürstenhause. Dieses hatte sich mit Jacobäa's Vater eng verknüpft, es durfte seine Lande aus dem burgundischen Interesse nicht wieder losschälen lassen: mit Brabant unter einem burgundischen Prinzen vereinigt — denn Johann von Brabant war ja ein solcher — gaben

ſie eine treffliche Vormauer gegen das Deutſche Reich ab. Namentlich war es der ſchlaue und thätige Erbprinz von Burgund, Philipp, der damals noch Graf von Charolays hieß, welcher ſich im Verein mit den brabantiſchen Adelshäuſern eifrig Mühe gab, die Verbindung zu Stande zu bringen. Der junge brabanter Herzog begab ſich wiederholt an das Hoflager ſeines Oheims, des „Johann ohne Furcht", in Gent und Mecheln, und die Räthe reiſten hin und wieder, um mit den Betheiligten zu unterhandeln. Als alles bereinigt war, wurde ein Tag in Biervliet beſtimmt, welche Stadt auf der Grenze Flanderns allen Feindſeligkeiten fern und allen Parteien gleich nahe lag. Dort ritten ein am 30. Juli mit ihren vornehmſten Rittern und Räthen von der einen Seite der Herzog von Brabant und der Erbprinz von Burgund, von der andern Jacobäa, ihre Mutter und ihr Oheim. Andern Tags in feierlicher Verſammlung traten der Freiherr von Bergen-Grimberg, als dazu beſtellter Curator des Bräutigams, und der Freiherr von Ligne als Curator der Braut hervor und gelobten die Heirathsverträge. Bräutigam und Braut faßten ſich an und leiſteten ſo mit geſchloſſenen Händen ihren Treueſchwur in die Hände des Abtes von Afflighem. Darauf beſiegelten alle Gegenwärtigen die Verträge. Zur Heirath aber war noch die Dispenſation der Kirche nöthig, denn die Verlobten waren Geſchwiſterkinder. Alſo reiſten andern Tags Geſandte nach Konſtanz zur Kirchenverſammlung; ſie nahmen 20000 Kronen mit, um ihrem Geſuche Nachdruck zu geben.

VI.

Während nun dieſe Angelegenheit zu Konſtanz hin und her verhandelt wurde, loderte ein wüthender Aufſtand durch Holland und Seeland. Auch hier, wie damals in ganz

Mitteleuropa, gab es zwei Parteien, eine ritterlich-feudale und eine städtisch-liberale, und nirgends bekämpften sie sich wüthender. Sie nannten sich in Holland Kabeljaus und Hoeks. Der Name war zufällig aufgekommen und blieb haften, weil er bezeichnend war. Der Kabeljau ist der Raubfisch, der die kleinen Fische verschlingt und davon fett wird. Kabeljaus schimpfte man also die reichen Großhändler, an welche sich einzelne mächtige Barone anschlossen, die in ihrer Gegend alle Macht und Güter zu erwerben trachteten. Der Raubfisch wird mit dem Hoek, das ist mit dem Angelhaken, gefangen; daher rühmten sich die Feudalritter, es wären die Haken, mit welchen man die fetten Kabeljaus, die Großhändler und Landkäufer, aus dem Wasser aufs Trockene ziehe. Dieser Parteihaß drang in alle Schlösser und Häuser und spaltete die Gemeinden und Familien.

Jacobäa's Vater, dessen Gedanken nur in der Hoheit und dem Glanze des Ritterthums schwelgten, stand mit Leib und Leben ein für die Sache der Hoeks; er verfolgte mit eisernem Hasse die Kabeljaus und hatte es während seiner dreizehnjährigen Regierung dahin gebracht, daß die feindliche Partei im ganzen Lande zerschlagen und geächtet und ihre Häupter auf der Flucht waren. Nur von Hoeks sah sich Jacobäa umgeben, nur von diesen hörte sie Verwünschungen ihrer Feinde. Jungen Prinzessinnen ist es aber nicht gestattet, gleich Fürstensöhnen ihre heimlichen Freunde zu wählen und noch andere Anschauungen in sich aufzunehmen, als zur Zeit am Hofe gelten. Die Hoeks konnten sicher sein, sie bekamen an Jacobäa eine Regentin, welche keinen Augenblick an ihrer Spitze schwankend wurde.

Die Kabeljaus wußten das; deshalb erhoben sie bei der ersten Nachricht von Herzog Wilhelm's Tode in allen Städten, wo sie die Uebermacht hatten, die Fahnen des Aufstandes, und ließen nicht ab mit Bitten und Drängen,

bis des Herzogs Bruder, der lütticher „Johann ohne Gnade", ſich an ihre Spitze ſtellte. Er forderte Holland nach dem Rechte des Deutſchen Reichs und des bairiſchen Fürſtenhauſes: nach dem einen wie nach dem andern konnte nur ein Mann in Holland regieren. Jacobäa wollte von keinem Vergleiche wiſſen. Sie nahm den Kampf mit dem gefürchteten Oheim an, ſie ſelbſt ſtellte ſich an die Spitze ihrer Getreuen, bei höchſter Strafe rief ſie jeden Unterthan zu den Waffen. Ihre erſte Probe legte ſie ab in Gorkum. Sie erſtürmte die Stadt und vernichtete in einer mörderiſchen Straßenſchlacht die vornehmſten ihrer Feinde.

Unterdeſſen hatten auf der Kirchenverſammlung die 20000 Kronen im Verein mit der burgundiſchen Unterhandlungspolitik ihre Wirkung gethan. Es war Martin V. zum Papſt erwählt, und er erlaubte am 22. Dec. die Heirath Jacobäa's, weil, wie er ſagte, die Verwandten der Verlobten und die Magnaten ihrer Länder dieſe Verbindung wünſchten und weil ſie große Kriegsübel abwenden werde. Da entſtand großer Lärm in Konſtanz. Der Kaiſer, ſo erzählte man, kam im hellen Zorn zum Papſte geritten und ſtellte ihn zur Rede: „Das ſei ja offene Ketzerei, daß Bruder- und Schweſterkinder ſich zur Ehe nähmen. Wie könne der Papſt das zulaſſen, ohne das heilige Concil zu fragen? Sünden vergeben ſei des Papſtes Amt, nicht Sünden zu erlauben." Und richtig, zwei Wochen ſpäter, am 5. Jan., widerrief der Papſt ſeine Dispenſation und entſchuldigte ſich: „Irren ſei menſchlich, er habe nur den inſtändigſten Bitten nachgegeben, jetzt aber ſei er durch den Kaiſer und eine Menge wahrhafter Zeugniſſe darüber belehrt, daß Jacobäa's Heirath nur Aergerniß und Unglück über das Land bringen werde, — er wolle ſich deshalb die Sache noch reiflicher überlegen." Die brabanter Geſandten wußten es zu machen, daß wenigſtens die Ausfertigung des

Widerrufs auf der päpſtlichen Kanzlei verzögert wurde. Johann von Baiern hatte aber ſchon eine Abſchrift in Händen und beeilte ſich, ſie in die Welt zu ſenden, auch an den brüſſeler Hof.

Hier erkannte man, daß keine Zeit zu verlieren ſei. Triumphirend brachten der Freiherr von Bergen und der Graf von Naſſau das erſte päpſtliche Diplom zu Jacobäa nach dem Haag. Der junge Herzog folgte bald nach mit vielen Prinzen und Herren; alle Welt ſtaunte über den glänzenden Brautzug. Die burgunder Geſandten, an ihrer Spitze der kluge Biſchof von Tournay, kamen ebenfalls, und es wurde berathſchlagt hin und her und jedes der beiden Diplome geprüft. Man kam zu dem Schluſſe: Echt ſei die Dispenſationsbulle, der Widerruf eine bloße unbeglaubigte Abſchrift, nur an die erſte brauche man ſich zu halten. Denn noch immer lag die Ausfertigung der zweiten Bulle in der päpſtlichen Kanzlei. Alſo erklärten am 10. März 1418 Johann von Brabant und Jacobäa von Holland-Hennegau im haager Schloſſe, nachdem die päpſtliche Dispenſationsbulle verleſen war, ihren Willen, ſich zu Mann und Frau zu nehmen; die Formel ſagte ihnen in franzöſiſcher Sprache vor der Kanonikus Wyardi. Acht Tage lang dauerten die Feſtlichkeiten mit königlicher Pracht. Dann begann das junge Paar ſeine Rundreiſe, damit dem Gemahl der Erbfürſtin in allen holländiſchen Städten gehuldigt werde, welche nicht von Kabeljaus beſetzt waren. Vier Wochen ſpäter erfolgte die kirchliche Einſegnung der Ehe in der Schloßkirche im Haag, und nachdem die Huldigungsreiſe durch die Erblande Jacobäa's vollbracht war, wurde die junge Fürſtin feierlich durch die Städte und Herrſchaften ihres Gemahls geleitet, um auch die Ehren und Rechte einer Herzogin von Brabant und Limburg zu empfangen.

Jetzt ließ Oheim Johann alle Zurückhaltung fahren. Er gab sein lütticher Bisthum in des Papstes Hände zurück, erhielt vom Kaiser Sigismund die förmliche Belehnung mit Holland, und heirathete dessen Nichte, eben jene Herzogin-Witwe Elisabeth, die Mutter von Jacobäa's Gemahl, welche noch so viel Forderungen an Brabant hatte. Zugleich aber erklärte er sich öffentlich für die Grundsätze der Kabeljaus. Dortrecht erhielt Macht und Freiheit im Lande, wie sie keines Fürsten Stadt im Reiche hatte. Von dieser Stadt aus, deren Besitz so viel werth war als halb Holland, eröffnete der schlimme Oheim nun einen gefährlichen Kleinkrieg, der immer mehr die Hoeks einengte.

Das brabanter Volk fühlte sich in seiner großen Mehrheit viel eher zu den Kabeljaus hingezogen als zu den Hoeks, deren hastiges und leidenschaftliches Gebaren ihm zuwider war. Die jungen Müßiggänger aber, welche den Herzog umringten, insbesondere der alles vermögende Günstling Wilhelm van den Berghe, der Oberstschatzmeister und Oberstkämmerer zugleich war, sie stellten sich schon aus bloßem Hasse gegen Jacobäa und deren Freunde auf die Seite der Kabeljaus, sie freuten sich über jeden Schimpf, welchen die Hoeks erfuhren, wie über ihr eigenes Glück. Denn Jacobäa sparte nicht die scharfen Worte, ihr Treiben zu geiseln, und unaufhörlich stachelte sie ihren schwachen Gemahl zu edlern Thaten an. Der störrische Thor fühlte sich viel mehr hingezogen zu ihrem Oheim, dessen gewaltiger Charakter ihm imponirte. Lange führte er mit ihm Unterhandlungen, um den Krieg zu vermeiden. Allein endlich konnte er die Sache nicht mehr hinhalten. Seine eigenen brabanter Stände, welche mit den Holländern zu Antwerpen versammelt waren, erklärten ihm: Seine Ritterehre fordere, die Lande der Herzogin zu retten und zu schützen wie seine eigenen, und sie wollten ihm beistehen mit Gut und Blut. Es war nicht

blos der Liebreiz der jungen Fürstin, nicht blos das Ehrgefühl, was diese Männer so sprechen machte, sondern auch Furcht vor Johann von Baiern und das eigene Standesbewußtsein. Wer konnte dafür einstehen, daß jener kühne thatkräftige Fürst nicht auch seines Neffen von Brabant Länder ansprach? Anlaß boten die Rechte seiner Gemahlin und das Verlangen des Kaisers, Brabant dem burgundischen Hause zu entreißen. Es hielten aber auch die vornehmsten unter den brabanter Baronen und Stadtpatriciern strenge auf ihre alten ständischen Rechte, welche ihr junger Herzog mit seinen Gesellen gekränkt hatte, welche dagegen die Hoeks hoch hielten. Auch in Brabant wurde jetzt die alte Parteiung zwischen Herren und Bürgern wieder lebhaft, auch hier hörte man jetzt die Namen Hoeks und Kabeljaus. Die Versammlung der beiden weltlichen Stände wählte aus ihrer Mitte einen Kriegsrath und dieser beschloß: Man müsse vor allem andern erst Briel angreifen nnd mit Stürmen nicht ablassen, bis die Stadt gewonnen; dann könne man vor Dortrecht ziehen. Der Rath war gut und die Mehrheit der Stände billigte ihn. Briel war die viel schwächere Stadt und zugleich das dortrechter Seethor; hatte man Briel, so ließ sich den Dortrechtern der Seehandel und die Hülfe, die sie von der Meerseite her bekamen, abschneiden. Da aber erhob sich der Landesschatzmeister, Wilhelm van den Berghe, und rief: „Wo denn die Schiffe seien? Briel könne man nur zu Wasser nehmen, Brabant aber sei kein Seeland, es habe Bewaffnete genug, doch keine Schiffe. Eine Flotte zusammenkaufen, mit neuem Kriegszeug ausrüsten, zahlreiche Matrosen heuern, — das koste entsetzliche Summen. Und woher sie nehmen, da die Kassen erschöpft seien? Wolle man einmal den Krieg, so müsse man den Stier gleich bei den Hörnern fassen. Dortrecht sei der Feinde Hauptplatz, Dortrecht müsse man im

Verein mit den Holländern belagern.“ Die Gründe des Schatzmeisters waren nur zu einleuchtend. Er gebot über alle und jegliche Einkünfte des Fürsten, dessen kleinen Sinn und Geist er völlig beherrschte, und er wußte am besten, daß man keine Kriegsflotte aus leeren Kassen beschaffen könne. Denn des Herzogs Ueppigkeit und die Bedürfnisse seiner Günstlinge zehrten rasch auf, was an Geld und Steuern einkam, und mehr als das. Die Stände stritten hin und her, die kabeljauisch Gesinnten stimmten dem Schatzmeister bei, der Herzog natürlich ebenfalls, und der Landtag kam endlich zu dem Beschlusse: Dortrecht zu belagern, jedoch mit aller Stärke und Vorsicht; jeder wußte, daß man ein gar schweres Werk sich vorgesetzt. Damit ging die antwerpener Versammlung auseinander, und wer nicht hoekisch war, rüstete nur mit halber Kraft und halbem Herzen.

Nachdem der Herzog, der inzwischen großjährig geworden, noch im Mai 1418 die Huldigung eingenommen hatte, brach er vier Wochen später mit seiner Gemahlin und einem großen Kriegsheer nach Dortrecht auf. Diese Stadt nahm durch ihren Welthandel damals in den Niederlanden die Stelle ein, welche nach ihr Antwerpen und noch später Amsterdam erhielt. Schon unterwegs gab es bei den Brabantern Streitigkeiten, und als sie vor Dortrecht mit den Holländern zusammentrafen, fehlte es an dem nöthigsten Belagerungszeuge. Der Landesschatzmeister hatte für nichts gesorgt, für nichts hatte er Geld; Jacobäa's Freunde mußten aus eigenen Kassen die Summen vorschießen. Die Belagerung begann. Zwei Monate lang wurde gestürmt, die Maschinen arbeiteten von früh bis spät an den Mauern und zahlreiche Geschütze warfen Feuer und Kugeln in die Stadt. Allein die Belagerten schlugen jeden Sturm ab — und die Brabanter erlitten eine Niederlage nach der andern.

Laut bezichtigte man den Schatzmeister, daß er mit den Dortrechtern ein verrätherisches Einverständniß unterhalte. So viel war gewiß, durch seine Schuld fehlte es den Brabantern an aller Zufuhr. Durch Hunger und Niederlagen geschwächt, mußten sie die Belagerung aufgeben und zogen heim, in den zwei Monaten mit mehr Spott und Schande beladen, als sie in Jahren wieder abschütteln konnten.

VII.

Jacobäa hatte sich mit ihrem Gemahl nach dem Haag begeben. Die hoekisch gesinnten Führer aber im brabanter Adel traten in Brüssel auf und klagten vor den Landständen über das ehr- und treulose Benehmen des Landesschatzmeisters und obersten herzoglichen Rathes, des van den Berghe. Dieser hingegen lag dem Herzoge täglich in den Ohren mit Verleumdungen, wie schändlich gegen des Fürsten Hoheit die drei Adelshäupter, der Freiherr von Bergen-Grimberg, der Graf von Nassau-Breda und der Freiherr von der Lecke-Heeswyck, handelten und wie sie unaufhörlich im Verein mit Jacobäa Ränke schmiedeten. Der Herzog kam eines Tags im höchsten Zorne zu seiner Gemahlin und ihrer Mutter in den Saal und vermaß sich hoch und theuer: Nie sollten jene drei wieder an seinen Hof, nie ihm wieder vor die Augen kommen. Nun war der Herr von Bergen-Grimberg gerade unterwegs mit einer Botschaft von den Ständen an den Herzog, und erhielt zu Workum einen Brief von Jacobäa's Mutter, worin diese ihn und seine beiden Genossen von den Vorgängen am Hofe unterrichtete. Sofort bat er die beiden andern zu sich; sie kamen und waren darüber einig, daß des Herzogs Worte ihnen an die Ehre griffen und daß Bergen-Grimberg die Gesandtschaft nicht fortsetzen könne. Sie reisten vielmehr sofort zu der Stände-

versammlung zurück, und diese verhängte über Wilhelm van den Berghe die Strafe ewiger Landesverweisung, verurtheilte ihn auch zu einer Bußfahrt nach St.-Johann in Galicien.

Nach dem Herkommen sollte der Oberrichter von Brüssel dies Urtheil feierlich vor der Schöffenbank verkündigen; dieser aber — er war ja des Verbannten inniger Vertrauter, Wilhelm van Asche — weigerte sich dessen. Die Schöffen erklärten ihm: Dann würden sie unter seinem Vorsitze kein Weisthum mehr geben, und da er widerspenstig blieb, nahmen sie ihn gefangen und warfen ihn in die Frohnfeste (Brönte), das brüsseler Staatsgefängniß. Dann machten sie ein Gesetz, daß keiner zu einem städtischen Amte fähig, der nicht sechs Monate vorher aus des Fürsten Diensten getreten und der sich nicht verpflichte, ein Jahr nach Niederlegung seines Stadtamts sich von des Fürsten Dienst fern zu halten. Auch erneuerten die Hauptstädte ihren alten Bund und beschlossen, dem Herzog jede Steuer zu verweigern, bis er seinen Günstling fortgeschickt habe. Nur ein Schöffe stimmte diesen Maßregeln nicht bei, es war Ritter Eberhard T'Serklaes, von vornehmer Geburt, dessen berühmter Vater Brüssel von den Franzosen befreit hatte.

Bei der Nachricht, daß man so unzart mit seinen Günstlingen umspringe, verließ der Herzog Holland und schickte seine Boten nach Brüssel, jene Beschlüsse zu widerrufen. Jacobäa führte unterdessen allein den schweren Krieg gegen ihren Oheim und die Kabeljaus, allein täglich ärmer an Hülfsquellen und verrathen von ihrem Gemahl mußte sie nach einem halben Jahre im Friedensschlusse zu Workum sich dazu verstehen, dem schlimmen Oheim ihr halbes Land völlig und über den Rest die Regentschaft abzutreten. Der Oheim verzichtete dagegen auf die Rechte, welche ihm seine kaiserliche Belehnung gab. Die junge Fürstin begab sich

nun zu ihrem Gemahl nach Mecheln. Dieſer hatte den Brüſſelern erklärt: Nie werde er bei ihnen wieder Hof halten, wenn ſie das Strafurtheil gegen ſeine Tafelgenoſſen van Aſche und van den Berghe nicht zurücknähmen. Die Freiin Borſſelen auf St.-Martinsdyck, welche am Hofe einen hohen Stand hatte, ließ unterdeſſen ihren Bruder, Heinrich von Bergen-Grimberg, nach Mecheln kommen, damit ihn Jacobäa mit dem Herzoge verſöhne. Der liſtige Schatzmeiſter wußte ihm aber jeden Zutritt zur Herzogin zu verſperren, gab ihm jedoch die ſchönſten Worte von der Welt. „Nächſt dem Herzog", ſagte er, „ſei ihm keiner lieber als der Herr von Bergen, denn er habe ja einſt an ſeiner Tafel geſeſſen und ſeine Kleider getragen, und erſt durch ſeine Gunſt ſei er an den Hof gekommen, das danke er ihm alle Zeit von Herzen." Herr Heinrich ritt getröſtet wieder nach Brüſſel. Als er auf die Vilvoorder Wieſen kam, wo man die Stadtthürme ſchon vor Augen hat, hielten ihm plötzlich Reiſige, darunter Leute des Schatzmeiſters, die geſpannte Armbruſt vor. Ihr Hauptmann, Jan van den Vliet, nahm ihn in des Herzogs Namen gefangen und ſetzte ihm derart zu, bis er das verlangte Gelöbniß that: ſich andern Tags bei Sonnenaufgang im Städtchen Hal in des Herzogs Geiſelſchaft zu ſtellen. Die Kunde von dieſem Vorfall verbreitete ſich mit Blitzesſchnelle durch Brüſſel, und als Bergen einritt, liefen die Bürger bewaffnet aus den Häuſern zuſammen. „Unerhört", ſo ſchrie man durcheinander, „ſei ſolcher Frevel gegen einen ſo vornehmen Herrn, der ihr verehrter Mitbürger, und das ſei geſchehen auf der Stadt Weichbilde! Ob denn ihr Landrecht leide, daß ſich ein Bürger in Haft ſtelle anderswo als in der Stadt ſelbſt?" Die einen wollten, man ſolle ihn mit einem ſtattlichen Haufen in Waffen begleiten, daß die Halſchen ihre Thore wohl zuhalten würden, dann ſei er ſeines Wortes in Ehren

ledig. Die andern, welche ihm minder günstig waren, nahmen ihn kurzweg gefangen, setzten ihn auf ein paar Stunden in die Frohnfeste und geleiteten ihn dann nach seinem Hofe in der Stadt, wo ihm Arrest angesagt wurde. Es brach ihm das Herz, daß man ihm, dem Haupte des Adels, so mitspiele, und er wurde krank zum Sterben. Die Boten des Herzogs aber mußten froh sein, daß sie noch mit heilen Gliedern aus der Stadt kamen. Van den Vliet bekannte später: Als ihm der Herzog den Befehl gegeben, Herrn Heinrich zu verhaften, sei blos der Schatzmeister Wilhelm van den Berghe im Gemach gewesen, und dieser habe zum Fürsten gesagt: „Herr, wenn nicht dieser Heinrich und noch zwei oder drei der Vornehmsten weggethan werden, daß kein Mensch sie wiedersieht, werdet Ihr niemals Herr in Brabant; geschieht es aber, so zittert alles, wo Ihr hinkommt."

Doch nicht lange mehr sollte er dem Herzog schlechten Rath geben. Wenige Wochen darauf zog das herzogliche Paar in Bergen ein, der Hauptstadt des Hennegau. Jacobäa erblickte mit Trauer und Schmerz die Stätten wieder, wo sie vor zehn Monaten als Neuvermählte zur Huldigung glänzend einherzog; als Besiegte und Beraubte kehrte sie zurück. Alles war voll von Erzählungen ihrer ritterlichen Thaten; die hennegauer Herren und Ritter, welche mit ihr heimkehrten, konnten nicht genug von dem Heldenmuthe der jungen Fürstin erzählen, und wie sie weniger ehrlichen Waffen als schändlichen Ränken unterlegen. Und dann zeigte alles mit Fingern auf den brabanter Schatzmeister, den Hauptverräther. Der Verwegene, daß er sich mitten unter die treuen Hennegauer begab! Er stieg sogar im Naalster Hofe ab, wo der Herr Eberhard, Bastard von Hennegau, wohnte. Diesem und dessen Bruder hatte der Schatzmeister die Einkünfte vorbehalten, welche ihnen ihr illegitimer Vater, Herzog

Wilhelm, und dessen Tochter Jacobäa gewährt hatten. Eines Nachmittags ritten der Herzog aus dem einen Thore auf die Jagd und aus dem andern Jacobäa mit ihrer Mutter auf die Reiherbeize, der Schatzmeister aber lag krank in seinem Gemache. Da kamen ein paar Unbekannte in den Hof gesprengt, stürmten in sein Gemach und durchbohrten den elenden Mann auf seinem Lager. Der Großrichter von Hennegau war selbst im Hause, that aber nichts, die Mörder zu fangen, und ungefährdet ritten sie wieder aus der Stadt. Als die fürstlichen Jagdzüge zurückkamen, schien Jacobäa recht zufrieden, daß van den Berghe aus der Welt sei, wenn es auch auf eine niederträchtige Art geschehen war. Der Herzog aber schrie und weinte volle drei Tage lang und wollte sich nicht trösten lassen; er kam sich vor wie ein Bube, dem mitten im Walde plötzlich sein Meister geraubt ist. Endlich gelang es Jacobäa ihn zu beruhigen und die Ansicht in ihm dämmern zu lassen, daß der Erschlagene ihn wirklich betrogen habe. Nun forderte er von dessen Witwe Rechenschaft über die ihm anvertrauten Gelder, und eingeschüchtert wie er war, ließ er Jacobäa's Anhänger Hof- und Landesstellen einnehmen. Es gelang ihr sogar, dem Herrn von Bergen-Grimberg seine Gnade wieder zu gewinnen. Der arme Mann schien vor Freude wieder gesund zu werden, starb aber gleich darauf. Jacobäa verlor an ihm den treuesten Freund und Berather, den sie im Lande hatte. Er hauptsächlich hatte sie zu der brabanter Heirath überredet.

Ein paar Monate gingen nun die Sachen für sie vortrefflich. Sie war liebreich gegen ihren Gemahl, und beide schienen ein Herz und eine Seele, wie nur Mann und Frau in der Welt sein können. Sie zogen wieder nach Brabant und hielten bald hier Hof bald dort; nur nach Brüssel, wo sein Günstling Asche noch immer in der Frohnfeste saß,

kehrte der Herzog nicht zurück. Allein Jacobäa fiel es leichter, ein Ziel zu erringen als es festzuhalten. Ihre Feinde spannen in der Stille um den Herzog die alten Netze wieder; der Hauptleiter war jetzt der Haushofmeister, Ritter Eberhard T'Serklaes, ein harter, ränkevoller Mann, und der Lockvogel war die schöne Dame Laurette, des gefangenen Günstlings van Asche Stieftochter, für welche der Herzog in Liebe entbrannte. Jacobäa merkte wohl, daß wieder etwas angezettelt werde, und sie ließ die Hofbeamten, welche ihr anhingen, ein wachsames Auge auf den Herzog haben. Dieser begab sich an die Grenze des Landes nach Herzogenbusch, als diese Stadt seine Gegenwart wünschte, weil sie von Feuer und Wasser arge Noth gelitten. Dort bestellte er die Schöffen und Rathsherren des andern Tags zu sich. Sie kamen und warteten und warteten; endlich hörte man, der Herzog sei heimlich vor Tagesanbruch mit dem Herrn von Wesemael fortgeritten. Die Hofbeamten geriethen in die größte Bestürzung, daß sie sich ihn hatten entwischen lassen. Er aber saß schon auf einem benachbarten Schlosse mit einigen Vertrauten zusammen, unter welchen der Herr von Gaesbeck das lauteste Wort führte. Da machten sie einen neuen Hofstaat; Jacobäa's Freunde wurden aus allen Aemtern gestoßen und mit ihnen — nur zwei ausgenommen — sämmtliche Hofdamen. An Stelle der letztern kamen die Frau van Asche, die Mutter und Frau des Herrn von Wesemael, die Tochter des T'Serklaes und andere erklärte Feindinnen der Herzogin, und als wenn das alles für sie noch nicht demüthigend und beängstigend genug sei, wurde auch das schöne Fräulein van Asche unter ihre Hofdamen eingereiht.

Als der Herzog mit seinen Vertrauten den Hofstaat zu Pergament gebracht hatte, kehrten sie nach Vilvoorden zurück, wo die Herzogin war. Sofort wurden alle Herren und

Damen des Hofs berufen. Als ſie beiſammen waren, las ihnen T'Serklaes ihre Abſetzung vor, ſowie die Liſte des neuen Hofſtaats, und ehe einer ein Wort ſagen konnte, ritt der Herzog mit ſeinen Herren wieder fort nach ſeinem Schloſſe in Fuhr. In welchem Tumulte, ſchreiend vor Aerger, ſie den ganzen plötzlich abgeſetzten Hof zurückließen, kann man ſich denken. Jacobäa aber befahl, auf der Stelle Pferde vorzuführen; von nur einem Fräulein und drei Dienſtleuten begleitet eilte ſie ihrem Gemahle nach. Kaum im Schloßhofe abgeſtiegen, ging ſie ſtracks zum Herzog; er aber empfing ſie bereits in feierlicher Rathsverſammlung. Unter ſtrömenden Thränen — denn Schmerz und Zorn bedrängten ihre Bruſt — fragte Jacobäa: „Was ihre Damen verbrochen, daß man ſie ſo ſchimpflich behandle? Ob ſie nicht alle von reinem Adel, nicht alle von reinſten Sitten ſeien? Und ſie liebe ſie und ſei ihrer gewohnt und werde ſie niemals ſich nehmen laſſen, weil ſie mit ihr erzogen und groß geworden. Erinnern ſolle ſich der Herzog" — das rief ſie mit erhöhter Stimme — „daß ſie nicht als Arme, ſondern als Erbin von ſo vielen Landen und Herrſchaften zu ihm gekommen, und daß er ſie halten müſſe wie eine Fürſtin mit ihren Frauen und Jungfrauen, wie er ſie gefunden." Der Herzog ließ ihr erwidern: „Er habe ſeine Gründe, warum er den Hofſtaat geändert und neu beſetzt habe mit den edelſten und angeſehenſten Damen von Brabant." Zornig rief ſie dagegen: „Und wenn dieſe tauſendmal vom höchſten Adel, darum wären ihre Jungfrauen, ihre Gefährtinnen von Jugend auf, noch nicht ſchlechter." Allein was auch die Fürſtin ſagen mochte, den Herzog ließen ſeine Räthe nicht wieder los, und der neue Hofſtaat ward nicht widerrufen. Nur ihre alten Gefährtinnen aus Holland ließ Jacobäa nicht von ſich. Von dieſem Tage an aber ſchied ſie ſich vom Herzen und vom Lager ihres Gemahls.

Die Brüſſeler dagegen errangen ihren Sieg über den Herzog, denn ſie hielten feſt zuſammen und den Herrn von Aſche ſcharf in der Frohnfeſte. Es kam die Zeit, Juni 1419, wo der Fürſt aus den einundzwanzig, welche ihm die jährlich abtretenden Schöffen namhaft machten, die ſieben neuen wählen mußte; er that es nicht, und mehrere Wochen lang blieben die Gerichtsbänke unbeſetzt. Nun legten ſich die drei andern Hauptſtädte — Löwen, Antwerpen, Herzogenbuſch — ins Mittel, und wollte der Herzog ſeinen Günſtling wieder frei haben, ſo mußte er endlich den Brüſſelern ein Privileg geben, daß er jedes Jahr um Johanni ſo gewiß einen Oberrichter, dazu einen Stellvertreter deſſelben und die ſieben Schöffen ernennen wolle, als ſonſt das Gericht ſich ſelbſt ergänzen dürfe aus eigener Macht.

VIII.

Im September kam von der franzöſiſchen Grenze eine Nachricht, welche auch den brüſſeler Hof erſchütterte und auf die Stellung der Parteien nicht ohne Einfluß blieb. Der burgunder Herzog, Jacobäa's wie ihres Gemahls Oheim, der furchtbare „Johann ohne Furcht" athmete nicht mehr. In die Falle war er gelockt wie ein Wolf und erſchlagen wie ein Stier. Nach langen Kriegen hatte er mit dem Dauphin, der auf Jacobäa's erſten Gemahl folgte, ſich verſöhnt; Friede und Freundſchaft war beſchworen bei dem Evangelium, und auf ihre heiligen Eide hatten die Verſöhnten das Abendmahl genommen. Zu einer Beſprechung gaben ſie ſich ſpäter auf der Brücke von Montereau ein Stelldichein, jede Partei voll feindſeliger Tücke. Ein leichter Wortwechſel erhob ſich, der Herzog faßte an ſein Schwert; da fuhr ihm ein Schlachtbeil in das entblößte Haupt und dem Fallenden ein Schwert in den Bauch, daß die Ein-

geweide folgten. Der Dauphin sprach: „Er hat genug", und um zu sehen, ob er nicht doch noch lebe, schleppte man ihn an den Füßen hin und her. Und da er sich nicht mehr rührte, wurde er beraubt und der Ringe wegen riß man ihm die Finger ab; und so lag er die ganze Nacht auf der Mordstätte.

Der Erschlagene war kein Freund des Bürgerthums; Kriege und Ränke hatten ihn jedoch in Frankreich festgehalten, und während dieser Zeit hatten seine Städte in Flandern Ruhe und Handelsblüte. Allein jeder war überzeugt, daß er trachten würde, aufständischen Städtern lüttticher Quartier zu bereiten. Von seinem Nachfolger Philipp, dem bisherigen Grafen von Charolays, wußte man nur, daß er ritterlich in seinem Streben und daß er in Unterhandlungen ungemein eifrig und geschickt war. Beide Parteien in den Niederlanden machten sich auf seinen Beistand Rechnung und suchten sich möglichst zu verstärken.

Die leichtsinnigen oder habsüchtigen Edelleute und Patricier aber, welche sich um den schwächlichen brabanter Herzog drängten, bedurften einer festen Anlehnung, und diese fanden sie nur an dem starken Charakter des holländischen Fürsten. Der Furcht vor des Herzogs erschlagenem Oheim entledigt, wandten sie sich gänzlich kabeljauischen Interessen zu und rechneten dabei auf die größern Städte. Ja sie hätten lieber, als daß sie ihren Feinden wichen, ganz Brabant dem Holländer übertragen. Von ihm kam immer Rath und Stärkung, und jedesmal wenn seine Parteigänger in Brabant einen Hauptstreich machen wollten, brachten sie vorher ihren Fürsten an die holländische Grenze, damit er dort gekäftigt werde vom „Johann ohne Gnade". Dieser verfolgte unterdessen mit einer Härte, die seinem Namen Ehre machte, die Hoeks. Sie waren nicht besser als vogelfrei, und um sich zu retten, bargen sie ihre Habe und entflohen einer nach dem andern in die Nachbarländer. Die meisten

gingen ins utrechter Land, andere befestigten sich an der brabanter Grenze in Gertrudsberge, nicht wenige erfüllten mit ihren Klagen und Verwünschungen den Hof ihrer Erbfürstin Jacobäa. Deren Gemahl hielt es jetzt für gerathen, mit den Brüsselern sich auf guten Fuß zu stellen. Er verlegte seinen Hof am 17. Febr. 1420 wieder in ihre Mitte. Als er aber am andern Tage mit seinen Adelichen auf das Rathhaus kam, erhielt er von den Schöffen einen kleinen Denkzettel für die Zukunft: sie verurtheilten in seiner Gegenwart zwei Patricier, weil sie Schimpfworte über diejenigen ausgestoßen, welche den Herzog zum Nachgeben beredet hatten.

Der Oheim in Holland bedrängte jetzt die Utrechter und sie schickten flehentlich Briefe und Gesandte nach Brüssel, ihnen zu helfen. Allein der Herzog lachte sie aus und ging auf die Reiherbeize oder in seine Schmiedekammer, und Jacobäa erklärte ihnen: Sie sähen ja, daß ihr jede Macht entrissen sei. Die Gesandten wurden auf dem Rückwege trotz des herzoglichen Geleits todt geschlagen, ungerächt, und sie waren doch keine bloßen Botenläufer, sondern ehrbare Mannen.

Jacobäa's Eifer brachte endlich am 15. April 1420 ein mächtiges Kriegsbündniß von allen Hoeks mit Leyden und Utrecht zu Stande; sie verzweifelte auch nicht, ihnen aus Brabant Hülfe zu schaffen, denn mehr und mehr trat der vornehme Adel auf ihre Seite. Was that nun die Camarilla? Sie reiste mit dem Herzog nach Antwerpen; dort bestellte er sich einen Rath zur Regierung, in welcher nur erklärte Freunde der Hoeks saßen, unter ihnen der Herr van Asche und sein Sohn. Der Hauptlenker dieses Getriebes, Ritter T'Serklaes, hielt sich noch etwas im Hintergrunde. Mit seinem neuen Rathe ging der Herzog nach Seeland; dort war bereits Johann von Baiern, und sie

ſiegelten nun am 30. April eine Urkunde, worin Jacobäa's Gemahl ihre Erblande, Holland, Seeland und Friesland ſo gut als vollſtändig abtrat und überlieferte. Die Abtretungsbriefe wurden einſtweilen geheim gehalten, denn es fehlte noch Jacobäa's Zuſtimmung. Sie widerſetzte ſich, als ſie von ihrem Gemahl hörte, wie treulos er ihre Erblande aufgeopfert und daß ſie nur Hennegau behalten ſollte; ſtolz und entſchieden wies ſie jede Zumuthung von ſich, ſolchen Verrath zu beſiegeln. Der Herzog wurde wieder ſchwankend. Jetzt beſchloß die Camarilla, die gefährliche Herzogin entweder zum Nachgeben zu zwingen oder vom Hofe zu vertreiben.

Der Hofmarſchall meinte ein ſinnreiches Mittel gefunden zu haben, er wollte ihre Damen aushungern. Denn Jacobäa konnte noch immer ſich von ihren Jugendgefährtinnen nicht trennen. Wiederholt wurde die Liſte des neuen Hofſtaats verkündigt, Jacobäa's Trotz kümmerte ſich nicht darum. Nun war am brüſſeler Hofe zweimal große Tafel, zum Frühſtück und zum Mittag; zum Morgen- und Nachttrunke bekam jeder Wein mit Brot und anderm Imbiß in ſeine Gemächer. Kurz vor Oſtern bekamen die holländiſchen Hofdamen zum Morgen und Abend immer weniger und zuletzt gar nichts mehr; T'Serklaes ließ für ſie nichts mehr verabfolgen. Am Oſtertage erſchien die entrüſtete Herzogin mit ihren Damen bei der Hoftafel, welche an dieſem hohen Feſte beſonders feſtlich und glänzend ſich darſtellte. Allein die Dienerſchaft folgte auch hier der ſtrengen Weiſung des Hofmarſchalls, die Holländerinnen zu betrachten als wären ſie nicht vorhanden. Alſo ſaßen ſie vor leeren Gedecken und es war zum Geſpötte des ganzen Hofs. Zufällig kam Jacobäa's Mutter nach Brüſſel und hörte von dem Aergerniß; ſofort eilte ſie zum Herzog und ſtellte ihn zur Rede. Er verſchanzte ſich wieder hinter ſeinen Rath; es gab eine

heftige Scene. Empört über so viel Verrätherei und Schmach rief sie ihrer Tochter zu, den Palast zu verlassen, und ritt nach ihrem eigenen Hofe zum Spiegel in Brüssel. Jacobäa wollte mit ihr, kein Wagen und kein Zelter erschien: da ging sie zu Fuße fort. Von dem ganzen eingeschüchterten Hofe wagte keiner, sie zu begleiten; nur ein Page, Johann Rasoir, folgte ihr. Laut weinend ging die junge Fürstin durch die Straßen Brüssels, daß es alle Frauen erbarmte und in den Männern der Zorn kochte über den blutigen Schimpf, welchen man der geliebten schönen Herzogin anthat. Am andern Tage verließen, in feierlichem Geleite von zahlreichen Adelichen, die beiden Fürstinnen die Hauptstadt Brabants und zogen fort nach dem Hennegau: alle Welt sollte erfahren, daß die Herzogin mit Ehren nicht mehr im Lande bestehen könne.

Die Nachricht, der Herzog habe ganz Holland abgetreten und die Herzogin sei vor seinen Mishandlungen aus dem Lande geflüchtet, brachte den gesammten Adel in Aufruhr. Man erfuhr, daß zugleich mit Holland selbst ein Stück brabanter Gebiets, die Herrschaft Herendaels, an Johann von Baiern verkauft worden. Ja einige erzählten für gewiß, daß es sich bereits um Abtretung der Stadt und Markgrafschaft Antwerpen und Lier handle, und die Schandbuben, welche sich des schwachen Herzogs bemächtigt, es darauf angelegt hätten, schließlich die Regentschaft über ganz Brabant an Johann von Baiern zu bringen. Nach und nach sammelten sich die vornehmen Adelichen in Löwen, auch solche, welche früher gegen Jacobäa feindlich auftraten. Sie schrieben dem Herzoge: „Das schmähliche Verfahren gegen seine Gemahlin sei ein Schimpf für die Ehre des Landes, und die Abtretung ihres Erbes stürze Brabant in den größten Nachtheil; um keinen Preis würden sie die schlechten Menschen in der Regierung dulden, welche ihn zu solchen Schritten

vermocht; keinen Heller Steuern würden ſie bewilligen.“ Dies geharniſchte Auftreten war für die Camarilla nur Waſſer auf die Mühle. Ihr Fürſt bekam mittags und abends nichts anderes zu hören als: Solchen Schimpf könne er nimmer dulden! Alles wurde in ihm aufgeſtachelt, was nur von Grimm und Galle in ihm war. Mehrere von niederm Adel, welche gleich ſeinen Rathgebern ſich ebenſo ſchwach fühlten an Vermögen wie an gutem Rufe, geſellten ſich zu ihnen. Ein förmlicher feſter Bund zu Schutz und Trutz wurde geſchloſſen. Darin ſchwuren ſie ſich zu auf Tod und Leben, den Herzog wider die ſtolzen Adelsherren zu vertheidigen. Man hörte ſie öffentlich ſagen: „Es ſei ganz in der Ordnung, daß Jacobäa und der Fürſt ſich getrennt hätten, denn dieſer ſei ein echter Kabeljau und ſie eine Hoek, und die vertrügen ſich ewig nicht miteinander; es ſolle aber bald allen Herzogsfeinden nicht beſſer ergehen als den Hoeks in Holland.“ Der Herzog beſtätigte und beſiegelte ihren Bündnißbrief, der am 24. Mai ausgeſtellt war und 24 Unterſchriften trug. Es war in jenen Zeiten eine Eidgenoſſenſchaft der Art an ſich nichts Ungewöhnliches; denn noch immer beherrſchte das Recht der Fehde und Fehdegenoſſenſchaft alle Köpfe. Kein freier Mann war einem Fürſten oder einer Stadt zu mehr verpflichtet, als er gerade durch ſeinen Treueid auf ſich genommen hatte; im übrigen blieb jeder ſein eigener Herr und durfte ſich zur Fehde gegen ſeine Feinde mit Gefährten verbünden, wie er wollte und konnte.

Man ſuchte jetzt nach Mitteln, mehr Helfer zu werben. Der Herzog berief die Landſtände in ſeinen Palaſt auf dem Cortenberg; nur wenige Adeliche und einige kleine Städte erſchienen. Ein zweiter Schritt ſollte die Mehrzahl der Patricier in Brüſſel nach ſich ziehen. Zwiſchen zwei Parteien derſelben, den Heetsfelds auf der einen, den Lombecks

und Vanderſtraaten auf der andern Seite, hatte lange Zeit Haß und Fehde gewüthet. Vor drei Jahren hatten ſie ihre Sachen auf des Herzogs Schiedſpruch geſtellt, der ſpäteſtens Oſtern 1420 erfolgen ſollte. Der Herzog hatte dieſe Friſt verſäumt, beſchied aber am 20. Juni die Heetsfelds dennoch zu ſich. Sie erklärten: Er habe kein Recht mehr zum Schiedsſpruche, und ſie, nicht ihre Feinde, hätten ſeither ſtrenge den Frieden gehalten. Dennoch verurtheilte er ſie zu zeitweiſem Exil und langwierigen Wallfahrten. Nun begaben ſich alle Heetsfelds klagend zu den Ständen nach Löwen; ihre Gegner aber traten mit ihrem Anhange am andern Tage in die Eidgenoſſenſchaft des Herzogs ein. An dieſem Tage vergab er, um ſich auch auswärtige Helfer zu gewinnen, drei Schlöſſer mit ihren Herrſchaften an die Heynsberger, ein Brabant benachbartes mächtiges Geſchlecht.

Alle dieſe Acte dienten nur dazu, die Adelsverſammlung in Löwen noch mehr zu reizen. Am 15. Aug. ließ ſie ein feierliches Urtheil ausgehen, in welchem neun Räthe und zwei Secretäre des Herzogs mit ſcharfer Landesverweiſung belegt wurden auf ſo lange, bis Holland dem Herzoge und ſeiner Gemahlin zurückgegeben ſei; 41 Herren ſetzten ihr Siegel unter dieſes Urtheil. Die größern Städte nahmen anfangs ihre eigene Stellung zwiſchen den Parteien ein. Kabeljauiſch geſinnt, konnten ſie gleichwol das Treiben der Camarilla nicht gutheißen. Brüſſel, Antwerpen und Herzogenbuſch tagten beſonders miteinander in der Hauptſtadt. Löwen, welche Stadt das jetzt verlaſſene Stammhaus der alten Herzoge und eine für die alten Rechte ſtreitſüchtige Bürgerſchaft in ſich ſchloß, war Anführerin gegen den Fürſten. Einige kleinere Städte hatten dagegen ihre Vertreter zu ihm auf den Cortenberg geſchickt. Es gab alſo zur Zeit drei Ständeverſammlungen in Brabant. Die Städteboten ritten hin und her, zu vermitteln, richteteten aber nichts

aus. Endlich traten nach dem Vorgange Maeſtrichts und acht kleinerer Städte, welche der vornehme Adel nach und nach zu ſich herüberzog, auch Brüſſel und Antwerpen der löwener Erklärung bei. Herzogenbuſch hielt feſt zum Herzog. In Brüſſel begab ſich nun eine offene Spaltung. Die Zünfte waren wie ſo viele der kleinern Städte hoekiſch, die Patricier kabeljauiſch. Die letztern ließen ſich zum größten Theil verleiten, in die Eidgenoſſenſchaft des Herzogs einzutreten. Um ſo aufgeregter wurden die Zünfte. Die ganze Stadt war voll wilder Parteiung und voll ſchrecklicher Gerüchte, jedermann ſchärfte ſeine Waffen und ſeine Freunde.

Die herzogliche Partei, welche kein gutes Gewiſſen und keinen feſten Muth und Plan hatte, ſuchte jetzt das Unwetter abzuwenden. Der Herzog mußte Jacobäa einladen, wieder nach Brüſſel zu kommen, und von ſeinen Anhängern ſowie vom Herzog Johann von Baiern gingen eiligſt Briefe und Boten an die hennegauer Stände und beſchworen ſie, alles aufzubieten, damit Jacobäa zurückkehre. Dieſe erklärte aber ſofort ſchwarz auf weiß: „Sie denke nicht an Rückkehr, bis der letzte Vertrag, durch welchen ihr Gemahl ihre Erblande an den Oheim überantwortet habe, vernichtet und bis ihr ein Hofhalt und Witthum zugeſichert ſei, wie es ſich gebühre.“ Zugleich aber brachte ſie einen neuen, für ihre Gegner ſehr bedenklichen Punkt hervor. Sie berief ſich darauf, „daß ihr Gemahl nach dem Heirathsvertrage ihr noch den kirchlichen Dispenſationsbrief ſchulde; da nun der erſte öffentlich vom Papſte zurückgenommen, ſo werde ſie ſo lange, bis eine neue gültige Dispenſation da ſei, ſich von ihrem Manne fern halten; für dieſe Zeit aber verlange ſie von ihm einen anſtändigen Unterhalt, da ihr doch mehr zukomme als ſeinen Hunden und Pferden, die er zur Verpflegung nach dem Hennegau ſchicke.“ Mit dieſem Beſcheide, den die hennegauer Stände ganz in der Ordnung fanden,

ſchickten ſie ihm Boten nach Brüſſel. Dieſe fanden die Stadt in voller Unruhe. Die Zünfte hatten dem Herzog ſagen laſſen: Wenn die von den brabanter Ständen Verurtheilten nicht ſofort in die Verbannung gingen, ſo werde man ſie in ſeinem eigenen Palaſte aufſuchen und todt ſchlagen. Auch erboßte man ſich über die Geſandten, welche vom Herzog Johann von Baiern in Brüſſel waren. Drei- oder vierhundert Lanzen, hieß es, werde der Holländer dem brabanter Herzoge ſtellen, dafür habe dieſer Antwerpen und Lier verkauft. Die Brüſſeler lärmten ſo ſehr, daß die von den Ständen Verbannten entwichen und die holländiſchen Geſandten eiligſt abreiſten. Kaum aber waren die letztern aus Brüſſel, als man ſie niederwarf und nach einem feſten Schloſſe brachte, weil man ſich ihrer Schriften zu bemächtigen dachte.

Der Herzog in Brüſſel antwortete damit, daß er lediglich ſeine Parteigänger auf die Schöffenſtühle rief, von dem neuen Oberrichter Johann Clütinck ſeine Eidgenoſſenſchaft beſchwören ließ, und endlich ſeinen Rath aus ſolchen Geſellen beſetzte, welche, unter ihnen T'Serklaes, ärger waren als die ſchlechteſten, die er früher gehabt hatte. Und dieſen Leuten gab er volle Regierungsvollmacht.

Jacobäa dagegen ſtellte durch offene Briefe die Stände zu Löwen als die Vertheidiger ihrer Ehre und Rechte auf. Das war den Ständen viel werth, denn durch ſolche Erklärung entgingen ſie dem Vorwurf, ſie ſeien Empörer. Mit ebenſo klugem Vorbedacht beſchickten ſie jetzt den nächſten am Throne, des Herzogs Bruder, daß er zu ihnen komme. Graf Philipp von St.-Paul war am burgunder Hofe erzogen und jetzt von ſeinem Vetter Philipp zum Generalkapitän von Paris beſtellt; er beſaß wenigſtens etwas von dem, was ſeinem Bruder ganz fehlte, Verſtand und Willen. Dieſer ließ ihm ſchleunigſt vorſtellen, es ſei gar nicht nöthig, daß

er komme; er ſolle lieber den Aufſtändiſchen recht bündig ſchreiben, daß ſie zu ihrer Pflicht zurückkehrten. St.-Paul kam, begrüßte flüchtig ſeinen Bruder in Brüſſel und ging dann nach Löwen. Mit ihm kamen die Geſandten des Königs von Frankreich und des Herzogs von Burgund, welche helfen ſollten zur Verſöhnung zwiſchen Jacobäa und ihrem Gemahle. Das erſte, was man beſchloß, war, daß St.-Paul nach dem Hennegau ging und die beiden Fürſtinnen ehrerbietig nach Brabant geleitete. Mit großen Ehren und Feierlichkeiten wurden ſie von Ständen und Geſandten in Löwen empfangen. Es ſollte eine Genugthuung ſein für den Oſterſchimpf am brüſſeler Hofe. St.-Paul reiſte dann unterhandelnd hin und her, und mit ihm arbeiteten die Geſandten, bis alle Parteien einwilligten, auf einem Reichstage den 20. Sept. zu Vilvoorden allen Streit zu ſchlichten und zu ſühnen.

IX.

Die Camarilla des Herzogs aber wußte noch andern Rath. Mit gutem deutſchen Kriegsvolk wollten ſie Brabant zwingen, an ihrer Feinde Gütern ihre Habſucht erſättigen. Sie ſandten heimlich zu den Heynsbergern und andern deutſchen Grafen und Herren jenſeit der Maes, ob ſie ſich zu einem ritterlichen Zuge nach Brüſſel entſchlöſſen, es ſei viel Ehre und Beute dabei zu holen. Das reiche Brüſſel ſtach den Herren in die Augen und ſie ſagten zu.

Während nun die Herzogin, St.-Paul und die verſammelten Stände zu Vilvoorden des Herzogs harrten, erklärte ihn T'Serklaes für gefährlich erkrankt. Zwei bis drei vertraute Diener trugen regelmäßig vor aller Augen die Speiſen in das Gemach des Fürſten. Dieſer aber hatte längſt Brüſſel hinter ſich. In der Nacht des 30. Sept. war er mit dem Herrn von Aſche und vier andern ſeiner Räthe

in größter Stille fortgeritten, und ohne viel aus dem Sattel zu kommen, eilten sie auf heimlichen Wegen, bis sie am andern Abend in Herzogenbusch waren. Da ging es nun an ein eifriges Unterhandeln mit den Befreundeten; bald war man auf diesem, bald auf jenem Schlosse an der Grenze zusammen. Der Herr von Heynsberg, Vater des Bischofs von Lüttich, sein Sohn Propst in Aachen, der Graf von Blankenheim, der Graf von Mörs, der Graf von der Mark und eine Menge anderer deutscher Herren zwischen Maes und Rhein, zusammen beinahe dritthalbhundert, verschworen sich mit dem brabanter Herzoge und traten in seine Fehdegenossenschaft. Sie dachten an 12—1500 versuchter deutscher Kriegsknechte zusammenzubringen. Schlösser, Geldsummen und reiche Beute von des Herzogs Feinden waren der Preis ihrer Hülfe. Es war eine große Adelsverschwörung, welche nicht übel Lust hatte, die Brabanter und insbesondere die Brüsseler etwas von lütticher Brot kosten zu lassen. Die Rädelsführer aber vertheilten schon untereinander die Güter und Schätze ihrer Mitbürger, welche Tod oder ewige Verbannung treffen sollte. Ueber den Kriegsplan war man noch uneinig. Die einen hielten es am gerathensten, den Ravenstein zu befestigen und von dort aus Brabant zu brandschatzen; denn dies war damals in Fehden das Gewöhnlichste, daß man sich in ein festes Schloß oder Städtchen legte und von dort aus so lange Streifzüge auf des Feindes Gebiet fortsetzte, und fleißig raubte, einäscherte und todt schlug, bis der Befehdete sich entweder zum Ziele legte oder man zum Ersatz dessen, was er verweigerte, Beute genug geholt hatte. Die meisten aber hielten solche Kriegsart zu langweilig, sie waren dafür, man müsse in hellen Haufen auf Brüssel ziehen.

Als die Versammlung zu Vilvoorden erfuhr, daß der Herzog entwichen, erklärte sie, weil er damit selbst die Re-

gierung abgegeben habe, ſeinen Bruder zum Regenten oder, wie man es in den Niederlanden hieß, zum Ruhwart. Tags darauf, am 2. Oct., begaben ſich die Stände im feierlichen Zuge mit der Herzogin und dem Ruhwart nach Brüſſel. Dort erließen ſie ihre zweite Erklärung: Krieg gegen den Herzog Johann von Baiern-Holland. Er hatte die Hoeks in ſeinem Lande aufs Haupt geſchlagen und ſtand jetzt mit einem ſtarken Heere an der brabanter Grenze, belagerte Gertrudsberge und bedrohte Heusden, die beiden Grenzfeſtungen. Man beſchloß zunächſt dieſe beiden Plätze zu ſchützen, um weiteres Vordringen des Feindes abzuwehren.

Mitte Octobers ſetzte ſich ein ſtattliches Heer in Bewegung, Jacobäa und ihr Vetter und Schwager, der Regent, an der Spitze; es fehlte unter den Städten blos das Banner von Herzogenbuſch. Heusden wagte keinen Widerſtand, Jacobäa zog ein, ließ ſich von neuem huldigen und beſtellte Arnold von Sevenbergen zum Commandanten. Sie mußte jedoch die Stadt zum voraus an die Brabanter für die Koſten des Kriegszugs verpfänden. Die Stadt Gertrudsberge fand man in der Gewalt des Feindes, aber die dortige Burg ſtand noch ungebrochen. Zehn Tage lang lag man vor der Stadt und konnte ſie nicht nehmen, jeder Angriff wurde blutig zurückgewieſen. Man begnügte ſich, die Burg mit Proviant, Mannſchaften und Kriegszeug zu verſtärken, und weil es Winter wurde, zog das brabanter Heer ab und ging auseinander. Der holländiſche Fürſt berannte jetzt die Burg mit Macht; der Commandant, der tapfere Merwede, da er ſich nicht anders helfen konnte, machte ſeine Drohung wahr, ſchoß Feuer auf Feuer in die Stadt und ſie brannte am 11. Nov. ab bis auf ein kleines Stückchen. Das holländiſche Kriegsvolk hatte Mühe und Noth, ſich zu verſchanzen; denn die Hoeks ſtürmten von der Burg

hernieder auf die Brandstätten und fielen mörderisch ihre Feinde an. Endlich aber hatte der Herzog hinlänglich schweres Geschütz zur Stelle. Er pflanzte seine guten Stücke auf, schleuderte ihre schweren Geschosse gegen die Mauern, ein Thurm auf der Burg stürzte zusammen und bald darauf noch einer. Die Hoeks wehrten sich wie Verzweifelte, und als sie die Trümmer nicht mehr halten konnten, zogen sie ab in geschlossenen Reihen nach Brabant hinein. Die Belagerer glaubten sie jetzt bezwingen zu können und fielen sie an, aber auch im freien Felde standen diese Hoeks wie Helden und warfen den Feind siegreich zurück. Arnold von Sevenbergen vertheidigte sich nicht minder wacker. Von der Schelde aber streiften Hoeks und Antwerpener auf raschen Schiffen nach den see- und holländischen Küsten, sie verbrannten Ostende und Stuyvesand, während die Seeländer zwar Sandvliet und Lillo plünderten, jedoch nicht weiter auf der Schelde vordringen konnten. Herzog Johann von Baiern hatte bei dem hartnäckigen Widerstande, den er auf der Grenze fand, viele Zeit und Leute verloren, und hielt für gerathen, erst abzuwarten, wie sich die Dinge in Brabant entwirrten.

Hier hatten unterdessen fast alle Stände den Ruhwart anerkannt; 15 Prälaten, 58 vom Adel und 26 Städte unterzeichneten seine Bestallung und zugleich eine öffentliche Darlegung der Gründe ihrer Maßregeln. St.-Paul bot Adel und Städte auf, sich wohlgerüstet zu halten, und setzte einige unzuverlässige Beamte ab, welche dem Herzog ihre Stellen verdankten, auch den Oberrichter Johann Clütinck. Diesmal aber wurde er von seinem Bruder betrogen. Dieser zog ihn durch Unterhandlungen hin und zeigte sich auf die Einladung, welche Herzogin und Stände an ihn richteten, nicht abgeneigt, in Güte zurückzukehren. Namentlich waren es die Städte, welche den Frieden wollten, weil sie fürch-

teten, der Adel werde ſich ſeines Sieges überheben. Die Antwerpener erklärten dem Herzoge: Mit Freuden würden ſie ihn empfangen, kehre er friedlich wieder, und wenn die Thore zu ſeinem jubelreichen Einzuge nicht breit genug, wollten ſie ein Stück ihrer Mauern einreißen. Des Herzogs Anhänger unterhielten ſorgfältig dieſe Stimmung, und ſie fanden es nicht ſchwer; denn die geringen Früchte, welche der holländiſche Kriegszug eingebracht, ſahen nicht danach aus, die Freunde und die Hoffnungen der Herzogin zu verſtärken. Die brüſſeler Patricier aber hatten fortwährend ihren heimlichen Verkehr mit dem Herzoge. Als er nun ſein fremdes Kriegsvolk im Anzuge wußte, ſchrieb er an vier Schöffen, die ihm ergeben waren, ob er ohne Gefahr nach Brüſſel komme und ob ſie ihm den Einlaß erleichtern würden. Sie beriefen ihre Freunde zu einer verborgenen Berathung in die Frohnfeſte, deren Gouverneur der abgeſetzte Oberrichter war. Ihr Beſchluß ging dahin, daß zwei von ihnen in aller Stille ſich zum Herzog aufmachten mit der Botſchaft, er ſolle nur kommen. Clütinck mit drei Schöffen werde ihm bis Tervueren entgegenreiten, während der vierte Schöffe das Löwener Thor offen halte. Sei dann Clütinck vom Herzog als Oberrichter wieder anerkannt, ſo werde er ſeinen Amtsſtab erheben und vor dem Fürſten herziehen. Sofort brach Johann mit den Rittern und Reiſigen von Herzogenbuſch auf, und kam in Eilmärſchen noch denſelben Tag nach Dieſt. Hier ſollte ihn Graf Mörs treffen, der die Kriegsvölker vom Rhein brachte. Dieſem hatten aber die Maeſtrichter die Thore verſperrt und er konnte nicht über die Maes. Das war ſchlimm, allein zum Umkehren war es für den Herzog zu ſpät. Noch in der Nacht des 21. Jan. verließ er Dieſt, und auf eiligen Nebenwegen kam er nach Tervueren, zwei Stunden von Brüſſel. Hier wartete ſchon ſein abgeſetzter Oberrichter

mit den drei Schöffen und andern Patriciern. Feierlich erhob Clütinck seinen Amtsstab wieder in des Herzogs Gegenwart, und als damit der Rechtsform genug geschehen, eilten die drei Schöffen zur Stadt und begaben sich auf ihre Sitze zu ihren Amtsgenossen auf dem Rathhause. Der Herzog folgte ihnen auf dem Fuße. Als er aber vor dem Löwener Thore ankam, war es verschlossen. Bestürzt schauten die Ritter an den hohen Mauern und Zinnen hinauf, sie waren verzweifelt hoch. Die einen riefen: „Fort, fort! Verrath!“ Die andern verfluchten die falschen Patricier. Dem Herrn von Heynsberg, der am zornigsten sich geberdete, rief, so erzählte man, ein armes Bettelweib zu: „Herr, sorgt nicht so sehr, wie Ihr hinein kommt, sondern, wenn Ihr drinnen seid, wie Ihr wieder heraus kommt.“

Die Stadt gerieth in Aufregung. Die nicht mit verschworenen drei Schöffen beriefen eiligst den großen Rath. Stürmisch wurde hin und her gesprochen, zwei Stunden lang. Endlich setzten es des Herzogs Anhänger durch: Er solle in die Stadt kommen mit seinen Dienern und 120 Rittern, jedoch nicht mit Verbannten und nicht mit Fremden. Die sieben Schöffen gingen das Thor zu öffnen und den Herzog zu begrüßen. Er ließ nun die 120 Mann einreiten, dann aber rief er auch den übrigen „Vorwärts!“ zu. Einige Bürger wollten sich widersetzen, doch der Schöffe Heinrich Clütinck rief: „Laßt sie nur herein, alle herein!“ Nun zogen sich die Bürger zurück; der Herzog ließ seine ganze Reiterei vor sich vorbei ziehen, und als der letzte durchs Thor war, setzten sich alle in Galop und rasselten durch die Straßen nach dem Palaste. Hier traf der Herzog den Regenten, die beiden Brüder wechselten ein paar kalte Worte miteinander, und St.-Paul verschloß sich in seine Wohnung.

X.

Die Stadt war nun gewonnen, jedoch nicht die Bürgerſchaft. Des Herzogs Anhänger thaten ihr Möglichſtes, ſie zu ſeinen Gunſten zu bearbeiten. Er ſelbſt begab ſich am andern Morgen auf das Rathhaus, wohin nicht blos der Große Rath, ſondern auch die Geſchworenen der Zünfte berufen waren. Der Herzog erklärte ihnen: „Nur des Friedens, nicht des Kriegs wegen ſei er gekommen, und alle möchten ihm thätig beiſtehen, die Eintracht im Lande herzuſtellen.“ Die Bürgerſchaft blieb ſchwankend. Inzwiſchen zog auch der Graf Mörs mit den übrigen Deutſchen in Brüſſel ein, St.-Paul aber war nach Löwen abgereiſt. Als Johann das letztere erfuhr, entbot er die Schöffen zu ſich und fragte: Was ſie thun würden, wenn ſein Bruder mit einem Heere vor die Stadt rücke? Sie boten ihm die Stadtſchlüſſel an, er möge ſelbſt die Thore bewachen. Da rief der Herzog: „Nein, nein, ich verlaſſe mich auf euere Treue, ich will auch euch ein treuer Herr ſein.“ Damit verpaßte er die erſten Tage, welche ihm am meiſten günſtig waren.

Denn allmählich fiel das deutſche Kriegsvolk den Bürgern, bei denen es einquartirt war, nicht wenig beſchwerlich. Noch ſchlimmer war, daß dieſe Gäſte ihre Luſt und Laune nicht bergen konnten. Uebermüthig gingen und ritten ſie auf den Straßen hin und her, die bloßen Schwerter in der Hand, und lagen in allen Wirthshäuſern und prahlten: „Sie gingen nicht wieder weg von Brüſſel, ohne alle Taſchen voll brabanter Kronen, — bald hätten einige Herren zum letzten mal das Sonnenlicht geſehen, dann ſeien deren ſchöne Frauen und Töchter und Häuſer wohlfeil für des Herzogs Kriegsleute.“ Das ärgerte nun das Volk ganz unbändig und die Aufregung wuchs von Stunde zu Stunde. Der Herzog wußte wiederum nichts anderes zu thun, als die

vornehmſten ſeiner Anhänger zu Rathe zu ziehen, und wieder hörte er von ihnen den Troſt: Sie würden ihn vertheidigen mit Leib und Leben. Einige riethen ihm, er ſolle ſich auf die Zünfte ſtützen, welche feinere Handwerke trieben, denn dieſe ſeien ihm zugethan; das aber warf er weit von ſich. In der Bürgerſchaft wurde es immer unruhiger, als man merkte, wie des Herzogs Anhänger ſtets die Köpfe zuſammenſteckten und noch immer nichts geſchah. Die Luft hing voll von unheimlichen Gerüchten. „Wozu", ſo flüſterten ſich die Bürger zu, „ſei denn der Herzog mit ſo vielem Volk in Brüſſel eingedrungen? Gewiß werde er plötzlich über ſeine Feinde herfallen. Aber wenn dann die fremden Völker Herren der Stadt ſeien, wer werde dann die theuere Kriegsrüſtng bezahlen müſſen? Werde es nicht zuletzt über aller Bürger Habe und Freiheiten hergehen?" Die Freunde der Heetvelts und die andern Patricier, welche den Herzoglichen verhaßt waren, ſäumten nicht, die Bürgerſchaft in der Stille aufzureizen. Jacobäa, des Herzogs Gemahlin, legte ſicher auch nicht die Hände in den Schos. Einige Bürger legten ſich halbwegs zwiſchen der Stadt und der Ständeverſammlung zu Löwen auf Poſten, damit die Briefe und Boten zwiſchen beiden um ſo ſicherer gingen. Von Löwen kam der Rath, den Haß der Bürger gegen das fremde Kriegsvolk nach Kräften zu ſchüren. Die Verſchwörer im Palaſt hatten offenbar den Muth nicht, zur That zu ſchreiten und ihre ſchrecklichen Vorſätze auszuführen. Erſt nach und nach wurden ſie einig. Es bleibe nichts übrig als mit geſammter Macht loszubrechen und die Feinde niederzuſchlagen; der Oberrichter ſelbſt müſſe dabei Sturm läuten und dem Volke zurufen: „Fort mit allen Zöllen und Steuern!" Das werde die Bürgerſchaft anlocken.

In der ſechsten Nacht nach des Herzogs Einzuge bemerkte eine Magd Licht in der Kammer eines Quartier-

gaſtes. Sie meldete es ihrem Herrn; dieſer ſah den Mann ſich eilig waffnen und ſagte es ſeinen Nachbarn. Da wollten auch andere beobachtet haben, wie ſich Kriegsknechte in voller Rüſtung aufs Lager warfen. Das gab nun ein heimliches Sprechen und Laufen von einem Hauſe zum andern; man weckte die vornehmſten Gegner der herzoglichen Partei. Es hieß: Gleich werde vom Palaſte die Glocke tönen, dann marſchire das Kriegsvolk nach dem Markte, werde das Rathhaus beſetzen, in die Häuſer einbrechen. Die Brüſſeler aber waren nicht die Leute, welche dem Sturme aus dem Wege gingen und ſich in ihre Gemächer und Keller verſchloſſen; nein, noch vor Mitternacht ſtanden die Zünfte bewaffnet auf dem Markte. Die Anhänger des Herzogs wurden beſtürzt. Er ritt ſelbſt, nur von wenigen begleitet, auf den Marktplatz hinunter und von einer Zunft zur andern, um ſie zu beruhigen, daß ſie wieder nach Hauſe gingen. Allein er bekam nichts anderes zu hören als: Ihm gelte es nicht, er ſolle nur wieder heimreiten. Er ritt endlich wieder fort; auf halbem Wege aber kehrte er um, weil er hörte, das Volk habe ſich zerſtreut. Er war getäuſcht; nochmals beſchwor er die Bürger bei ſeiner Liebe und Gnade, auseinanderzugehen; ſie ließen ihn aber nicht mehr zu Worte kommen. Verwirrter als vorher kam er in ſeinen Hof zurück. Seine Kriegsleute mußten ſich vertheilen, als dächten ſie an nichts als ihr Vergnügen. Sie ſagten: Nur des Lärmens wegen hätten ſie ſich bewaffnet, weil ſie nicht gewußt, was das bedeuten ſolle.

Natürlich ſtieg nun bei ſo ängſtlichem Benehmen der Herzoglichen der Muth und der Aerger der Bürger. Sie warteten den ganzen folgenden Tag. Da aber nichts ſich rührte, begannnen ſie heftig zu ſprechen: „Wie unerhört es ſei, daß der Fürſt ſein eigenes Volk mit fremden Kriegsknechten überziehe. Und was die Herzoglichen für feige Leute

ſeien! Die Brüſſeler brauchten ja nur mannhaft aufzutreten, gleich wichen jene zurück.“ Die Gemüther erhitzten ſich immer mehr, und als andern Tags, am 29. Jan., Botſchaft kam, der Regent werde mit den Ständen eintreffen, zogen die Zünfte in der Frühe vor des Herzogs Palaſt und ſchrien: „Den Heynsberg wollten ſie haben, oder ſie würden ihn mit Gewalt holen.“ Auf den alten Heynsberg hatte das Volk eine beſondere Wuth, er war nicht nur der Haupthelfer des Herzogs, der ihm die deutſchen Kriegsvölker aufgebracht hatte, ſondern es hieß auch: Ganz Brüſſel ſei ihm verpfändet und verſchrieben vom Herzoge für die Koſten des Heerzugs. Dem wüthenden Andrängen des Volks wußten der Herzog und ſeine Partei nicht zu widerſtehen. Heynsberg mußte ſich zum Schein an den Oberrichter Clütinck ausliefern. Dieſer kam mit den Schöffen und hatte Heynsberg angefaßt, und ſo zogen ſie, die Zünfte hinterdrein, nach dem Rathhauſe, wo Heynsberg in Feſſeln gelegt wurde. Die Bürger ſahen nun, welche Macht ſie hatten, und da ruhten ſie auch nicht mehr. Ihre Haufen drangen in die Häuſer, und alle die fremden Ritter und Reiſigen wurden vereinzelt überfallen und gefangen genommen. Nur der Graf von Moers, weil er ſpäter gekommen und nicht in die Stadt eingebrochen war wie die andern, durfte auf ſein Ehrenwort in ſeiner Wohnung bleiben.

Abends kam St.-Paul mit den Baronen und den Vertretern von Löwen und Antwerpen. Unter großem Jubel zog ihm das Volk entgegen. Der Regent belobte die Bürgerſchaft und ſagte: ſie hätte das ganze Vaterland gerettet. Am andern Morgen begab er ſich in den Palaſt und ließ die Vertrauten und Dienſtleute ſeines Bruders, unter ihnen auch mehrere hennegauer Ritter, ergreifen. Der Herr von Bergen op Zoom wurde dabei von Jacobäa's natürlichen Brüdern in des Herzogs Gemächern niedergeſtoßen. Das

Volk war aber damit nicht zufrieden, und da nichts anderes erfolgte, erhoben ſich am 31. Jan. die Zünfte; ihre bewaffneten Rotten füllten die Straßen, ſtürmten und durchſuchten die Häuſer und ſchleppten des Herzogs Freunde in die Gefängniſſe. Und als ſie damit fertig waren, verlangten ſie das Blut der Schuldigen. Wieder ſtanden ſie andern Tags in Waffen auf dem Markte und warteten und lärmten. Da kam endlich van der Zype, der des Regenten rechte Hand war, und rief luſtig: „Fangt nur an! Einmal muß man doch anfangen.“ Sogleich führte der vom Regenten wieder eingeſetzte Oberrichter, Johann van Diedeghem, des Herzogs Oberrichter Johann Clütinck und deſſen Kerkermeiſter herbei auf den Markt und ließ ihnen die Köpfe abſchlagen.

Dieſe beiden waren die erſten. Der Tiger der Volkswuth hatte Blut gekoſtet, ihn hungerte nach mehr. Die gefangenen Patricier wurden auf die Folter geworfen, ſie ſollten die Verſchwörung eingeſtehen. Nur mit Mühe wurden ſie der Volkswuth entriſſen. Am 6. Febr. erging über ſie der Spruch der Barone und der drei Städte Brüſſel, Löwen und Antwerpen: daß ſie in Feſſeln und ewiger Gefangenſchaft ihr Leben hinbringen ſollten in verſchiedenen Städten und Burgen des Landes. Sie fuhren ab, hart auf Karren gebunden, daß die Stricke ihnen ins Fleiſch ſchnitten. Den T'Serklaes aber und noch ein paar Hauptſchuldige ließen die Bürger vorläufig noch nicht aus ihren Händen. Der Herr von Aſche und andere von den früher durch die Stände Verurtheilten waren entflohen, ſie wurden vogelfrei erklärt und 500 Kronen auf ihre Köpfe geſetzt. Die fremden Reiſigen wurden nackt und bloß fortgeſchickt, und ihre Waffen und Pferde vertheilte der Regent an ſeine Günſtlinge; 150 deutſche Herren und Ritter aber blieben gefangen.

Wie kläglich ſtand es jetzt um das vordem ſo ſtolze und ſtattliche brüſſeler Patriciat! Die meiſten Häupter waren als erklärte Verräther im Kerker oder auf der Flucht. Die Zünftigen ſahen ſich auf einmal als die Herren und Meiſter der Stadt. Alſo ladete der Reſt der Patricier ſie ein, förmlich an der Stadtregierung theilzunehmen und raſch eine neue Verfaſſung zu begründen.

Mit dem politiſchen Geſchick, welches damals Gemeingut der Bürger jeder größern Stadt war, hatten die Zünfte in den Tagen dieſer Aufſtände nicht verſäumt, ſich eine feſtere Ordnung zu geben. Die verwandten Gewerke hatten ſich zuſammengeſtellt, und ſo ergaben ſich aus den etwa vierzig Zünften neun Gruppen, welche ſich die neun Völker (de negen natien) nannten und von denen jede einen Kirchenpatron erkor, unter deſſen Schutz und Namen ſie ſich ſtellte. Außerdem hatte man, damit die Nachbarn bei Kriegs- und Feuerlärm um ſo raſcher ſich geordnet ſcharten, die Bürgerſchaft eingetheilt in Bezirke von hundert und von zehn Mann, welchen je ein Hundertmann und ein Zehntmann vorgeſetzt wurde. Dieſe Einrichtungen wurden neben der Siebengeſchlechtseintheilung des Patriciats die Grundlage für die neue Stadtverfaſſung. Schon am 3. Febr. war dieſelbe von allen Schöffen, Patriciern und Stadtbeamten, ſowie vom Regenten und den Landſtänden beſiegelt und trat ſofort in Geltung.

Sie war mit politiſcher Weisheit und von ſeiten der Sieger nicht ohne Mäßigung ausgedacht. Auch jetzt noch erkannte der gemeine Bürger den Patricier als mehrberechtigt an. Das Gericht blieb bei den patriciſchen Schöffen; die Zünftigen beſchieden ſich, daß nur Patricier als von Alters her Vollfreie ſchöffenbar ſeien. Das Schöffencollegium erhielt die Stelle einer ausgleichenden Behörde; die Verwaltung kam dagegen an neue Collegien, welche aus Patriciern

und Zünftigen gemischt waren. Den Magistrat bildeten fortan ein patricischer und ein zünftiger Bürgermeister, zwei patricische und zwei zünftige Schatzmeister, acht patricische und sieben zünftige Rathsherren. Die Schöffen wählten aus der dreifachen Zahl der hier von den sieben Geschlechtern, dort von den neun Nationen Vorgeschlagenen die Beamten und Rathsherren. Hinwieder erkoren die Zünfte aus drei von den Schöffen Vorgeschlagenen den patricischen Bürgermeister. In ähnlicher Weise wurde die Ernennung der übrigen städtischen Beamten unter Geschlechter und Zünfte vertheilt. Bei wichtigen Fragen zog der Magistrat den Großen Rath zu, in welchem außer den Gildemeistern diejenigen Sitz und Stimme hatten, welche einmal Schöffen oder Rathsherren gewesen. Handelte es sich aber um eine ernste große Sache, so kam sie an die Bürgerschaft, und diese war dann durch sämmtliche städtische Beamte und durch sämmtliche Geschworenen der Zünfte vertreten.

XI.

Es blieb nun sechs Wochen ruhig, und alles ließ sich an zu Frieden und Ordnung. Die Herzogin Jacobäa war nach dem Hennegau gegangen. Als bei der schrecklichen Verwirrung, welche ihr Gemahl in Brabant angerichtet, jede Aussicht zu einer neuen Heerfahrt nach Holland entschwunden war, als er sich bei allem Volke mit Schande und Verachtung bedeckt hatte, konnte sie ihres Abscheues gegen ihn nicht mehr Herr werden. Hartnäckig weigerte sie sich, nach Brüssel zurückzukehren. Sie flüchtete zu Anfang des März heimlich nach England und erkor sich dort den tapfern und schönen Bruder des Königs, Herzog Humfried von Gloceſter, zu ihrem Ritter und Verlobten. Ihre Ehe aber mit dem Herzog von Brabant erklärte sie für erschlichen und

nichtig und ladete ihn vor den Richterſtuhl des Papſtes. Alle Brabanter waren empört, daß ihre geliebte Herzogin über ſie ſolche Schande verhängte, und dies Ereigniß trug nicht wenig bei, daß die Parteien ſich näherten. Mit dem holländiſchen Fürſten wurde jetzt Friede geſchloſſen und er behielt Jacobäa's Erblande, nur nicht den Hennegau.

Zum Unglück entdeckte man zu Ende des März bei dem Propſte der Schloßkirche die geheimen Verbundbriefe der Herzogspartei. Jetzt erſt erkannte die Bürgerſchaft, welche furchtbare und verbrecheriſche Verſchwörung über ihren Häuptern gehangen. Schrecken und Zorn bemächtigte ſich der Sieger. Auf der Stelle machten brüſſeler Bevollmächtigte die Runde durch die Städte, wo ihre Mitbürger gefangen lagen, ließen ſie auf die Folter ſpannen und entriſſen ihnen durch die grauſamſten Qualen traurige Geſtändniſſe. Als die Berichte davon auf dem brüſſeler Rathhauſe verleſen waren, füllte ſich ſofort der Markt wieder mit Bewaffneten. Drei Tage lang ſtanden dort die Zünfte mit ihren Piken und Aexten und ſchrien: „Rache! Rache!“ Am vierten Tage kam van der Zype vom Regenten und rief ihnen zu: „Kinder, ſeid gutes Muths; ſogleich ſoll Recht geſchehen!“ Hinter ihm erſchienen Ritter T'Serklaes, der ehemals ſo Gefürchtete, und mit ihm zwei der vornehmſten Patricier. Einen nach dem andern traf das Beil.

Vier Wochen ſpäter, am 4. Mai, ſtellte der Herzog die ſchmähliche Urkunde aus: „Seine Mitverſchworenen hätten des Landes Rechte und Freiheiten antaſten, ihn ſelbſt von ſeiner Gemahlin und ſeinen beſten Freunden und Unterthanen feindlich trennen wollen. Deshalb hätten die Stände und ſein Bruder mit Fug und Recht ſich widerſetzt und ſie hätten auf das beſte und ſchönſte gehandelt; er beſtätige alles was geſchehen, und verpflichte ſich bei ſeiner herzoglichen Ehre, daß niemals er oder ſeine Nachfolger deshalb jemand

ungünſtig oder undankbar ſein ſolle. Ja, wenn jemals wieder ein Herzog der Unterthanen Freiheiten antaſte und ſich durch eine feindliche Eidgenoſſenſchaft von ihnen ſcheide: ſo ſeien ſofort alle ihrer Unterthaneneide entbunden und ſollten einen Regenten beſtellen, dem alle Gehorſam ſo lange ſchuldig, bis jedem gekränkten Rechte Genugthuung widerfahren ſei!“

Unterdeſſen lagen die 150 deutſchen Grafen und Herren noch immer gefangen in Brüſſel. Sie ſollten ſich ſühnen nach brabanter Recht, hieß es, oder im Kerker bleiben. Die Brüſſeler fürchteten ihre Rache, wenn ſie frei würden. Die Gefangenhaltung ſo vieler vornehmer Ritter fühlte man in den Rhein- und Niederlanden als eine Schmach für allen Adel. Mehrere niederländiſche Fürſten hielten ihretwegen eine Verſammlung in Mecheln, die Kurfürſten des Reichs forderten die Freilaſſung, der Kaiſer drohte mit Acht und Oberacht, Geſandtſchaften kamen und gingen; aber die Zünfte hielten ihre Gefangenen feſt.

Die verurtheilten Patricier, welche in den brabanter Städten vertheilt waren, freuten ſich ſo vieler und erhabener Fürſprecher und dachten durch deren Hülfe in kurzem auch wieder frei zu werden. In einigen Städten entlaſtete man die Gefangenen ihrer Feſſeln und erlaubte, daß ſie ihre Freunde bewirtheten. Einige ſagten: Sie würden bald wieder nach Brüſſel kommen und ihre Feinde mit gleicher Münze bezahlen. Erzählungen davon ſetzten die Stadt in neue Unruhe. Die Zünftigen zitterten vor Wuth und Angſt. Sie fürchteten neue Verſchwörungen, neue Aufſtände des Adels. Eben erſt hatten ſie die Süßigkeit des Mitherrſchens gekoſtet; ſollten ſie dulden, daß man ſie in die alte Verachtung zurückſtoße? Aller Haß loderte wieder auf. Zum dritten mal ſtanden die Zünfte in vollen Waffen auf dem Marktplatze und ſchrien und tobten und wichen nicht. Es

dürstete sie nach frischem Blute. Der Regent, die Schöffen, die Stände beschworen sie vergebens. Vergebens stellten sie vor: die Gefangenen seien ja schon verurtheilt, zweimal denselben Mann richten sei ja wider alles Recht. „Zur Hölle die Verräther!" schallte es aus den tobenden Reihen zurück, „jetzt wissen wir erst, zu welchen Verbrechen sie sich verschwuren." Als man noch immer zögerte, wurden Stimmen laut: „Dann holt den Heynsberg und die deutschen Herren herbei und schlagt ihnen die Köpfe ab auf öffentlichem Markte!" Alle Zünfte wiederholten diese Drohung. Das wirkte. Die gefangenen Patricier waren der Verschwörung gegen ihre Mitbürger überwiesen, und gegen erklärte Feinde hielt man damals das Todesurtheil für gerecht; die deutschen Herren aber hatten noch nichts gefrevelt als daß sie auf des Herzogs Befehl gewaltsam in die Stadt eingeritten. Ihre Enthauptung zog über Brabant unfehlbar die Acht und einen Heereszug des Reichs herein. Solche Unterscheidung machten St.-Paul und die Stände; schmählich genug gaben sie die Opfer preis. Die vornehmsten der Patricier wurden aus den verschiedenen Orten herbeigefahren und bestiegen am 7. Mai auf dem Marktplatze ihrer Vaterstadt das Schaffot. Vormittags starben zehn und nach Tische noch vier; und während langsam einer nach dem andern enthauptet wurde, standen rings in Reihen die bewaffneten Zünfte und vor dem Rathhause die Schöffen mit dem Oberrichter, und alle sahen zu den ganzen Tag. Am andern Abend führte Van der Zype seine Braut zur Hochzeit über den Marktplatz, wo das Blut ihrer Verwandten noch nicht getrocknet war. Der geängstigte Herzog aber bestätigte auch diese Unthaten.

Die Freunde der deutschen Herren benutzten Van der Zype's Hochzeit, um ihm und seiner Braut köstliche Geschenke in Gold und Edelsteinen zu verehren. Dadurch höchlich

geſchmeichelt, wußte er ſo geſchickt die Sachen zu drehen, daß man die Herren freigab auf ihr Ehrenwort, ſich zum Feſte Allerheiligen wieder in Brüſſel zu ſtellen. Sechzehn weigerten ſich deſſen und blieben gefangen. Der Graf von Mörs wurde ſogleich für immer freigelaſſen. Die andern ſtellten ſich ſämmtlich am gedachten Tage; ein Schiedsgericht, gewählt aus ihren Freunden und Brabantern, fällte den Spruch: Sie ſollten Urfehde ſchwören, daß ſie niemals an den Brüſſelern Rache nehmen und daß, wenn dies dennoch von einem geſchähe, auch die andern ſich freiwillig wieder gefangen ſtellen wollten. Die Urfehde wurde geſchworen. Jene andern ſechzehn brachen ſpäter aus den Gefängniſſen aus und gaben ſich ſelbſt ihre Freiheit wieder.

Des Herzogs Bruder zeigte wenig Luſt, die angenehmen Zügel der Herrſchaft wieder abzugeben, und die Brüſſeler beſtärkten ihn dabei. Er verlangte zuletzt Landestheilung, und wenig fehlte, daß Bürgerkrieg ausbrach. Den Ständen gelang es endlich, ihn mit großen Summen und mit den confiscirten Gütern aller Enthaupteten und Verbannten zu beſchwichtigen. Er nahm dieſe Beſitzungen an als gute Beute.

Der Herzog aber ſcheute ſich zwei Jahre lang, das ſchreckliche Brüſſel wieder zu betreten. Während dieſer Zeit waren die Zünfte fleißig daran, ihre Herrſchaft zu befeſtigen. Ein beſtändiger Stadtkapitän wurde eingeſetzt, der fortwährend für den guten Stand der Feſtungswerke und alles Kriegszeugs ſorgen mußte. Die Zünfte erhielten die freie Wahl ihres Bürgermeiſters und der beiden Schatzmeiſter, ſie erhielten freies Gericht über die Beleidiger einer Zunft, Zutritt für die Hundertmannen zum Großen Rath und die Freiheit, daß kein Zünftiger geſtraft werden dürfe ohne Zuſtimmung ſeiner Geſchworenen. Zuletzt wurde ſogar beſchloſſen, daß jeder Zünftige Schöffe werden könne und daß

jeder Nichtpatricier in eine Zunft eintreten müſſe. Strenge Sittengeſetze ſollten der Zügelloſigkeit ſteuern, in welcher einſt der Hof voranging. Die Brüſſeler verſchmähten ſogar eine Univerſität, damit nicht durch der Studenten Wildheit den guten Sitten Schaden widerfahre.

XII.

Gegen Ende des Jahres 1423 verſöhnte ſich der Herzog mit den Brüſſelern und kehrte in ihre Mitte zurück, denn er brauchte höchſt nothwendig die Hülfe des geſammten Landes, um ſich gegen ſeine frühere Gemahlin zu wehren. Jacobäa war mit ihrem neuen Gemahl, dem engliſchen Prinzen, und einem anſehnlichen Heere in Calais gelandet, hatte in raſchen Märſchen ganz Hennegau beſetzt, alle Hoeks ſtrömten ihr jubelnd zu, und ſie bedrohte jetzt Brabant und Holland. In Brüſſel war eine der neuen Gewalten dem zurückgekehrten Fürſten beſonders widerwärtig, dies war der Stadtkapitän, welcher die Stadt gleichſam in fortwährendem Belagerungszuſtande hielt. Der Herzog dachte ihn abzuſetzen, die Zünfte wollten ihn nicht fahren laſſen. Zum letzten mal brauchten ſie ihr altes Mittel und beſetzten wieder tagelang bewaffnet und drohend den Marktplatz. Indeſſen war doch etwas vom alten Feuer verraucht, und es gelang dem Hofe, ſich unter den Zünften ſelbſt eine Partei zu machen. Am 24. Dec. verkehrte St.-Paul auf dem Rathhauſe mit dem Magiſtrate; plötzlich trat er ans Fenſter und rief: „Zu mir in Waffen, wer Freund iſt des Herzogs und der guten Stadt!“ Sofort ſtellte ſich ein Theil der Zünfte zu ihm; in demſelben Augenblicke rückte der Herzog mit dem vornehmſten Landesadel auf den Platz, der Reſt der Zünfte wurde verwirrt und ging endlich auseinander. Jetzt wurden 13 Hauptſchreier verhaftet und dem Herzog

zur Strafe überliefert. Der Kapitän legte ſein Amt nieder. Das war die letzte Scene in dieſer brüſſeler Revolution, deren furchtbares Andenken ſich tief in die Gemüther der Zeitgenoſſen einſenkte. Sie war das Gegenſtück zu dem lütticher Aufſtande, nur mit dem Unterſchiede, daß dort das Volk, hier der Adel zerſchmettert wurde.

Der Parteikampf in den Niederlanden wüthete jetzt am heftigſten unter den Fahnen von zwei andern Gegnern. Es waren Jacobäa und Herzog Philipp von Burgund, beide noch in der Blüte der Jugend, die eine ſo kühn und heldenmüthig, als der andere Meiſter in allen Künſten der Politik. Zu ihr ſtanden alle Hoeks, zu ihm alle Kabeljaus. Denn Herzog Johann von Baiern-Holland war von den Hoeks vergiftet, Philipp war jetzt der mächtigſte wie der klügſte und thätigſte Fürſt in den Niederlanden, und der feige Johann von Brabant, welchen des Papſtes Urtheil für Jacobäa's rechtmäßigen Gemahl erklärte, hatte ihre Erblande Philipp abgetreten. Durch ſeine Hülfe wurde Jacobäa im Hennegau ſchwer bedrängt, Verrath ſpielte ſie in ſeine Hände, er ließ ſie nach Gent abführen und ſtreng bewachen auf ſeinem dortigen Schloſſe. Nach drei Monaten entfloh ſie als Page verkleidet nach Holland und führte ſofort ihre Hoeks wieder in den Kampf. Ein mörderiſches Schlagen begann und dauerte vier Jahre hindurch; Treffen folgte auf Treffen, bald zu Lande, bald zur See. Jacobäa verheerte wie eine grimme Rachegöttin alles, was feindlichen Namen trug, Philipp erdrückte ſie langſam vorſchreitend nach und nach mit ſeinen Heeresmaſſen, bis ſie, verlaſſen auch von ihrem engliſchen Gemahl, ſich im Jahre 1428 ergab. Ihr brabanter Gemahl war kurz vorher geſtorben, und da auch ſein Bruder und Nachfolger St.-Paul ihm bald im Tode folgte, wurde ihr nächſter männlicher Verwandter, Philipp, der bereits Graf von Flandern, Artois,

Hennegau, Holland und Seeland war, 1430 auch Herzog von Brabant und Limburg. In kurzer Zeit gelang es ihm, durch Politik und Erbglück auch noch die übrigen Niederlande zu erwerben.

Von jetzt an änderte sich der Gang der Dinge. Philipp war ein ritterlich glänzender und leutseliger Herr, aber in der Tiefe seines Herzens ein so harter und rücksichtsloser Egoist, als jemals einer auf dem Throne saß. Dabei übte er mit wunderbarem Geschicke die Kunst, die Menschen zu behandeln; indem er ihren Neigungen huldigte, wußte er sie so zu fassen, daß sie doch nur seinen Interessen dienten. Er prägte nun der politischen Entwickelung in den Niederlanden eine Richtung ein, welche sie fortan einhielt. Der Fürst fesselte die Ritterschaft durch glänzenden Hofdienst, Orden und Aemter an seine Person, — Städten und Ständen ließ er freie Hand in lokalen und minder wichtigen Einrichtungen, — für alle größern Angelegenheiten aber wurde im fürstlichen Rathe eine centrale Behörde befestigt, deren wachsende Wirksamkeit sich mehr und mehr über das ganze Land ausdehnte.

Die Parteien gaben sich noch ein Jahrhundert lang heftige Stöße, allein über sich fühlten sie jetzt einen Herrn, dessen Macht sie nicht erschüttern konnten, weil sie noch aus andern Ländern als aus dem ihrigen ihre Kraft zog. Wo, wie in Flandern, noch furchtbare Aufstände ausbrachen, da schlug Philipp sie mit einer kalten Grausamkeit nieder, welche vielen Tausenden von Bürgern ihr Grab bereitete. Jede Partei erkannte, daß sie gegen einen solchen Herrn ihren ständischen wie ihren demokratischen Trotz zu Hause lassen müsse. Um zum Triumphe über ihre Gegner zu gelangen, suchte sich jede vielmehr der fürstlichen Gewalt anzuschmiegen; um ihre Gegner zu beherrschen, mußte die siegende Partei sich selbst vom Fürsten beherrschen lassen.

Dabei wurzelten die Machtmittel des Landesherrn mehr und mehr ins Volk ein; ſie waren vor allem zweierlei: Beſatzungen und Steuern. Die Partei, welche mit der Fürſtengunſt emporkam, litt es gern, wenn er ſtarke Beſatzungen in die Städte und Schlöſſer legte, um die Gegenpartei im Zaume zu halten. Die Commandanten dieſer Beſatzungen hatten die Landfriedensbrecher zu Paaren zu treiben, wurden alſo eine ſtehende Polizeigewalt. Zu den Beſatzungen reichte aber das gewöhnliche Landesaufgebot nicht aus, denn dieſes brauchte nach altem Herkommen nur ſechs Wochen im Felde zu dienen; man mußte es durch Söldner erſetzen. Handgeld, Waffen und Sold für die Angeworbenen erforderten beträchtliche Summen; die Partei, welche gerade am Ruder, bewilligte daher dem Fürſten Steuern und ſah nur darauf, daß hauptſächlich die Gegner damit belaſtet wurden. Das wechſelte dann bei dem nächſten Umſchwunge, und weil die Urſachen fortdauerten, ſo dauerten auch die fürſtlichen Soldtruppen fort und wurden bei jedem neuen Parteikampfe nur verſtärkt. Nun erhielt die geſammte Landesverwaltung einen militäriſchen Zuſchnitt; ſie wurde, ſoweit das überhaupt damals möglich war, centraliſirt. Der fürſtliche Befehl griff durch, wo bisher die Stände haderten! Schon im 14. Jahrhundert hatten die niederländiſchen Fürſten darauf Bedacht genommen, außer den Statthaltern, Rentmeiſtern, Richtern und Amtleuten, welche ſie einſetzten, eine ſtändige Behörde zu bilden aus ihren oberſten Gerichts- und Hofbeamten, den ſogenannten hohen oder geheimen Rath. Herzog Philipp verſtärkte dieſen Rath in allen ſeinen niederländiſchen Provinzen, beſetzte ihn nur mit eifrigen Anhängern und wies ſie an, auf alle Landesangelegenheiten wohl Acht zu haben, damit nirgends die frühere Macht der Stände und Gemeinden wieder emporkomme. Auch

in die Beſetzung der Raths- und Schöffenſtellen in den Städten griff jetzt der Fürſt ein, ſobald es darauf ankam, der feindlichen Partei den Zutritt zu verſchließen.

Inmitten alſo und infolge der bürgerlichen Kämpfe entſtand eine landesherrliche Centralregierung, welche ſich auf ſtehende Heere, wachſende Steuern und vermehrte Beamten ſtützte. Es waren die Keime gelegt, welche ſich weiter bis zum modernen Staate entfalteten. Niemals jedoch würde die Fürſtenmacht ſich ſo raſch und mächtig entwickelt haben, wäre ſie nicht von der Gunſt und Zuſtimmung der untern Volksmaſſen, insbeſondere auf dem Lande, getragen geweſen. Dieſe nämlich, welche immer tiefer in die Laſten und Bande der Hörigkeit verſanken, ſahen jetzt über ihre Herren ſich eine neue Macht erheben, die fürſtliche. Der Fürſt, der über allen ſtand, war allen gemeinſam; von ihm hofften ſie endlich gründliche Unterſuchung des Unglücks und Unrechts, welches ſie immer unwiderſtehlicher umſtrickte. Daher die Gunſt und Zuſtimmung der Maſſen, von welchen getragen die fürſtliche Macht emporſtieg. Das gab die Endentſcheidung. Denn ſo regelmäßig auch die untern Klaſſen von den obern Ideen und Form und Zuſchnitt der Bildung empfangen, bei großen geſchichtlichen Bewegungen iſt es doch der Inſtinct der Maſſen, welcher auf die höhern Stände zurückwirkt und den Ausſchlag gibt.

Anmerkungen.

1) Hauptquellen ſind Edmund van Dynter und Peter van der Heyden. Der erſte war des Herzogs Johann IV., ſeines Vorfahrs und ſeiner beiden Nachfolger Geheimſchreiber, und zeichnete ausführlich auf, was er ſelbſt ſah und erlebte. Weil er aber etwas Hofmann war, ſo dient vortrefflich zu ſeiner Ergänzung der nicht minder ausführliche Bericht des van der Heyden, genannt a Thymo, eines Patriciers, der ſich das Vertrauen ſeiner Mitbürger in ſo hohem Grade erwarb, daß er nach den hier erzählten Unruhen der erſte Penſionär von Brüſſel wurde, in welcher Eigenſchaft er die Stadt als juriſtiſcher Anwalt und Redner vor dem Herzog, den Ständen und ſonſt in wichtigen Proceßſachen zu vertreten hatte. Eine dritte Quelle iſt eine volksthümliche Erzählung über dieſe Zeit in Reimen, die den Titel führt: „Brabantsche Yeesten.“ Urkunden finden ſich außer bei Dynter und a Thymo in den Sammelwerken von Miräus und Mieris, ſowie in den „Plakkaerten van Brabant“. Einzelheiten für unſere Erzählung ſind zu entnehmen aus dem „Luyster van Brabant“, aus den Berichten des Chaſtellain, Monſtrelet und Sanct-Rémy in ihren zeitgenöſſiſchen Geſchichten, des Zantvliet in ſeiner lütticher Chronik, des Diväus in ſeinen brabanter, noch mehr in ſeinen löwener Annalen. Auch die henneganer und holländiſchen Quellen, namentlich die „Particularités curieuses sur Jacqueline de Bavière“, die Annalen des Vinchant, der ſogenannte „Vermeerede Beka“, ſind mit Nutzen zu gebrauchen. Die einzelnen Thatſachen ſind fleißig geſammelt in Henne und Wauters' „Histoire de la ville de Bruxelles“, welche die in den brüſſeler Archiven noch beruhenden handſchriftlichen Berichte und Urkunden eingeſehen und benutzt haben; jedoch ein näheres Verſtändniß der hier dargeſtellten Vorgänge erſchließt ſich nur aus den Quellen ſelbſt.

Giovanni Rosini.

Von

Alfred von Reumont.

Es hat in allen Jahrhunderten Schriftsteller gegeben, deren Bedeutung für ihre Zeit und Umgebung man nicht lediglich nach den Werken beurtheilen darf, die uns von ihnen geblieben sind. Die persönliche Stellung inmitten näherer und weiterer Umgebung, der lebendige unmittelbare Einfluß auf die Zeitgenossen, die Vielseitigkeit desjenigen Wissens, welches dem Umgang mehr als dem Schriftthum zugute kommt, der Reichthum der Erfahrung eines langen vielbewegten Lebens, die ganze Persönlichkeit, die sich in Erscheinung, Haltung, mündlicher Mittheilung, nicht aber in Büchern abspiegelt: alles dies sind Momente, verloren für den, der ferne steht, der nicht gelangen kann zu klarer noch vollständiger Anschauung, da wo der Schriftsteller in mehr denn gewohntem Maße durch den Menschen ergänzt wird. Auf wenige der Männer unserer Zeit, die dem eigentlichen Gelehrten- und Autorenstande angehören, die zahlreiche Denkmale einer ausgebreiteten Thätigkeit hinterlassen haben, findet dies in solchem Grade Anwendung, wie auf Giovanni Rosini. Wer ihn nur aus seinen Werken kennt, mögen diese immer so vielseitig, mögen sie theilweise noch so charakteristisch sein, hat keinen rechten Begriff von seiner Eigenthümlichkeit, von dem, was ihn eigentlich auszeichnete, was ihm unter seinen Landsleuten einen besondern Stempel aufdrückte, eine

rechte Bedeutung gab. Giovanni Roſini war nicht blos einer der thätigſten und kenntnißreichſten, ſowie, in gewiſſer Beziehung, einer der talentvollſten Literaten des neuen Italien; er war infolge ſeiner unausgeſetzten fruchtbaren Betheiligung am modernen Culturleben ſeiner Heimat, die lebendige Chronik der italieniſchen Literatur wie des literariſchen Treibens von mehr denn ſechzig Jahren. Er hatte, wie er ſich ausdrückte, Parini's keuſche Muſe, Verdienſt und Tugend lohnend, gegen Lüge und Verweichlichung und Laſter die Geiſel ſchwingen; er hatte die ſtrenge Melpomene, pallasähnlich gewappnet, dem Haupte Alfieri's entſteigen ſehen; er hatte Monti gelauſcht, wie er Basville's blutiges Ende beſang und die grenzenloſe Verwirrung der ephemeren Republiken am Ende des vorigen Jahrhunderts ſchilderte, die kröſusreich am tollſten modernen Unſinn in antiker Form; er erlebte eine junge Welt, welche in der Fremde ihre Muſter ſuchte und, eine glorreiche Erbſchaft ſtillſchweigend verleugnend, ja laut verſchmähend, in Poeſie und Sprache ſtatt wahrhaft befruchtender Elemente einen meiſt unnatürlichen und ſomit für die Dauer unproductiven Antagonismus weckte. Er hatte Melchior Ceſarotti gewiſſermaßen zum erſten höhern Lehrer gehabt; er hatte Saverio Bettinelli gekannt, Ennio Quirino Visconti, Tereſa Bandettini die berühmteſte Improviſatrice, Lodovico Savioli von Bologna den Sänger der „Amori", Salomon Fiorentino den anmuthigen Lyriker, Lorenzo Pignotti, der als Fabeldichter heute noch mit den beſten genannt wird, Ippolito Pindemonte, der ihm, dem um zwanzig und mehr Jahre jüngern, theilnehmende Freundſchaft zuwandte; er war Zeitgenoſſe Leopoldo Cicognara's, Ugo Foscolo's, Giulio Perticari's, Pietro Bagnoli's, Giovan Batiſta Zannoni's, Gian Jacopo Trivulzio's, Giuſeppe Barbieri's, Giovan Batiſta Baldelli's, Pietro Giordani's; er überlebte, von den Jüngern, Silvio

Pellico, Giacomo Leopardi, Giuseppe Giusti, Luigi Carrer und manche andere, und sah von denen, welche Zeugen der Thätigkeit seines kräftigsten Mannesalters gewesen, kaum einen noch bei seinem Ende, außer Giovanni Batista Niccolini, und diesen nur noch als Schatten seiner frühern geistigen Kraft. Nachdem er, ein Jüngling, den Sieg des reinen Geschmacks durch die Einwirkung von Parini's und Alfieri's Werken erlebt, sah er am Ende seiner langen Laufbahn wiederum eine Poesie Mode werden, schwülstig und hohl gleich jener, vor welcher Visconti einst den jungen Monti gewarnt hatte, und, das Uebel vollzumachen, im Schmuck fremder Pfauenfedern.

Wie gesagt, Rosini war die lebendige Chronik dieser ganzen Literaturepoche. Eine Zeit, leidenschaftlich angeregt und zerrissen, die mit dem Einbruch der Französischen Revolution und der französischen Heere in Italien begann, mit den tausend politischen, socialen, literarischen, persönlichen Zerwürfnissen und Feindschaften von zwanzig Jahren Franzosenthums. Eine Epoche, deren Charakter man aus Botta's und anderer Geschichtsbüchern nur sehr oberflächlich kennen lernen wird, aus Monti's, Foscolo's, Giordani's und anderer Briefen besser kennen lernen könnte, wäre der eine nicht so charakterlos hin- und herschwankend, wäre der andere durch sein leidenschaftliches Temperament nicht so sehr abgezogen und auf sein Ich mit allem seinen Elend und den darin begründeten jähen Wechseln des Hoffens und Verzagens angewiesen, wäre nicht der dritte mit unendlichen Miseren beschäftigt, welche seine Correspondenz unlesbar machen, wie sie ihn gehindert haben, selbst nur ein einziges seinem Geiste und seinem Rufe entsprechendes Werk zu hinterlassen. Eine Epoche, die mit ihren immer schneidender werdenden Dissonanzen jener der sogenannten Restauration vorausging, welche über dem Kampf mit den Nachwehen

halbeingeſtandener Unſelbſtändigkeit und unter den vielfachen Beſchränkungen der Gegenwart vergebens nach feſter Geſtaltung und klarer Erkenntniß ihrer Aufgabe rang; ein fruchtloſes Bemühen, worin ſie noch von der Literatur des heutigen Tags überboten wird, in welcher ſo manche Elemente und Beſtrebungen mit größerer oder geringerer Berechtigung, immer aber mit großen Anſprüchen, ſich geltend zu machen verſuchen. Roſini, jahrelang der Neſtor der italieniſchen Literatur; für den Claſſicismus kämpfend, aber Vertheidiger der Zwittergattung des hiſtoriſchen Romans, während der Vater des hiſtoriſchen Romans in Italien, Aleſſandro Manzoni, das Genre als ſolches fallen ließ; der Annaliſt mittelalterlicher Malerei, aber mit dem Herzen blos am 16. und 17. Jahrhundert hangend und in Canova's Werken das Ideal der plaſtiſchen Kunſt verehrend; Biograph, Philolog, Dramatiker, Epiker, Lyriker; ein Mann, von dem es wie in der Johnſon'ſchen Grabſchrift Oliver Goldſmith's heißen konnte: „Nullum fere scribendi genus non tetigit, nullum quod tetigit non ornavit." Seine vielfachen Beziehungen zu Literatur und Literaten mehrerer Länder, namentlich Frankreichs, wie zur Geſellſchaft der eigenen Heimat, wurden erſt recht fruchtbar im perſönlichen Umgange, bei ſeinem außerordentlichen Gedächtniß, bei ſeiner angenehmen Erzählergabe. Denn er war ein „man of infinite remembrance", wie es in Spencer's „Feenkönigin" heißt, der mit gleicher Lebendigkeit, mit gleichem Intereſſe die großen und kleinen Facta ſeiner Zeit und ſeines Lebens berichtete, vom Großherzog Leopold I. an bis auf die Piſaner Confuſion von 1848, von den Salons in den Tagen der Königin von Etrurien und Eliſe Baciochi's, von denen der Gräfin von Albany und der Gräfin Albrizzi bis zu dem jüngſten, im Außern unendlich glänzendern, an Gehalt und Befriedigung weit ärmern Geſellſchaftsleben in

Piſa, Florenz und Venedig, von Ceſarotti und Alfieri bis auf Cantu und Prati. Unerſchöpflich und unermüdlich, begann er mit Michel Angelo und Guicciardini, und endigte mit Pietro Tenerani und Carlo Botta, ohne Suchen, ohne Haſchen, ohne Zwang, ohne Abſpannung, im natürlichen Fluß der Rede; literariſche, künſtleriſche, ſociale Anekdoten, Erlebtes und Vernommenes folgten aufeinander im bunteſten Wechſel und in lebendigſter Anſchaulichkeit. Dabei betrachtete und behandelte er den jüngſten Hörer gleichſam als Mitlebenden „vor ſechzig Jahren", als eingeweiht in die Geheimniſſe der Dame und der Zofe, in die Gründe der Misgunſt akademiſcher Preisrichter und die Parteiränke lombardiſcher Zeitſchriften, in die Details von Gianni's Zank mit Monti und Monti's Feindſchaft gegen Foscolo, und in alle die großen und kleinen Fehden, in denen die italieniſche Literatur glänzende Gegenſtücke zu Bodmer und Gottſched geliefert hat. Bei weitem am lebendigſten und anziehendſten war er, wenn er Geſchichten und Anekdoten aus den Tagen ſeines frühen Mannesalters erzählte. Er wußte deren unendliche, und im bunteſten Wechſel zogen Perſonen und Facta vor dem Hörer vorüber. Wer könnte ſie alle nennen, die er gekannt hatte, die er oft mit wenigen Worten zu charakteriſiren wußte! Da waren die ſchönen und liebenswürdigen Frauen vom Anfang des Jahrhunderts, da waren die drei Grazien Venedigs, unter denen er an der Gräfin Marina Benzon, der „Biondina in Gondoletta" der Barcarole, das Herz Bradamante's unter der Form Aſpaſia's pries. Da war Leopoldo Cicognara, welchem eine an ihn gerichtete Elegie des Mantuaners Ceroni über Venedigs Fall die herbe Ungnade Bonaparte's zuzog, die ihm Muße zu literariſcher Beſchäftigung gewährte, mit ſeiner anmuthigen und geiſtreichen erſten Gattin Maſſimiliana Cislago, welche dieſe Ungnade theilte. Da war Vincenzo Monti, deſſen Charakter-

ſchwäche ſo groß war wie ſeine poetiſche Begabung, der nacheinander Suworow und Bonaparte und Kaiſer Franz beſang; Monti, von welchem Roſini noch in ſeinen letzten Jahren ſagte, er würde neben Parini und Alfieri als ebenbürtiger Nebenbuhler geſtanden ſein, wären die Ereigniſſe nicht ſtärker geweſen als ſeine Willenskraft: immer noch beglückt zu nennen, indem die ſeinen Lippen entſtrömende Fülle der Poeſie ihn vom Schiffbruch gerettet, ſodaß er größer geblieben als die übrigen Mitlebenden, wenngleich tief unter der Höhe, die ihm erreichbar geweſen ſein würde. Da war Monti's unverſöhnlicher Gegner Gianni, der phantaſiereiche Improviſator, der aber ſo langſam recitirte, daß Alfieri ſagte, er improviſire nicht, ſondern componire nur raſcher als andere; Gianni, der dem republikaniſchen Diplomaten Laſlotte, einem jener tricoloren Aufwiegler, welche die Februarrevolution nach funfzig Jahren wieder auf die Bühne brachte, den Hof machte und als Pſeudo-Tyrtäus der neuen Freiheit Bonaparte'ſcher Laureatus wurde. Da waren, unter den vielen Fremden, die in dem franzöſirten Italien eine Rolle ſpielten, der zu thätige Denon, welcher die Kunſtmonumente wegſchaffte und das Herz der liebenswürdigen Gräfin Albrizzi für ſich behielt; Miollis, welcher mit dem ſtarren Alfieri in Colliſion gerieth, lange bevor er vom Quirinal herab Rom beherrſchen ging; Fabre, der Maler und Baron, der in mehr denn einer Hinſicht Alfieri's Erbe wurde. Doch es iſt Zeit, die Galerie zu ſchließen, die bei ihm eine unüberſehbare war.

Zu oft ſtand ſein Ich in erſter Linie. Es war zu viel die Rede von ſeinen Werken, die man vielleicht nicht geleſen hatte; man vernahm zu häufig die Geneſis des hiſtoriſchen Romans in Italien, und wie und weshalb die „Nonne von Monza" nichts mit den „Verlobten" zu thun habe, was andere auch meinten, aber nicht zum Vortheil der „Nonne",

während der Verfaſſer der letztern ganz ehrlich meinte und ausſprach, ſein Roman habe die „Verlobten" aus dem Felde geſchlagen — es thue ihm leid für Manzoni, aber er könne es nicht ändern. Man wurde, mehr als man es wünſchen mochte, in ſeine vielen literariſchen Händel eingeweiht, von den Eiferſüchteleien und Intriguen aus Anlaß des Napoleoniſchen Preiſes der Crusca von 1812, und vom Streit mit Vincenzo Monti an bis zu den Fehden mit Gaetano Capponi in Florenz und Celeſtino Cavedoni in Modena und mit Pietro Selvatico in Padua wegen Taſſo's Liebſchaft und mittelalterlicher Kunſtgeſchichte. Aber ſeine gute Meinung von den eigenen Werken war ſo offenherzig und eloquent, und hing ſo enge zuſammen mit dem hohen Begriff von der Aufgabe und Würde der Literatur überhaupt, daß man ſie ihm gerne nachſah im ungehemmten Fluß der meiſt pikanten Erzählung oder Ausführung. Denn wie groß auch ſeine Reizbarkeit ſein mochte, wie ungeberdig ſeine Heftigkeit in literariſchen Kämpfen, deren häufig unerquickliche Zeugniſſe in zu großer Menge vor uns liegen und wobei er, ohne es zu ahnen, bisweilen in die von ihm ſelbſt verlachte Disputationsweiſe eines ſeiner Zeitgenoſſen aus der Epoche des Königreichs Italien verfällt, welcher, ſagte er, ſeine Gründe auf ſeinen Stiefelſpitzen ſitzen habe: ſo brach doch ſeine natürliche Gutmüthigkeit und Liebenswürdigkeit ſich wieder Bahn in der ſtets munter ſtrömenden mündlichen Rede, die vieles ganz anders erſcheinen ließ als das gedruckte Blatt. Wenn er, zwei bis drei Stunden lang die Converſation beherrſchend, von ſich und andern, von Leben und Literatur und Kunſt im bunteſten Wechſel erzählt hatte und dann wol ſagte, man habe ihn gar zu viel ſprechen machen, und er vielleicht unmittelbar darauf an anderm Orte nochmals anhub: ſo konnte man ſich des Wunſches nicht erwehren, daß er dieſen Erlebniſſen und

Digitized by Google

Erfahrungen in geschriebenen Denkwürdigkeiten Form und Dauer geben möchte, Denkwürdigkeiten, an deren Abfassung er selbst einmal dachte, indem er im Frühling 1851 ein Fragment von Skizzen gleichzeitiger Geschichte drucken ließ. Aber es war nicht die glücklichste Form, die er in diesem sonst lesenswerthen Aufsatze wählte, und bisweilen drohte der liebenswürdige Erzähler zu verschwinden vor dem streitsüchtigen Literaten.

Giovanni Rosini war am 24. Juni 1776 zu Lucignano geboren, einem der zahlreichen Castelle, die von den an Reben und Oelbäumen reichen Höhen des Chianathals auf die damals arg versumpfte und ungesunde, heute in den fruchtbarsten Garten umgeschaffene Ebene hinabschauen, die von Arezzo bis zu dem an Erinnerungen und Monumenten reichen Chiusi sich ausdehnt. Sein Vater gehörte zu der Klasse jener kleinen Beamten, welche die juristische Subalterncarrière in Toscana als Prätoren, Vicarien, Gemeindekanzler und anderes von Ort zu Ort wandern heißt. Im Aelternhause, erst im Geburtsorte, dann in Livorno, bis zum zwölften Jahre geblieben, besuchte er längere Zeit hindurch das Seminar von Fiesole, dem es auch heute nicht an zahlreichen Zöglingen fehlt, dann die philosophische Schule der Benedictinerabtei von Florenz. Er war erst 16 Jahre alt, als einige in der florentinischen Akademie vorgetragene Verse die Aufmerksamkeit Lorenzo Pignotti's, damaligen Professors an der pisaner Hochschule, erregten, dessen Name, sei es daß wir auf seine Gedichte oder auf die erst nach seinem Tode gedruckte Geschichte der Republik Florenz blicken, immer mit verdienten Ehren genannt wird, mögen auch erstere sich nicht zum Höchsten erheben, mag letztere in Bezug auf historische Kritik wie auf politisches Verständniß viel zu wünschen übrig lassen. Zum Studium der Rechtswissenschaft bestimmt, lag er demselben in Pisa ob, wo er

schon in seinem zwanzigsten Lebensjahre als Doctor juris promovirte, ein akademischer Grad, der in Italien weit leichter erlangt wird, als namentlich in Deutschland, und ohne welchen man selten die Universität verläßt. Neben Pignotti förderte und beschützte den jungen Rosini vorzugsweise Angelo Fabroni, der viele Jahre lang diese hohe Schule leitete, deren Annalen er in einem von der Gelehrtenwelt aller Länder geschätzten Buche schrieb, während er in andern Werken die Geschichte italienischer Wissenschaft, so in den letzten Jahrhunderten wie in dem des Aufblühens classischer Literatur in Florenz unter den großen Mediceern, in einer an die Latinität der besten Zeiten erinnernden Form und mit Hülfe des schätzbarsten urkundlichen Materials erläuterte, was spätern Historikern, namentlich dem vielfach überschätzten Roscoe, sehr zugute gekommen ist. Bis an sein Ende bewahrte Rosini diesen beiden Beschützern seiner Jugend ein dankbares Andenken, und während er Pignotti's Verdienste als Mensch und Schriftsteller bei mehreren Anlässen und namentlich in dem kritischen Versuch über dessen Geschichte Toscanas hervorzuheben sich bemühte, stiftete er noch in seinen letzten Jahren Angelo Fabroni ein biographisches Denkmal, das seinem Lehrer wie ihm selbst große Ehre macht. Die Jurisprudenz war Rosini's Brotstudium; Geschichte, Literatur, Kunst zogen ihn vorzugsweise an, und er endigte damit, sich ihnen ganz zu widmen. Schon früh literarische Production mit buchhändlerischer Thätigkeit verbindend, wie er sein Leben hindurch Verleger der eigenen Schriften und anderer von ihm edirten Werke blieb, begann er seine bibliopolische Laufbahn mit einer Gesammtausgabe der Werke Melchior Cesarotti's, den er in Padua kennen gelernt hatte, wie er dies in den schönsten Versen seiner letzten Lebensjahre, in den Terzinen an den Bildhauer Pietro Tenerani, beschrieb, und übernahm dann

die Druckerei Fabroni's, die unter mancherlei Wechseln unter dem Namen der Capurro'schen bis zu seinem Ende bestand und von deren Unternehmungen noch die Rede sein wird. Im Jahre 1804 wurde ihm von der Regierung der Königin von Etrurien die Professur der italienischen Literatur an der Universität Pisa übertragen.

Es ist nöthig, einen Blick auf die Verhältnisse Toscanas in jener Zeit zu werfen, die dem achtundzwanzigjährigen Rosini das Lehramt anvertraute, welchem er bis zu seinem Tode, das heißt über ein halbes Jahrhundert hindurch, vorstand; Verhältnisse, zu deren Beurtheilung er selbst manche Daten geliefert hat. Großherzog Peter Leopold, dessen Maximen und Regierungsweise unleugbar der Revolution in manchen Dingen den Weg gebahnt, aber auch durch allmähliches systematisches Wegräumen von vielem, was anderswo dem ersten tumultuarischen Andrang der Umwälzung unter großem Lärm erlag, den Brennstoff vielfach gemindert, die Contraste abgeschwächt, die Ecken abgeschliffen hatte, war im Jahre 1790 als deutscher Kaiser aus Toscana geschieden. Er schied in dem Augenblicke, wo die französische Staatsumwälzung den ruhigen Tagen ein Ende machte, deren Italien seit dem Aachener Frieden, also seit mehr denn vierzig Jahren, sich erfreut hatte; eine Ruhe, wie sie, seit der glänzendsten und glücklichsten Epoche der römischen Kaiserherrschaft, der Halbinsel nicht wieder zu Theil geworden, vielleicht nicht wieder zu Theil werden wird. Wie in Deutschland, wie in England, wurde die Umwälzung an der Seine auch in Italien, von den Enthusiasten und Poeten nicht blos, sondern auch von vielen kältern und überlegendern Naturen, als eine junge Morgenröthe begrüßt, als die späte Verwirklichung der Kadmusfabel von den Drachenzähnen und dem harmonischen Aufbau der Mauern eines neuen Thebens. Man ahnte nicht, daß gerade diese Umwälzung den

im langen Frieden vorbereiteten und eingeleiteten nationalen Aufschwung Italiens hemmen, die mit vielem Schlimmen ringenden bessern Elemente zurückdrängen, gleichwie vor drei Jahrhunderten fremden Einflüssen aufs neue eine breite Bahn brechen, mit einer unverhältnißmäßigen Verstärkung fremden Elements enden würde. Erzherzog Ferdinand, Kaiser Leopold's zweiter Sohn, war dem Vater in Toscana nachgefolgt. Der Marchese Federigo Manfredini von Rovigo, welcher Erziehung und Studien des jungen Prinzen, sowie, wenngleich nur kürzere Zeit hindurch, die des ältesten Bruders, des nachmaligen Kaisers Franz, geleitet hatte, übernahm nun, obgleich er nicht die Stellung eines Premierministers, sondern die eines Oberhofmeisters hatte, die Leitung der Regierung, der er mit Einsicht und Mäßigung vorstand.

Lorenzo Pignotti hat in handschriftlichen Aufzeichnungen Manfredini geschildert, als sehr gewandt in den Geschäften, voll natürlicher Beredsamkeit und vom leutseligsten Wesen, wodurch er leicht die Herzen von Personen aller Stände gewann, Anhänger der philosophischen Ansichten der Josephinischen Zeit und der ökonomischen Grundsätze Großherzog Leopold's, denen er auch in spätern Jahren treu blieb; vielleicht zu offenherzig für einen Staatsmann und deshalb nicht selten getäuscht in seinem Vertrauen und Gegenstand vielseitiger Anfechtungen, namentlich seitens der Königin Karoline von Neapel, Anfechtungen, gegen welche die Gunst des jungen Großherzogs ihn standhaft schützte. Eine Charakteristik, welcher hinzugefügt werden muß, daß Pignotti, selbst der philosophischen Schule des 18. Jahrhunderts angehörend und Manfredini's Vertrauter, dessen Ansichten und Wirksamkeit natürlich nach seinen eigenen Neigungen beurtheilte, welche auch die von Rosini's Jugendjahren waren.

Manfredini's Aufgabe war keine leichte. Die Regierung Großherzog Leopold's hatte in reformiſtiſchem Drange mit großer Willkür geſchaltet; ſie hatte manches geſchaffen, was dem Geiſte und den Traditionen des Volks überhaupt widerſtrebte, anderes, deſſen Nutzen erſt die ſpätere Zeit ins Licht ſtellte, noch anderes, was geradezu verkehrt war und entweder in alterworbene Rechte verletzend eingriff, ohne im großen wirklichen Erſatz zu gewähren, oder die Verhältniſſe Toscanas zu den Nachbarn, namentlich zu Rom, unnöthigerweiſe ſtörte. Aber dieſe Regierung hatte in ihrer Richtung und ihrem geſammten Gange eine Einheit gehabt, welche ein Abweichen im einzelnen von ihren Maximen und ihrer Handlungsweiſe ſchwer machte. Dies trat unter der Verwaltung des Nachfolgers bald zu Tage. Dennoch könnte man auf die erſten Jahre Ferdinand's III., ungeachtet mancher ökonomiſchen Misgriffe, die ſich ſchnell rächten, und trotz der Schwankungen in kirchlichen Angelegenheiten oder vielmehr der kirchlichen Polizei (denn mit Polizei in allen Dingen hatte ſich Leopold am meiſten und liebſten zu ſchaffen gemacht und ſomit eine böſe, in unruhiger Zeit drohend aufſchießende Saat hinterlaſſen), mit einer gewiſſen Befriedigung blicken, würde dieſelbe nicht getrübt durch das erſt im fernen Hintergrunde lauernde, dann näher und näher rückende Verhängniß, von welchem Toscana weniger hart als irgendein anderer Theil Italiens, immer aber noch hart genug betroffen ward. Weniger hart als irgendein anderer Theil Italiens: denn es iſt bemerkenswerth, daß die Ereigniſſe, ſelbſt wo deren Anläſſe von außenher kamen, etwas von der freilich mit Schwäche gemiſchten Milde des Volkscharakters annahmen; eine Erſcheinung, die ſich auch in unſern Tagen mit ihrem Guten und Schlimmen wiederholt hat. Manfredini war der Miniſter des Friedens; er that alles, dieſen zu erhalten. Durch ſeine eigenen politiſchen

und socialen Ideen und Neigungen bestärkt, wagte er es sogar, zur Erreichung dieses Zwecks sich von der österreichischen Politik loszusagen und ohne Rücksicht auf dieselbe den Weg zu gehen, den er als den geeignetsten für das Wohl Toscanas zu erkennen glaubte. Es war keine dem Hause Habsburg feindliche Politik: diese blieb anderer Zeit, andern Strömungen, andern Ministern aufgespart. Es war die Politik der Neutralität, wobei man sich auf ein sogenanntes Grundgesetz Peter Leopold's vom Jahre 1778 berief, und durch welche mehrere italienische Staaten, in vollständigster Täuschung über die Natur des Gegners, den Frieden zu erhalten, ihre Existenz retten zu können wähnten. Der toscanische Minister irrte sich, wie Größere und Mächtigere vor und nach ihm sich geirrt haben. Er schützte seinen Herrn und Zögling nicht vor funfzehnjährigem Exil, und somit wäre eigentlich der Stab über diese Politik gebrochen, welche, zwei Jahre nach der Hinrichtung des Königs, sechzehn Monate nach jener der Königin von Frankreich, die Hand eines österreichischen Erzherzogs in die bluttriefenden Mörderfäuste der Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses legte, denen Ferdinand's Abgesandter im Conventssaale den Bruderkuß gab, indem er am 4. Febr. 1795 den Neutralitätstractat zwischen Toscana und der Französischen Republik unterzeichnete, — was alles diese hochherzige Republik nicht hinderte, einige Monate darauf den Herrn Gesandten, welcher die Tochter des unglücklichen Königs, die nahe Verwandte seines Gebieters, vor ihrer Auswechselung zu besuchen gewünscht hatte, mit Schimpf und Hohn wegzujagen, und nach einem Jahre durch den General Bonaparte mit Zwangsmaßregeln drohen und zugleich, zum Schutz der Neutralität, Livorno besetzen zu lassen! Alles, was man von Manfredini's Politik sagen kann, ist, daß sie dem Lande manche Uebel ersparte, inden sie dem ersten wüsten revolutio-

nären Andrang auswich: wenn nicht etwa die allmähliche Gewöhnung an das entnervende Bewußtſein der Ohnmacht und, infolge deſſen, die fortſchreitende Ermattung bei einem nicht von Natur ſchlaffen, aber durch das politiſche Syſtem dreier Jahrhunderte ſeiner Energie beraubten Volke ſchlimmer iſt als die meiſten andern Uebel.

Die Verwaltung Manfredini's hatte ſonſt manche Erfolge. Hier ſei nur des Schutzes gedacht, welchen er, namentlich durch Lorenzo Pignotti's trefflichen Rath geleitet, den Wiſſenſchaften und Künſten angedeihen ließ. Er war es, welcher Tommaſo Puccini die Direction der Galerie der Uffizien anvertraute, an welcher dieſer, in Rom durch mehrjährigen Umgang mit Winckelmann, Mengs, Visconti, D'Agincourt, D'Azara gebildet, als Gelehrter und Kenner wie als Adminiſtrator aufs löblichſte wirkte, — Puccini, bekannt durch die Thatkraft, womit er, in den traurigen Tagen des Bilder- und Statuenraubs durch die Commiſſarien der unerſättlichen Franzöſiſchen Freiheit, die Mediceiſche Venus und manche andere claſſiſche Werke nach Palermo flüchtete. Erſt unter der Regierung Großherzog Leopold's, welche ſonſt den Künſten wie den Wiſſenſchaften, wenn dieſe nicht Utilitätszwecken dienten, nicht beſonders günſtig war, hatte die Galerie der Uffizien die Einrichtung erhalten, welche ſie im weſentlichen bis heute beibehält. Damals wurde das Veſtibulum gebaut, wo die Büſten der Mediceer und ihrer Nachfolger ſtehen, und der Niobidenſaal, der leider ſo wenig ſeinem Zwecke entſpricht und im Jahe 1779 die Reihe der Statuen dieſes großartigen Cyklus aufnahm, die bis dahin die Mediceiſche Villa auf dem Monte Pincio ſchmückten, von wo der Großherzog ſie nebſt dem Apollino und andern claſſiſchen Marmorwerken auf den Rath Angelo Fabroni's, des ſchon erwähnten nachmaligen vieljährigen „Moderators" der Univerſität Piſa, nach Flo-

renz ſchaffen ließ. Auch Raffael Morghen kam durch Manfredini nach Toscana, ſchon berühmt durch die in Rom gearbeiteten Blätter, durch die Meſſe von Bolſena und die Aurora Guido Reni's; in der neuen Heimat Gründer einer thätigen Kupferſtecherſchule und nach wenigen Jahren als der erſte in ſeinem Fache anerkannt, nachdem ſein noch unübertroffener Grabſtichel das Abendmahl da Vinci's wiedergegeben hatte, das er Ferdinand III. widmete, wie er den Namen Manfredini's, des „Promotore della sua fortuna presso l'ottimo principe", unter ſeine Madonna della Seggiola ſchrieb, das erſte Blatt, das er in Florenz ausführte. Manfredini war ſelbſt Kenner und Liebhaber von Kupferſtichen und beſaß eine bedeutende Sammlung.

Die Milde und Duldſamkeit der Regierung, die Achtung vor dem Geſetz, das Beſtreben, des Volkes Los ohne ſociale Umwälzungen zu verbeſſern, Tendenzen, welche Roſini nach Verlauf von mehr als einem halben Jahrhundert, in einem ihm Ehre machenden Rückblick, an Manfredini's Verwaltung rühmte, vermochten Toscana nicht vor der großen Kataſtrophe zu retten, welcher nacheinander Sardinien, Venedig, Parma, Modena, Genua, Neapel, der Papſt erlagen. Am 27. März 1799 verließ der Großherzog ſein Land. Der Marcheſe Manfredini hatte alle Muße, über den traurigen Ausgang ſeines politiſchen Syſtems Betrachtungen anzuſtellen, und wenn er ſagen konnte, daß es andern Gouvernements nicht beſſer, zum Theil viel ſchlimmer ergangen war, ſo hätte man immer darauf erwidern mögen, daß die moraliſche Demüthigung Toscanas doch die größere war. Er flüchtete mit andern Miniſtern und mehreren der bei Ferdinand III. accreditirten Geſandten nach Sicilien, kehrte, vom öſterreichiſchen Hofe und von ſeinem Herrn ſelbſt, den er noch wie in den Jugendjahren beherrſchen zu können glaubte, ſehr ungern geſehen, zu letzterm zurück, als er Kurfürſt von

Salzburg wurde, und vertauschte endlich das Hofleben, unter veränderten Verhältnissen, mit der Zurückgezogenheit der eigenen Heimat, wo er zu Ende der zwanziger Jahre in vorgerücktem Alter starb. Doch wenden wir uns wieder nach Toscana, auf welches der Großherzog am 9. Febr. 1801 im Lüneviller Vertrage verzichtete und welches sechs Wochen darauf den Bourbonen von Parma als Königreich Etrurien gegeben ward. Als Rosini seine pisaner Professur antrat, regierte seit einem Jahre die Königin-Mutter, Marie Luise Infantin von Spanien, im Namen ihres minderjährigen Sohnes Karl Ludwig. Unter ihrer Regierung wurde das naturwissenschaftliche Museum in Florenz eröffnet, das Collegium Pianum in Arezzo gegründet, die Venus Canova's im Residenzpalaste, die Judith Pietro Benvenuti's im aretiner Dom aufgestellt, Giovan Batista Niccolini mit dem historisch-mythologischen Unterricht an der florentiner Kunstschule betraut, während der greise Lanzi und Puccini noch immer an der Galerie der Uffizien wirkten, in welcher leider das Postament der durch die Flucht nach Palermo nicht geretteten Venus in der Tribune leer stand. Alles dies Beweis genug, daß, welche Schwächen immer die etrurische Regierung haben mochte, sie doch der in Toscana traditionellen Pflege des Schönen und Guten sich nicht zu entfremden vermochte.

Mit dem Jahre 1807 hörte diese Regierung auf, und Toscana wurde eine französische Provinz, die dann in Napoleon's begabter Schwester Elise Baciocchi eine Titulargroßherzogin erhielt. „Wer diese Frau kannte", sagte einmal Rosini, „und weiß, wie sehr ihr am Herzen lag, ihrem Namen und ihrer Stellung Ehre zu machen, und wie viele Verbesserungen in der Gesetzgebung, in der Verwaltung, im industriellen Leben sie im Sinne hatte, kann unmöglich gering von ihr denken." Die bekannteste Maßregel der neuen

Verwaltung in Angelegenheiten der Literatur und Wissenschaft ist die Wiederherstellung der Akademie der Crusca, welche Kaiser Napoleon auf Vorschlag seiner Schwester decretirte. Ein wenngleich fremdem Stamm entsprossener doch Italien angehörender Fürst, Leopold, hatte die berühmte und verdiente Sprachgesellschaft im Jahre 1783 aufgehoben, — ein fremder Souverän, in dessen Adern aber italienisches Blut rollte, hieß sie nach einem Vierteljahrhundert wieder aufleben. Giovanni Rosini ist einer derjenigen gewesen, die auf diese Wiederherstellung wesentlichen Einfluß geübt haben. Schon im Jahre 1806 hielt er eine Antrittsrede „Ueber die Nothwendigkeit des schriftlichen Gebrauchs der eigenen Sprache". Wenn man bedenkt, wie der größte Theil Italiens damals Frankreich zinspflichtig, französischen Einflüssen nach allen Richtungen, in Politik, Literatur, schönen Künsten, offen war; wie verderblich überdies im letzten Viertel des vorhergehenden Jahrhunderts die Tendenzen gewirkt hatten, welchen Cesarotti durch seine Vorliebe für den Pseudo-Ossian und durch seine französirende Schreibart, von andern mit schlechterm Geschmack, geringerm Talent und größerer Bequemlichkeit nachgeahmt, Bahn zu brechen suchte, indem er durch hohles Pathos und Nebelhaftigkeit der Bilder besonders die Jugend für ein falsches Schönes gewann und sie den classischen Vorbildern entfremdete: so wird man geneigt sein, Rosini's Bemühungen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, mag man auch gegen seine eigenen Grundsätze und Praxis als Stilist manches einzuwenden haben. Zwei Jahre später behandelte er ein verwandtes Thema, indem er in einer andern akademischen Rede seinen Landsleuten klar machte, wie sie sich der Untreue zu schämen hätten, womit sie dem glorreichen Erbtheil der Ahnen den Rücken gewandt und ihre herrliche Sprache einer Barbarei preisgegeben, die auf Geist und Herz und Sitten in gleichem

Maße einwirke, indem er ferner die Nothwendigkeit der Ausarbeitung eines neuen Wörterbuchs darlegte, mit welchem eine Commiſſion zu beauftragen wäre, welche, während ſie die Rechte der Grammatik und Syntaxis unverletzt erhielte, denen der Beredſamkeit und Philoſophie Anerkennung gewährte. Das Urtheil Ippolito Pindemonte's, welcher äußerte, noch ſei von keinem der mehrfach beſprochene Gegenſtand in ſolchem Umfange aufgefaßt und mit ſo viel Lebendigkeit und Wärme, mit ſo überzeugender Eloquenz behandelt worden — ein Urtheil, welches der franzöſiſche Literarhiſtoriker Ginguené, in dieſem beſondern Falle ein nicht wohl zu verſchmähender Richter, beſtätigte —, war für den Verfaſſer ein ehrendes Zeugniß. Derſelbe Ginguené und Carlo Botta der Hiſtoriker waren es, die, weſentlich aus Anlaß der erwähnten Rede, welche die Aufmerkſamkeit der neuen Großherzogin erregte, bei dem Miniſter Grafen Montalivet dahin wirkten, daß er dem Kaiſer die Wiederherſtellung der Akademie der Crusca vorſchlug.

Dieſe Reſtauration erfolgte im Jahre 1809. Zugleich ward eine anſehnliche Summe zur Belohnung des würdigſten neuern Werkes in italieniſcher Sprache beſtimmt. Der erſte Schiedsrichterſpruch theilte den Preis, welcher dem Livorneſen Giuſeppe Micali für ſein vielgenanntes Buch „L'Italia avanti il dominio dei Romani" — ein ungeachtet aller ſeiner tiefliegenden, durch die nach mehr denn zwei Decennien erſchienene neue Bearbeitung nur theilweiſe getilgten Mängel, nach dem damaligen Stande der antiquariſch-hiſtoriſchen Forſchung in Italien immerhin beachtenswerthes, mit einem reichen Denkmälerapparat ausgeſtattetes Buch —, dem Florentiner Niccolini für ſeine Tragödie „Polyxena", und Roſini für ein mythologiſches Feſtgedicht zuerkannt wurde, das in achtzeiligen Stanzen die Hochzeit Jupiter's mit Latona beſang und zugleich Gelegenheitsgedicht bei

der Kaiserhochzeit war. Er schrieb dasselbe, wie er selbst erzählt, infolge einer Einladung des damaligen Präfecten von Livorno, nachmaligen Ministers Karl's X., Baron Capelle, zu welchem er in freundschaftlicher Beziehung stand. Es darf nicht übergangen werden, daß, sowie Rosini's erstes größeres Gedicht auf Napoleon sich bezog, so sein letztes, das, wie es heißt, vor seinem Tode gedruckt war, aber seiner eigenen Bestimmung gemäß nicht zu seinen Lebzeiten erscheinen sollte, den russischen Feldzug in zwölf Gesängen darstellte. Man würde sich indeß täuschen, wollte man aus diesem Umstande und aus der Widmung seines größten Werkes an König Ludwig Philipp, den Schluß ziehen, als wäre er besonders franzosenfreundlich gewesen. Er dachte und fühlte stets als Italiener, wenngleich als ein Italiener, der, in den Ideen und Maximen des 18. Jahrhunderts aufgewachsen, sich von dem Einflusse der Franzosen, der rechten Väter dieser Ideen, nie ganz frei zu machen wußte, obgleich sein gesunder Sinn sie mäßigte; als ein Italiener, dem die französische Literatur der classischen Zeiten stets Muster lieferte und der als Staatsbürger nicht gleichgültig war gegen den Glanz der Siege, gegen die großartigen Erfolge einer mächtigen Centralisation, gegen den wohlthätigen Einfluß, welchen das straffe französische Verwaltungssystem in vielen Fällen auf Italien ausgeübt hat, wo das herkömmliche Sichgehenlassen mit einer gewissen Stagnation bedrohte. Seinem wenn nicht tiefen doch klaren Geiste konnte das Gewaltsame und Falsche in der Stellung der zum Kaiserreich geschlagenen italienischen Provinzen nicht entgehen, wenn er auf Toscana blickte, wo man doch die Uebergänge mannichfach vermittelt und eine Art Scheinautonomie aufrecht erhalten hatte; noch viel mehr aber, wenn er auf die Zustände in dem benachbarten, weit härter getroffenen Rom seine Aufmerksamkeit

lenkte, wo die Fremdherrſchaft in möglichſt guten nnd redlichen Händen lag und dennoch das zum Erſchrecken raſche Verſiegen der alten Lebensquellen nicht zu hemmen im Stande war. Ebenſo wenig hätte er, wäre er nicht ſelbſt von herrſchenden Einflüſſen beherrſcht und fortgeriſſen geweſen, die falſche Richtung der italieniſchen Literatur jener Zeit verkennen können, welche, wohin immer man in Italien die Blicke richten mochte, auf Mailand oder Florenz, auf Rom oder Neapel, von der franzöſiſchen am Gängelbande geführt ward. Eine Literatur, wie ein neuerer Schriftſteller, Carlo Gemelli im „Leben Foscolo's", ſich ausdrückt, welche den Nationalgeiſt völlig erſtickte, glänzend im Pomp ſerviler Formen, arm an Ideen, ein geduldiges Werkzeug Napoleoniſcher Politik und des ordinären Ehrgeizes akademiſcher Schwärme, höfiſcher Profeſſoren und gekrönter Dichter. Eine Literatur endlich, welche in des penſionſüchtigen und eiteln, beſtandloſen Monti verkehrteſten Productionen, in dem „Bardo della Selvanera" und der „Spada di Federico", die man ſchon damals als Phantasmagorien zu bezeichnen wagte, ihre Repräſentanten, in unzähligen ſo mittelmäßigen wie begierigen Verſe- und Proſamachern Nachtreter fand, und heute den Italienern als ein warnendes Denkmal ihrer geiſtigen Unfreiheit reichlichen Stoff zu ernſter Betrachtung geben ſollte, wenn ſie ſich der Worte Ugo Foscolo's, eines der wenigen Unabhängigen jener abhängigen Zeit, erinnern, wo er erzählt, wie man ihn im Jahre 1812, nach der Bekanntmachung ſeiner Tragödie „Ajax", in welcher politiſche Anſpielungen auf General Moreau den Exilirten, auf Pius VII. den Gefangenen und Kaiſer Napoleon den Allgewaltigen gewittert wurden, nach Paris ſenden wollte, „unter Sr. kaiſerl. Majeſtät Polizeiminiſter die tragiſche Kunſt zu ſtudiren". Aber es iſt Zeit, zum Preisgericht zurückzukehren.

Der Umstand, daß die Werke dreier Toscaner gekrönt wurden, weckte die Eifersucht anderer italienischen Provinzen, namentlich der Lombarden. Die Geschichte des dadurch veranlaßten literarischen Streits ist lang und langweilig, und selbst Rosini, der doch gut erzählte und bis an sein Lebensende davon zu erzählen liebte, vermochte ihr keine unterhaltende Seite abzugewinnen. Es genüge zu sagen, daß das Urtheil der Preisrichter bei der Revision bestätigt ward und daß Rosini fortan stets im Hader lebte mit mailändischen Journalen und Literaten. Der Streit wie das Gedicht von Zeus und Leto sind längst vergessen; für den Dichter aber war der günstige Erfolg ein Sporn zu ernstern Arbeiten, in denen er sich, zu eigenem Frommen wie zum Besten der Literatur, der Prosa zuwandte. Ein Aufenthalt in Paris im Jahre 1813, inmitten der vielgestaltigen Bewegung und des anfänglich von den meisten noch keineswegs vollständig gewürdigten furchtbaren Ernstes der Dinge, die unaufhaltsam vom russischen Winter zum deutschen Herbste, von Moskau nach Leipzig eilten, erweiterte den Kreis seiner Verbindungen wie seiner Anschauungen. Dieser Aufenthalt ließ ihm manches klar werden in den unnatürlichen Verhältnissen seines Heimatlandes, dessen Mittel- und Schwerpunkt sich mehr denn je verrückt fand, seit Paris Ziel- und Brennpunkt der Gedanken und Plane der Italiener geworden war. Bei der Betrachtung der kolossalen im Louvre aufgehäuften Kunstschätze entstand in ihm die erste Idee des großen Werkes über die Geschichte der italienischen Malerei, deren Ausführung anderer Zeit und anderer Umgebung vorbehalten blieb, als günstigere Geschicke den nie verschmerzten Raub nach Italien zurückgeführt hatten, das so viele Jahre hindurch unter Thränen mit obligaten Complimenten und falschem Enthusiasmus für Schaden und Schmach sich zu bedanken genöthigt gewesen war.

Während Rosini mit dem Lehrfach und mit eigenen Werken beschäftigt war, während er an dem von Monsignor Fabroni gestifteten „Giornale de' letterati", das einst für die beste kritisch-literarische Zeitschrift Italiens galt und erst in unsern Tagen eingegangen ist, theilnahm, begann eine Thätigkeit gemischten bibliopolisch-selbstschaffenden Charakters, welcher wir heute noch Dank wissen, ist auch manche Leistung von Jüngern überholt worden, worüber man sich um so weniger wundern darf, als viele kritische Hülfsmittel, mit der rechten Art sie zu benutzen, erst neuerdings zugänglich geworden sind, abgesehen von der Hast, mit welcher Rosini theilweise arbeitete. Ihm verdanken wir, infolge der Ermunterung, die in Turin der durch historische und linguistische Arbeiten vortheilhaft bekannte Graf Galeani Napione an ihn richtete, die erste wirklich lesbare Ausgabe der Geschichtbücher Guicciardini's, welche er in leicht übersichtliche Kapitel theilte, während er die formidabeln Sätze durch verständige Interpunction auflöste, wobei er allerdings nicht ohne eine gewisse Willkür verfahren sein mag, wie sich wol noch durch die verheißene Vergleichung der Originalhandschrift herausstellen wird, im allgemeinen jedoch ohne Zweifel durch ein richtiges kritisches Gefühl geleitet ward. Ihm verdanken wir die erste vollständige Ausgabe von Tasso's Werken und als Theil derselben die erste Sammlung der Briefe, der es freilich an chronologischer Ordnung wie an kritischer Sichtung fehlt, die aber jedenfalls das schätzbarste Material geliefert hat für den viele Jahre später erschienenen sorgsamen und strenggegliederten Guasti'schen Druck dieser sprechenden Zeugnisse eines edeln, aber unsteten, mit sich selbst hadernden Geistes, eines warmen, aber friedelosen Herzens, des anhaltenden Kampfes der Phantasie mit der spröden Wirklichkeit. Ihm verdanken wir ferner die Herausgabe der gesammten Schriften Donato Giannotti's,

der auch nach Machiavell als politische Autorität genannt wird, wie er dessen Amtsnachfolger war. Ihm verdanken wir endlich, anderer Werke nicht zu gedenken, die man gern den classischen anreiht und von denen erträgliche Drucke fehlten, die Bekanntmachung der merkwürdigen Briefe Giovan Batista Busini's an Benedetto Varchi über Personen und Vorfälle während der Belagerung von Florenz in den Jahren 1529—30: eine Ausgabe, welche jedoch infolge der zahlreichen Lücken und Mängel der Abschrift eine neue berichtigte und mit Anmerkungen versehene nicht überflüssig macht. Nur im Vorbeigehen möge hier der Prachtausgaben italienischer Classiker gedacht werden, die er im Wetteifer mit den berühmten Producten der Bodoni'schen Typographie veranstaltete und an denen der durch seine Leistungen im bibliographischen Fach vortheilhaft bekannte nachmalige großherzogliche Bibliothekar Giuseppe Molini Antheil hatte.

Es war zum Theil diese Thätigkeit als Herausgeber älterer Werke, welche Rosini auf ein literarisches Fach hinwies, in dem er Vorzügliches geleistet hat. Es sind jene biographisch-literarisch-künstlerischen Versuche, weniger eigentliche Lebensbeschreibungen als jenen Eloges ähnlich, an denen die französische Literatur, so in älterer Zeit wie namentlich in unsern Tagen, wo dies Genre von seinem rhetorischen Charakter verloren, hingegen an individueller Wahrheit gewonnen hat, zum Theil aus akademischen Anlässen besonders reich ist — ein Genre, das seine unbestreitbaren Vorzüge hat, wenn Geschmack, Feinheit und Mäßigung die Feder leiten. Rosini wählte eine freiere Form als die seiner ältern französischen Vorbilder; büßte er dabei ein an rednerischem Schmuck, auf den er jedoch keineswegs verzichtete, so gewann er wol so an Individualität wie an Mannichfaltigkeit des Inhalts. Er begann mit einer Denk-

ſchrift auf eine liebenswürdige und feingebildete Frau, Tereſa Pelli Fabbroni, die Tochter Giuſeppe Pelli's, des Biographen Dante's, und Gattin des ſo in der franzöſiſchen Zeit wie unter der Reſtauration vielgebrauchten verdienſtvollen Oekonomiſten Giovanni Fabbroni. Dann wählte er bedeutendere Stoffe, indem er über Zeitgenoſſen ſchrieb, über Ippolito Pindemonte; über Angelo Fabroni, ſeinen väterlichen Freund; über Antonio Canova, deſſen warmer Verehrer er war; über Andrea Vaccà Berlinghieri, den berühmten Augenarzt und Chirurgen, deſſen Denkmal im piſaner Camposanto Thorwaldſen's ſchönes Relief des Tobias ſchmückt; über Gaetano Mecherini von Piſa, den Ueberſetzer von Roscoe's „Leben Lorenzo's de' Medici"; über Giuſeppe Antinori von Perugia, den in weitern Kreiſen ſelten genannten feinen Kenner claſſiſcher und italieniſcher Literatur, über welche er viele Jahre lang an der Univerſität ſeiner Vaterſtadt Vorträge hielt; über Giuliano Frullani, einen gleich ausgezeichneten Mathematiker und Beamten, welchem Toscana die Ausführung ſeines Kataſters verdankt; über Pietro Obici von Modena, einen tüchtigen Lehrer der Mathematik an der piſaner Hochſchule, u. m. a.: Arbeiten, die den Vorzug perſönlicher Erlebniſſe und Beziehungen haben und durch Wärme und Lebendigkeit anziehen, obgleich das Sentenziöſe und Didaktiſche bisweilen zu ſehr in ihnen vorherrſcht. Oder er griff auch wol in frühere Jahrhunderte zurück. Sein Verſuch über Francesco Guicciardini wird ſtets Werth behalten, wegen der glücklichen und gewandten Benutzung des hiſtoriſchen Hintergrundes, wegen der richtigen und ruhigen Beurtheilung einer Zeit und eines Autors, deren geiſtiger Glanz, viel mehr noch als geiſtige Größe, nicht blenden noch ihre heilloſe moraliſche Schwäche vergeſſen laſſen darf — eines Autors, den man neuerdings zum Helden und Träger

italienisch-nationaler Gesinnung zu erheben sich bestrebt hat, während seine eigenen Schriften, bei allem ihrem staatsmännischen Scharfsinn und ihrer eloquenten Dialektik, doch das tiefe Verderben seiner politischen, socialen, sittlichen, religiösen Grundsätze, wie seine innere Zerrissenheit, welche die seiner Zeit war, bloßlegen und verklagen. Ich deute hier auf Ansicht und Bestreben der jüngsten Tage hin: Rosini, welcher in einer Zeit schrieb, die nach zwei Jahrzehnden der Revolution, der anarchischen wie der absolutistischen, sich des schwererkämpften Friedens freute und mit Mäßigung und Behagen seiner Güter genoß, ließ sich, obgleich ein Bewunderer der geistigen Kraft des Mannes, durch die Sophistik seiner Worte und Handlungen nicht täuschen, obgleich ihm selbst manches nicht ganz klar war in der höhern Moral, weniger durch eigene Schuld als durch die Schuld der Zeit, in der er groß geworden war und die alles in Frage stellte. Wenn er ausführt, wie die Epoche, in welche Guicciardini's Jugend fiel, ihn rasch bildete, seinen Geist schärfte, seine Erfahrung reifte; wenn, wie er sagt, die Ereignisse jener Tage in der Sinnes- und Denkungsart des Jünglings den Samen der Standhaftigkeit und Kraft niederlegten, die ihn nie verließen in den Wechselfällen seines Lebens: so hätte er billig hinzufügen sollen, daß die verderblichen Richtungen derselben Zeit seine eigene Richtung bestimmten, die das Recht in der Kraft, das Erlaubte im Nützlichen sah, die das Gute und Schlechte nur nach dem Gewicht der Umstände maß, nicht nach seiner absoluten Bedeutung noch nach innerm Werth und Sinne.

Die Lobrede auf Galileo, welche er bei der Aufstellung der Statue des großen Mannes, bei Gelegenheit der pisaner Gelehrtenversammlung im Herbste 1839, vortrug und die in seiner Schilderung der zwei Jahre später eingeweihten Galileo-Tribune im naturwissenschaftlichen Museum zu Florenz

gewissermaßen eine Ergänzung fand, ist ein Zeugniß seiner in ihrer Unabhängigkeit Maß und Recht nicht misachtenden Gesinnung und ein Beispiel geschickter Benutzung verschiedenartigster Materialien; im wesentlichen heute noch in den Resultaten genau und treu, obgleich die letzten Jahre die Masse jener Materialien, namentlich durch Alberi's und Marini's Arbeiten (denen ich die Libri'sche gern beizählen würde, wäre sie nicht durch Parteigeist gefälscht), nicht unbedeutend gemehrt haben. Der schon erwähnte Versuch über Canova ist ein Zeugniß seiner warmen Liebe zur Kunst, vereint mit der innigen Verehrung gegen einen Mann, welchen Ueberschwenglichkeit des Urtheils und jene einseitighohle Geschmacksrichtung, die in der Zeit der französischen Republik und des Kaiserreichs das Studium und die Nachahmung der Antike auf falsche Bahnen lenkte, zu hoch gestellt haben mag, der aber den Ruhm eines Regenerators der Sculptur, ein Ruhm, den jeder ihm einräumen muß der die Werke der unmittelbar vorausgegangenen Zeit mit den seinigen vergleicht, mit edeln Eigenschaften des Geistes und Herzens vereinigte. Diesen kleinen Arbeiten von reichem Inhalt und sorgfältiger Form schließt sich an der Versuch über Torquato Tasso's Liebe und Gefangenschaft, in der Beurtheilung des unbesonnenen wie unglücklichen Dichters und gleicherweise in den wesentlichen Resultaten der Untersuchung ohne Zweifel richtig, wenngleich manches Problematische mit zu großer Zuversicht als Thatsache hingestellt und zweideutigen oder völlig apokryphen Documenten unvorsichtigerweise Glaube beigemessen ist.

Die letztgenannten Schriften und Arbeiten nebst einer Menge kleinerer, die nicht einzeln aufzuführen sind, gehören einer ganzen Reihe von Jahren an, vom Sturze der Napoleonischen Herrschaft an bis tief in die vierziger Jahre herein. Rosini, welcher, obgleich durch die kaiserliche

Regierung mannichfach begünstigt, doch mit allen Toscanern die Rückkehr Großherzog Ferdinand's III. und die Wiederherstellung der Autonomie, ohne welche alles Leben in Toscana doch nur Scheinleben ist, freudig bewillkommnet hatte, verblieb während dieser Zeit in seiner akademischen Stellung in Pisa, die Ferienzeit theils in Florenz verbringend, theils zu Reisen durch Italien benutzend. Seine literarische Thätigkeit umfaßte aber noch manches neben dem schon Erwähnten, neben akademischen Reden und Vorträgen über vaterländische Literatur, neben den Streitschriften, die er mit den Lombarden in Angelegenheiten der Crusca und des Rechts der toscanischen Sprache als Schriftsprache, mit einem Toscaner und einem Modenesen über die Geschichte Tasso's und der Prinzessin Eleonore, zunächst aus Anlaß des obenerwähnten Versuchs über des Dichters Liebe und die geheimen Ursachen seiner Gefangenschaft, nebenbei auch mit Beziehung auf die meist falschen Alberti'schen Tasso-Documente, mit andern über anderes wechselte. Literarische Fehden, zu oft durch Leidenschaftlichkeit vergällt und auch wol auf ein anderes Gebiet als das literarische hinübergespielt, während sie in bittere Persönlichkeiten ausarteten. Zwei waren aber die Hauptfächer seiner Thätigkeit reiferer Jahre, das der Kunstgeschichte und jenes des historischen Romans.

Obgleich vielbewandert in manchen Zweigen der Geschichtswissenschaft, war Rosini mehr Literat als Historiker. Er war es auch in seinen kunstgeschichtlichen Arbeiten. Durch den vieljährigen Aufenthalt in Pisa auf die Betrachtung des Entwickelungsganges der toscanischen Kunst vorzugsweise hingewiesen, beschäftigte er sich doch ungleich weniger mit urkundlicher Forschung als mit Kunstästhetik, die, abgesehen von ihrem dilettantisirenden Wesen, ihn, nach der Richtung der Bildung seiner Jugend, nothwendig auf manche Abwege

bringen mußte. Immerhin jedoch ist es als bedeutender Gewinn und als gutes Zeichen zu betrachten, daß er den Gemälden des Camposanto seine Aufmerksamkeit zuwandte. Von Vasari's Zeit an bis auf Alessandro Morrona und Sebastiano Ciampi, das heißt von der Mitte des 16. bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts, ziemlich vergessen, sodaß man nicht nur der langsamen aber sichern Zerstörung durch die Zeit durchaus keinen Einhalt that, sondern auch den untern Theil der Wände des herrlichen Baumonuments durch geschmacklose Denkmale der schlimmsten Zeit entstellen ließ, begann der wundervolle Bildercyklus, der in seinen verschiedenen Abtheilungen die Geschichte der Genesis und das Leben des Heilands, sowie Heiligenlegenden und allegorisch-historische Darstellungen in Vergegenwärtigung der dichterischen Phantasien der großen schöpferischen Epoche italienischer Poesie umfaßt, den der mittelalterlichen Kunst lange entwöhnten Gemüthern wieder nahe zu treten nnd verständlich zu werden. Daß es geschah, daß dem schlechten Geschmack der Napoleonischen Epoche, politisch, literarisch, künstlerisch, in falsch verstandener Nachahmung des imperatorischen Römerthums befangen, dieser Sieg abgerungen ward, ist großentheils ein Verdienst Rosini's, in höherm Grade als seines Zeitgenossen und damaligen Collegen Ciampi, dessen tüchtige Forschungen erst später rechte Würdigung fanden, während sie seltsamerweise jahrelang unbeachtet blieben und keine Nachahmung weckten. Er machte den Kupferstecher Carlo Lasinio, dessen äußerst mäßiges Talent mehr als viel größere Gaben anderer geleistet hat, auf den Freskencyklus aufmerksam, und veranlaßte dessen große Nachbildungen, die den seltenen Reichthum der Compositionen der florentiner und sienesischen Meister des 14. Jahrhunderts, namentlich aber den des gemüthreichen, phantasievollen und doch stets in Wirklichkeit und Gegenwart fußenden

Benozzo Gozzoli, zuerst in weiten Kreisen bekannt gemacht haben und heute noch, nachdem die Originale in stets fortschreitendem Maße gelitten haben, das vorzüglichste Hülfsmittel zu deren Erkenntniß sind. Er erläuterte diesen Cyklus in einem zuerst 1816 erschienenen, mehrmals aufgelegten kleinen Buche, für dessen zeitgemäße Bedeutung einige historische Irrthümer und ästhetische Misgriffe nicht den Maßstab geben dürfen und das man heute noch gern als Wegweiser durch die majestätischen Hallen Pisano's benutzt.

Beinahe dreißig Jahre vergingen, bevor das große Werk ans Licht zu treten begann, dessen Gedanke, wie erwähnt, schon in Paris vor Rosini's Seele getreten war. Dieser ursprüngliche Gedanke war, wie wir von ihm selbst wissen, für die Geschichte der Malerei das zu leisten, was Cicognara für die der Sculptur geleistet hatte. Cicognara und Rosini hatten manches miteinander gemein. Beide gehörten einer Zeit an, in welcher das Mittelalter sich erst bei den Erwählten seine Geltung erkämpfen mußte, während es der Masse noch unverständlich war. Beide waren elegante, im Grunde sehr moderne Geister, die wol ein richtiges Gefühl künstlerischer Schönheit hatten, aber durch ihre Bildung in dem Suchen nach einem falschen Ideal befangen waren. Beide hatten eine Ahnung des Bildungsgangs christlicher Kunst, ohne jedoch den rechten Geist derselben zu erkennen. Der Eklekticismus Rosini's war am wenigsten geeignet, den Anforderungen an eine Kunstgeschichte zu genügen. Ueberdies erschien sein Buch, welches von vornherein etwas ganz anderes sein wollte als Lanzi's immer noch höchst brauchbare und umfassende pragmatische Darstellung, in einem Zeitpunkte, wo die großen ästhetischen Fragen auf dem Felde der bildenden Kunst alle angeregt waren, wo eine scharfgezogene Scheidelinie die Anhänger der verschiedenen

Meinungen trennte, von denen die der religiöſen Kunſt, mehr fremde als urſprünglich italieniſche Elemente in ſich aufnehmend, in dem Franzoſen Rio und dem Paduaner Selvatico ihre Häupter ſah. Es erſchien zu einer Zeit, wo die urkundliche Forſchung, namentlich durch Rumohr und Gaye angeregt, mit jedem Jahre Rieſenſchritte machte, bei jedem Schritte das mangelhafte Fundament eines großen Theils des bisherigen hiſtoriſchen Baues aufdeckte, der auf Vaſari's Biographien ſich ſtützte. Roſini's Gebäude war nun, abgeſehen von anderm, von der wunderlichſten Conſtruction, mit ſeinen Verſuchen einer Schulengenealogie, für die es, in ihren ſeltſamen Verzweigungen, nicht ſelten an allem poſitiven Nachweis gebrach. Zudem war die Kenntniß des Mittelalters, welche der Verfaſſer zu ſeiner Arbeit mitbrachte, eine mangelhafte. Recht bewandert war er eigentlich nur im 16. und 17. Jahrhundert, für die allein ſein Herz warm ſchlug. Er verfiel nicht, wie der Franzoſe Stendhal-Beyle, in die Sünde, insgeheim Domenichino über Raffael zu ſtellen; aber er ſtand ſonſt weſentlich auf gleichem Standpunkte. Außerdem war er, wie in gleichem Falle Hirt, ein Mann vorgefaßter Meinungen, von denen kein Beweis ihn abzubringen vermochte. Wenn das Gefühl ihn bisweilen ſicher leitete, wie in dem Streite über die Autorſchaft bei dem Abendmahl in St.-Onofrio zu Florenz, das er nun und nimmer Raffael zuſchreiben wollte, ſo war er doch zu andern malen im Irrthum, wo er ebenſo feſt auf ſeiner Anſicht beharrte, ſo in Bezug auf die Anſprüche Maſaccio's und Filippino's an die Fresken in der Kirche des Carmine, wie auf die Madonna del Granduca und jene aus dem Hauſe Tempi, die er nie für Werke des Urbinaten gelten ließ. Für die ältere Zeit wenig zu gebrauchen, wie alle Bücher, welche, ohne feſte kritiſche Grundlage, eine Vermittelung zwiſchen den Ergebniſſen der neuern Forſchung, zwiſchen den

oft übertriebenen Ansprüchen der Lokalgeschichte und den Nachrichten Vasari's oder gar Baldinucci's versuchen, ist das Werk in den spätern Jahrhunderten doch eigentlich arm an Neuem, und die rhetorische Form, die zu häufige Anwendung eines oft gesuchten Parallelismus, die dadurch veranlaßten übermäßigen Allgemeinheiten die mit der Sache wenig oder nichts zu thun haben, und ein gewisses apodiktisches Räsonnement, wie eine häufig zu vage und wenig prägnante Ausdrucksweise und Terminologie, sind nicht dazu gemacht, für den, der schärfere Charakteristik und festere Begründung sucht, die Grundfehler der Gesammtanlage zu verbessern.

Darum ist das große mühsame Werk doch keineswegs ohne Werth. Der Verfasser hat viel gesehen und auch secundären Künstlern eine Aufmerksamkeit gewidmet, die der Geschichte vielfach zugute kommt, ohne das richtige Verhältniß zu beeinträchtigen, während eine relative Vollständigkeit erzielt ist. Er stempelt nicht, wie der Graf Alessandro Cappi in Ravenna, einen Luca Longhi zum Raffael, um sich dabei von den Kupfertafeln des eigenen Werks Lügen strafen zu lassen; aber er macht, mit richtigem Takt, manches Unrecht und manche Vergeßlichkeit wieder gut. Mit dem ihm eigenen literarischen Geschick und Talent zieht er sodann, zur Charakteristik einer Epoche, von der allgemeinen und der Culturgeschichte so viel hinein, als erforderlich ist, der Darstellung Leben zu geben und die Verbindung zwischen Kunst, Literatur und Leben klar zu machen. Sieben Bände, die von 1839—54 ans Licht traten, umfassen das Gesammtgebiet der Malerei, in vier große Abtheilungen zerfallend, die von den Ursprüngen bis auf Masaccio, von Filippo Lippi bis auf Raffael, von Giulio Romano bis Baroccio, von den Carracci bis Andrea Appiani gehen. Der große, sorgfältig und umsichtig angelegte, wenngleich

keineswegs in gleichem Maße sorgfältig und treu reproducirte Apparat von Monumenten, mehrere Hunderte von großen und kleinen Kupfertafeln, ist immer höchst dankenswerth und brauchbar, als umfassendste und im ganzen gewählteste Sammlung dieser Art. Das Werk ist um ein volles Vierteljahrhundert zu spät gekommen; somit hat es keinen rechten Fuß fassen können, weder beim Publikum, das entweder Eingehenderes suchte oder gedrängtere Fassung vorzog, oder endlich das magistral-aphoristische für das erzählende Element hingegeben hätte, noch vor der Kritik, welche, indem sie die Vorzüge über den Schwächen zu sehr außer Acht ließ, zu einem unerquicklichen Federkriege Anlaß gab, in welchem beide Theile sich den Sieg zuschrieben.

Es bleibt nun noch übrig, Rosini als Erzähler und Dichter zu betrachten. Er war von Natur äußerst empfindlich und reizbar; nichts aber vermochte den Fluß seiner Rede so zu beschleunigen, und hundertmal wiederholte Citate von Namen und Daten, und Berufungen auf alte Freunde, selbst auf alte Gegner heraufzubeschwören, wie die bisweilen in aller Unschuld fallen gelassene Aeußerung, die „Nonne von Monza" sei eine Nachahmung der „Verlobten". Man bekam dann unfehlbar mit allem Detail zu hören, wie er schon im Jahre 1808, „also vor Walter Scott", den Plan eines historischen Romans entworfen habe, der die Geschichte des Erasmus von Rotterdam in der Umgebung seiner Zeit behandeln sollte; wie sodann im Frühling 1828, somit nur kurze Zeit nach dem Erscheinen der „Verlobten", der Druck der „Nonne" begonnen sei, eines Romans, welcher umfassende und langwierige Studien voraussetze; wie noch niemand in demselben Maße sich das Ziel gesteckt habe, den Zustand der Wissenschaft, Literatur und Kunst in einer gegebenen Epoche mit specieller Beziehung auf den Schauplatz der Handlung zu schildern, wie es in gedachtem Buche

geschehen sei. Kurze Zeit vor seinem Tode — ich glaube in dem letzten von ihm gedruckten Blatt — wiederholte er dies in einem Schreiben an Lamartine (der damals wol an anderes als an Rosini's Roman und an sein florentiner diplomatisch-literarisches Leben zu denken hatte!), zur Abwehr gegen eine in der „Revue des deux mondes" enthaltene Kritik von Perrez, dem radicalen Biographen Savonarola's, der die arme „Nonne", ungeachtet ihrer fünfundzwanzig Auflagen, auf die der Verfasser nicht mit Unrecht sehr stolz war, eine undankbare Tochter der „Verlobten" und nebenbei phantasiearm und effectlos schalt. Rosini hatte thatsächlich recht. Seine historischen Romane haben nichts mit Manzoni zu thun. Aber der Vortheil ist nicht auf ihrer Seite, und daß er die „Nonne" allen Ernstes für ein besseres Buch hielt als die „Verlobten", ist die ärgste Selbstüberschätzung, deren er sich je schuldig gemacht hat. Was er im Jahre 1808 in der Form eines Romans ersann, hat auf diesen Namen ungefähr denselben Anspruch wie Barthélemy's „Anacharsis". Er wollte seinen Erasmus in Italien von Stadt zu Stadt, von einem großen und berühmten oder berüchtigten Manne zum andern führen, um auf solche Weise das Zeitalter Leo's X. zu schildern. Später mäßigte er seine gelehrte Conception, aber der Grundton blieb derselbe.

Seine Romane sind nichts anderes als die mehr oder minder detaillirte Ausführung irgendeiner historischen Thatsache oder einer Folge von Begebenheiten, mit den geschichtlichen Personen und den Monumenten der Zeit, belebt durch mancherlei theils ganz ersonnene, theils auf historischem Boden ausgeschmückte Umstände, durch Charakerzüge und Anekdoten; ein Mittelding zwischen Geschichte, Chronik, Memoiren, Roman; nicht frei von Willkürlichkeiten und Anachronismen, weil nicht Geschichte; ohne echt künstlerische

Anlage, Durchführung, Gesammtwirkung, weil zu sehr durch gegebene Factoren bedingt, um freier Schöpfung Raum zu lassen; sonach mit den vielen und merklichen Uebelständen einer Zwittergattung, deren eigentlicher Charakter sich schwer bestimmen läßt; Uebelstände, noch verdoppelt durch des Verfassers Unvermögen, eine spannende Romanintrigue zu ersinnen und seinen Romanfiguren Leben und Leidenschaft einzuhauchen. Es sind, mit einem Worte, historisirende Gemälde eines sehr belesenen und kenntnißreichen Mannes, der kein Dichter ist. Hiermit soll jedoch diesen Büchern ihr vielseitiges Verdienst, ja der Reiz den sie für den Leser haben, nicht abgesprochen werden. Dies Verdienst besteht von vornherein in dem treuen, lebendigen, figurenreichen, bewegten Gemälde der Zeit, in der markirten Porträtirung historischer Figuren, in der Belebung der Schilderung durch Charakterzüge, Anekdoten, Zwischenfälle aller Art, in dem im allgemeinen gewandten Verweben der merkwürdigsten Erscheinungen des wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens in die Handlung. Es mag sein, daß bisweilen der Gelehrte mehr denn billig durchscheint, daß wir ästhetische Abhandlungen erhalten oder akademischen Erörterungen beiwohnen, wo wir Fortschreiten der Handlung oder Wirken der Leidenschaften erwarten, daß ein historisches Datum dem Erguß des Gefühls in den Weg kommt, daß wir an der Hand des Cicerone zu wandern statt an dem Herd des Erzählers zu sitzen glauben. Aber das Geschick, womit das Gemälde von Zeit, Personen, Stimmungen, Dingen vor uns aufgerollt wird, ist immer nicht gering anzuschlagen.

In der „Nonne von Monza", deren Protagonisten unglücklich gewählt, deren Verwickelung ungeschickt, deren Ausgang den Regeln künstlerischer Composition widerspricht, steht das Florenz der spätern Mediceischen Herrschaft vor uns, die Epoche Großherzog Ferdinand's II., mit dem er-

erbten legitimen Glanze aus der Vergangenheit und den vielen Schwächen und Sünden der Gegenwart, der Mitte des 17. Jahrhunderts, der Zeit der Dii minorum gentium in Politik, Literatur, Kunst, unter denen der einzige Galileo in angefochtener, aber zweifelloser Größe ragt. Alle übrigen historischen Personen, denen wir in dem Buche begegnen, haben wol ein gewisses relatives Interesse, insofern Zeit und Umgebung sich in ihnen abspiegeln. Dies Interesse ist jedoch ein beschränktes und gewissermaßen lokales, und man kann selbst den Italienern anderer Landestheile nicht zumuthen, daß Lorenzo Lippi, der Verfasser des außerhalb Toscanas schwer verständlichen komischen Heldengedichts „Malmantile racquistato", oder Francesco Bracciolini, der schmuziggeizige Secretär des Cardinals Maffeo Barberini, dessen „Scherno degli Dei" gewiß keiner nach der „Secchia rapita" Alessandro Tassoni's liest, oder der Satirendichter Jacopo Soldani u. a. ihnen wichtig oder interessant genug erscheinen sollen, um endlosen Conversationen, zu deren Verständniß häufig Anmerkungen erforderlich sind, ohne Ungeduld beizuwohnen. Der Verfasser, während er den Gedanken der Nachahmung der „Verlobten" weit von sich wies, forderte doch selbst zum Vergleich auf, indem er eine Episode des Manzoni'schen Romans wählte, um den Faden des seinigen zu spinnen: in jeder Hinsicht eine unglückliche Wahl, weil der Abstand zwischen beiden Büchern oder zwischen dem einen und dem andern Genre zu groß ist, und weil die Geschichte der schuldvollen und unglücklichen Nonne, in der Art wie der Roman sie mit dem Gefährten ihrer Abenteuer durch einen großen Theil Italiens hermzerrt, ein zu loses Gewebe bietet, sodaß das Ganze vielmehr eine Reihe von mehr oder minder interessanten Episoden ist, als eine kunstgemäß durchgeführte Handlung. Daß Rosini, durch die Wahl der Person Geltrudens als vornehmste Heldin

seiner Erzählung, von selbst zu jener Vergleichung mit Manzoni herausfordert, ist eine um so seltsamere Erscheinung, als es ursprünglich seine Absicht war, die Ereignisse in Toscana, welche bei weitem den Hauptinhalt bilden, an die Geschichte der Barbara degli Albizzi als Hauptperson zu knüpfen, während derselben in dem Romane, wie er vor uns liegt, nur eine Nebenrolle zugewiesen ist und man sich des Eindrucks nicht erwehren kann, als hätte irgendein äußerer Grund den Autor veranlaßt, den Ergebnissen seiner, wie der Augenschein zeigt, langen und fleißigen Studien über Zeit und Lokalitäten eine ihnen von vornherein nicht zugedachte Form zu geben. Die Scenen florentinischen Lebens und Treibens, mit den vielen treuen und gelungenen örtlichen Schilderungen, und den zahlreichen, zum Theil mit nicht gewöhnlichem Geschick auf die Scene gebrachten historischen Figuren, ermangeln keineswegs der Anschaulichkeit und Wirksamkeit, und das Buch wird immer eine gewisse literar- und culturgeschichtliche Bedeutung behalten. Aber Personen und Dinge sind doch nicht wichtig genug, um so große Ausführlichkeit zu rechtfertigen, und die einzelnen Theile haben oft so wenig mit dem eigentlichen Gegenstande des Romans zu thun, daß man sie bequem herausschneiden kann, ohne eine Lücke zu lassen.

Eine ungleich interessantere, bewegtere, thätigere, an kräftigen und im Guten wie im Schlimmen bemerkenswerthen Charakteren reichere Zeit führt uns die „Luisa Strozzi" vor, die Zeit der letzten Zuckungen der Republik Florenz und der Nachwirkungen des reformatorischen Geistes Fra Girolamo Savonarola's, bei der endlichen Begründung der Mediceischen Gewaltherrschaft. Wir treten in eine große Galerie historischer Porträts: da ist Herzog Alexander Medici mit Francesco Guicciardini und Baccio Valori, mit dem verständigen kaiserlichen Gesandten Muscettola und

dem zum Italiener gewordenen deutſchen Dominicaner Nikolaus von Schomberg; da iſt die ganze Familie der Strozzi, der zu ſeinem Verderben beſtandloſe Filippo, die männlich-entſchloſſene Clarice, die beiden tapfern Söhne Piero und Leone, alle mit markirten und bedeutenden Zügen; da ſind die hervorragenden Künſtler, Michel Angelo Buonarroti, Baccio Bandinelli, Benvenuto Cellini, Soddoma, Pacchiarotto, Tribolo; die Dichter und Literaten Luigi Alamanni, Francesco Berni, Girolamo Benivieni; die florentiniſchen Ausgewanderten auf ſieneſiſchem Boden, an ihrer Spitze Dante da Caſtiglione, der Ajax der untergehenden Republik; die Dominicaner von San-Marco, in denen der Geiſt Fra Girolamo's ſo lange fortlebte, ja heute noch nicht ganz erſtorben iſt; da ſind endlich die hohen und niedern Werkzeuge und Stützen einer Tyrannei, die den alten Volksgeiſt völlig brechen mußte, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Ungeachtet aller zum Theil ſehr offenbaren Schwächen der eigentlichen Compoſition, intereſſirt und ſpannt dieſe ganz auf dem Boden der Wirklichkeit fußende Darſtellung durch geſchickte Benutzung hiſtoriſcher Momente, durch verſchiedene gut erzählte Epiſoden, durch die Anſchaulichkeit der Lokalität ſo in Florenz, Piſa, Siena wie in den Umgebungen, durch gewandte Einführung des populären Elements. Sie intereſſirt und ſpannt durch die Wärme der Empfindung und die treue Wiedergebung des Colorits und der Stimmung einer vielfach und in den verſchiedenſten Richtungen bewegten, thränenreichen und ſittlich verkommenen, aber noch widerſtandsfähigen, an großen Charakteren fruchtbaren Epoche, die das rechte Widerſpiel iſt von dem, was Toscana in ſpätern Zeiten wurde, als den ſchlimmen Leidenſchaften die Spitze abgebrochen, in demſelben Maße aber der höhere moraliſche Sinn abgeſtumpft und die Thatkraft erſtickt ward; Urſachen jener Mattigkeit, die vor vielen Exceſſen bewahrt,

aber auch vieles Gute verhindert und in ihrem Gefolge die troſtloſe Indifferenz geführt hat, die am Ende auch dem Schlimmen keinen Damm mehr entgegenzuſtellen vermag.

In dieſen beiden Romanen gab Roſini den Charakter der Zeit mit Glück wieder; in weit geringerm Grade gelang ihm dies in dem dritten und letzten, „Ugolino della Gherardesca“. Das Sujet war nicht glücklich gewählt, inſofern als die furchtbare Entwickelung durch eine der beiden berühmteſten Epiſoden der „Göttlichen Komödie“ mit unerreichbar tragiſcher Kraft jedem vor die Seele gerückt iſt, während für den Zweck des eigentlichen Romans die Epoche zu weit hinter uns liegt, und es eines ganz andern Talents als das des Verfaſſers bedurft hätte, dieſen Figuren wirkliches Leben einzuhauchen. In der That ſehen wir eine Reihe zum Theil glänzender und großartiger Bilder an uns vorüberziehen, Piſa zwar ſchon herabgeſunken von der Höhe ſeiner Macht, aber noch die belebte Vermittlerin zwiſchen Orient und Occident; wir ſehen den Aufwand großer, aber ungeregelter Kraft in den Kämpfen, welche die italieniſchen Städte gegeneinander führten, wie ſie in denſelben in heilloſer Zerriſſenheit den eigenen Herd verwüſteten; wir ſehen das heitere Aufblühen der jungen Kunſt, die eben erſt wiedererwacht aus dem Schlafe der barbariſchen Jahrhunderte, um in der Betrachtung der Antike, unbeſchadet des chriſtlichen Geiſtes, die byzantiniſche Feſſel abzuſtreifen. Aber wir folgen mit mäßigem Intereſſe dem Gange der Erzählung ſelbſt, wobei wir nicht warm werden, und deren Ende, ebenſo wie das der „Luiſa Strozzi“ und der „Nonne von Monza“, des Verfaſſers gänzliches Unvermögen an den Tag legt, den geſchürzten Knoten kunſtgemäß zu löſen.

Was immer man von Roſini's hiſtoriſchen Romanen, als Kunſtwerke erzählender Gattung betrachtet, urtheilen mag, ſo bleiben ſie doch intereſſante und in ihren Grund-

zügen wahre Gemälde Toscanas im 14., 16. und 17. Jahrhundert, in den Zeiten nämlich des Kampfes der Communen und der alten großen Factionen, als dieſe noch ihre wahre Bedeutung bewahrten; in denen des Untergangs der letzten Freiſtaaten des Mittelalters, welcher mit der Begründung des Uebergewichts der Fremdherrſchaft in Italien zuſammentraf; endlich in jenen des überhandnehmenden Verfalls italieniſcher Unabhängigkeit, Sitte, Literatur und Kunſt. Man kann dieſe Darſtellungen, um ihr Verhältniß zur wirklichen Geſchichte zu bezeichnen, Landſchaftsbildern vergleichen, die nicht eine eigentliche Vedute, ſondern den Charakter irgendeiner Gegend wiederzugeben beabſichtigen, deren Gegenſtand jeder erkennt, in denen aber der Maler durch Kürzen oder Ausdehnen der Linien und durch veränderte Anordnung von Accidenzien dem künſtleriſchen Bedürfniß gerecht zu werden ſich beſtrebt hat. Sie dienen nicht dazu, Geſchichte zu ſtudiren, aber ſie bringen keine falſchen Züge und Anſchauungen und ſind auch für den, der die Geſchichte kennt, anziehende Geſammtbilder. So iſt der Beifall, den dieſe Romane trotz mehrſeitigen Widerſpruchs gefunden haben, erklärt und gerechtfertigt, darf man ſie auch nicht vergleichen mit der ungleich höhern und feinern künſtleriſchen Conception, der moraliſchen Schönheit, der weit ſicherern Porträtirung der „Verlobten", von denen mit vollem Rechte geſagt worden iſt, daß ſie, obgleich Roman, von der Lombardei in ihrem traurigſten Verfall, das heißt unter der ſpaniſchen Herrſchaft, eine weit klarere und treuere Anſchauung geben als irgendein Geſchichtswerk von gleichzeitiger oder ſpäterer Hand.

Von Roſini als Dichter iſt nicht viel zu ſagen, obgleich er gekrönter Dichter war und Verſe machte bis zu ſeinen letzten Lebenstagen. Ihm fehlte das heilige Feuer, nicht Uebung und Form poetiſcher Sprache, noch eine zu wohl-

feiler Leichtigkeit gesteigerte Gewandtheit in der Mehrzahl der Dichtungsgattungen. Er versuchte sich in den meisten derselben, im Epos, in der Ode, in fast allen übrigen lyrischen Formen, wie, mit geringem Glück, im dramatischen Fach. Sein bekanntestes Schauspiel, „Torquato Tasso", ist zugleich das erste Werk, welches er für die Bühne schrieb; es ist in Prosa, während er einen „Gilblas" und anderes in Versen schrieb. Seiner Gelegenheitsgedichte ist eine bedeutende Zahl; ohne gerade ausgezeichnet zu sein, stehen sie doch über dem Gewöhnlichen. In einem Gedicht seiner letzten Jahre schlug er einen Ton an, welcher zeigte, wessen er bei größerer Sammlung fähig war: in den Terzinen an Pietro Tenerani, dessen kunstreiche Hand sein Brustbild geformt hatte. Ein Gesang, in welchem er die Begegnungen und Erlebnisse seiner Jugendjahre wieder vorüberziehen ließ vor seinem geistigen Auge, die veränderte Zeit, die veränderte Richtung, den veränderten Geschmack betrachtend, von Parini an, dem Gegner des schwülstig leichtfertigen Genre, der „sich waffnete mit dem bittern Lächeln und dem züchtigen Stil", bis zum Lauf der „entzügelten Rosse", deren regelloser Bahn Ueberdruß und Ermüdung endlich ein Ziel setzen müssen, am Tage, wo die Sonne aufsteigt, die Phaëthon's Irrfahrt und Sturz ins Gedächtniß zurückruft. Den spätern Zeiten gehören die dramatischen Versuche an, seinen schwächsten Producten beizuzählen, mögen wir die Lustspiele betrachten oder die vielmehr dialogisirten als dramatisirten Geschichten Torquato Tasso's und der Luisa Strozzi. Jene sind ohne komische Laune, diese ohne dramatischen Nerv, beide ohne Wirkung und ohne spannende Verwickelung.

So vielfach und verschieden waren die Richtungen, nach welchen hin Giovanni Rosini's literarische Thätigkeit sich entwickelte, während eines äußerlich mannichfach begünstigten

wenig gestörten Lebens. Jahre waren vergangen nach dem Sturze der Napoleonischen Herrschaft in Italien, von welcher heute posthume Geschichtsphilosophie uns glauben machen will, ihr eigentlicher Gedanke und Zielpunkt sei gewesen die Einsetzung der italienischen Nationalität in ihre verkannten Rechte. Toscana hatte unter Großherzog Ferdinand friedliche und im ganzen glückliche Tage gelebt. Die freundliche Gewöhnung an bequeme Verhältnisse, deren milde Formen den Mangel an wahrhaften Fundamenten und an Anstalten zum Aufbau für die Zukunft momentan den Augen und der Betrachtung entzogen, ließ die in andern Theilen der Halbinsel ausbrechenden Stürme von 1820—21, wie die von 1831—32, wenn nicht ohne drohende Anzeichen doch ohne nahe Gefahr vorüberziehen. Diese ruhigen Jahre, auf welche die bewegte Gegenwart mit Sarkasmen, aber schwerlich ohne geheime Sehnsucht zurückblickt, waren für Rosini eine Zeit vielseitigen Schaffens, dessen Ergebnisse größtentheils dem Leser vorgeführt worden sind. Seine äußern Verhältnisse, bequem wenn nicht glänzend, blieben unverändert; unverändert blieben auch seine literarischen Grundsätze. In der jungen Welt, die ihn, nicht selten mit gewaltigem und lästigem Lärm umringte, blieb er den Traditionen seiner Jugend treu, wie der classischen Zeit der italienischen Literatur. Er verwies immer wieder auf das Beispiel Alfieri's, der von sich selbst erzählte, wie er in schon reifen Jahren sich gebildet durch anhaltendes Studium Dante's, Petrarca's, Arioſto's und Tasso's „und weniger andern". „Wer würde sich der Nachahmung Alfieri's schämen?" sprach er im Jahre 1840 zu der turiner Gelehrtenversammlung, welcher er, ohne seinen Zweck zu erreichen, die Einrichtung einer Abtheilung für classische Literatur im weitesten Sinne empfahl. „Heute fehlt es", sagte er, „weniger an Autoritäten als an Ge-

legenheit, ſich Gehör zu verſchaffen; es fehlt nicht an der Zahl, nicht an Muße, wol aber an Mitteln, an Impuls, an einer Bühne. Wenn die Weiſen und Erfahrenen den Platz räumen, nehmen die waghalſigen Neuerer ihn ein und fangen die Jugend in den Netzen jener Sophismen, welche nur eine ſichere Hand zu zerreißen vermag.“ Er war jedoch, ſchon infolge der erſten Eindrücke ſeiner Bildungsjahre, welche, wie wir geſehen, in die Zeit der zu liberalen Anſichten und Beſtrebungen Ceſarotti's und ſeiner Anhänger fielen, keineswegs ein Pedant im Autoritätsglauben. Seine eigene Schreibart ließ, was ſtrenge Beobachtung der höhern Reinheit und Feinheit und die Präciſion der Form betrifft, manches zu wünſchen übrig, während ſeine große Leichtigkeit ihn nicht ſelten die letzte Feile vergeſſen ließ. Er wies aber auch die gerechten Anforderungen veränderter Zeit und erweiterter Verhältniſſe, fortgeſchrittener Kenntniſſe nicht ab; Zeugniſſe davon ſind, neben zahlreichen einzelnen Urtheilen über äſthetiſche und literariſche Fragen, manche ſeiner eigenen Werke. Noch in ſpätern Jahren äußerte er, bei der Erwähnung von Vincenzo Monti's Kampf gegen die Crusca, ſeine Anſicht über die Nothwendigkeit des Feſthaltens an den Autoritäten, eine Anſicht, die hier um ſo eher ſtehen mag, als ſie zugleich von ſeinem Gerechtigkeitsgefühl Kunde gibt, inſofern es ſich um den Mann handelt, mit dem er eine ſchwere Fehde durchgekämpft hatte, welche durch das Zuſammentreffen des literariſchen Antagonismus mit landsmänniſchen Antipathien, mit der Auflehnung der Lombarden wider die Anſprüche der Toscaner, noch vergällt ward.

„Der gegenwärtige Zuſtand der Literatur in Italien“, ſagt er in der Biographie Giuſeppe Antinori's, „iſt der redendſte Beweis der Folgen dieſes Umſtürzens aller Ordnung, dieſes Misachtens aller Autorität. Durch den Misbrauch ſeines ſchönen Talents eröffnete Monti allen mittel-

mäßigen und in ihrer Mittelmäßigkeit keinen Zügel duldenden Geistern den Weg zum müheloſen Eintritt in die Bahn und zum Umwälzen des Beſtehenden. Man begann damit, Salvini und Lami beiſeite zu ſchieben, man endigte mit Taſſo und Petrarca; und als man mit den Alten fertig war, ſchob man, mit der gewohnten Steigerung ruheloſer Revolutionen, ihn, Monti ſelbſt, beiſeite. Und wir Toscaner, die wir ſeine Lehren bekämpften, die wir die Folgen vorherverkündeten, wir müſſen jetzt die Stimme erheben, wir müſſen ihn vor den Angriffen ſeiner Gegner ſchützen und ihn vor der Ungerechtigkeit bewahren, die ihm den Ruhm eines großen Dichters ſtreitig machen will. Trauriges Beiſpiel eines falſchen Princips, zur Anwendung gebracht von einem glänzenden Geiſte, der mehr auf die Stimme der Leidenſchaft hörte als er auf die Lehre der Weisheit achtete, mehr nach dem leeren Beifall der Menge warb als er die ſtrenge aber gerechte Würdigung der Nachwelt zu erlangen ſich beſtrebte."

Es iſt begreiflich, daß ſeine literariſchen Grundſätze, ſofern ſie die italieniſche Literatur betrafen, gleichfalls für ſeinen Geſchmack und ſeine Richtung in der franzöſiſchen maßgebend ſein mußten, deren claſſiſche Epoche, von Corneille bis Voltaire, er gut kannte, deren äſthetiſche Principien er immer wieder zur Sprache und zur Anwendung brachte. Aber er gehörte der alten Schule nicht in dem Maße an, um der modernen Poeſie Anerkennung zu verſagen, was ſich freilich nicht auf die romantiſchen Ausſchweifungen in Lyrik, Dramatik und Roman erſtreckte, wie er denn von Natur wie durch ſeine Bildung ſtets zu den maßhaltenden Geiſtern gehörte. Seine Freundſchaft mit Frau von Staël, welche er im Winter 1816 während ihres längern Aufenthalts in Piſa fortwährend ſah, und ſpäter mit Alphonſe de Lamartine, welcher vor der Julirevolution

einige Jahre lang als französischer Legationssecretär und zeitweiliger Geschäftsträger in Florenz lebte und sich an die ausgezeichnetern Toscaner enge anschloß, ist Beweis genug, daß seine Richtung keine einseitige war.

Giovanni Rosini war schon ein alter Mann, als die Jahre der Unruhe, in der er seine Jugend verlebt hatte, für Italien wiederzukehren drohten, als das friedfertige Toscana, als das ruhige Pisa, in dessen ruhigstem Theile, zwischen dem erzbischöflichen Palaste und dem herrlichen Domplatze, seine geräumige schöne Wohnung lag, Scene einer politischen Bewegung wurden, deren Anfänge den stereotypen, durch Verschwörungen und Factionen hervorgerufenen italienischen Umwälzungen so wenig entsprachen, daß man sich eines bessern Ausgangs hätte versehen dürfen, wäre nicht durch unverständigste Maßlosigkeit und Ueberschätzung der Kräfte, wie durch Ungunst äußerer, drängender Umstände, bald alles in die gewohnte falsche Bahn gebracht worden. Rosini hatte nie selbstthätigen Antheil an politischen Dingen genommen, aber er hatte sich der Beachtung und Besprechung derselben nie entzogen. Die Jugendeindrücke der Französischen Revolution waren in ihm lebendig geblieben, wie die traurigen Folgen der Extreme nach beiden Richtungen hin, deren anarchische Tyrannei er im angehenden Mannesalter, deren absolutistische Tyrannei er in reifen Jahren in Italien erlebt hatte. Eine Vorliebe für gemäßigte repräsentative Formen war ihm geblieben; in dieser Vorliebe bestärkten ihn die grenzenlose, so unwürdige wie verderbliche und demoralisirende Confusion der von französischen Generalen und Tribunen geschulmeisterten und mishandelten italienischen Demokratien, und die Thaten und Erfolge der (wie Alfieri sich schon 1789 ausdrückte) inquisitorischen, räuberischen, guillotinirenden Freiheit, und die Großes wollende und erzielende, aber vor dem Fatalismus des Ueber-

schwenglichen machtlose Napoleonische Gewaltherrschaft, wie endlich das traurige Schauspiel der Ohnmacht der Mehrzahl der italienischen Staaten der Neuzeit, die er jeder Stütze der Autorität, der moralischen wie materiellen Kraft beraubt sah. Rosini gehörte zu der großen Zahl derjenigen, welche, wie Joseph Droz, glaubten, die Französische Revolution hätte geleitet werden können, wenn Ludwig XVI. dem Rathe Necker's statt den Eingebungen der Königin gefolgt wäre, und welche eine Art Demarcationslinie zogen, die zugleich für ihre Ansicht vom modernen Staat entscheidend ward. Dieser Ansicht, welcher man einen theoretischen Werth und unter gegebenen Umständen eine praktische Verständigkeit nicht absprechen kann, lieh er mehrfach Worte, so zur Zeit, wo dieselbe im wesentlichen in Toscana zu überwiegen schien, und auch dann noch, als die so traurigen wie schmachvollen Ereignisse des Herbstes und Winters 1848—49 manche Illusion zerstört und den constitutionellen Ideen in den obern Regionen alle Gunst entzogen hatten. Im Februar 1848, als Toscana eine Repräsentativverfassung nach dem Zweikammersystem erhielt, war Rosini zum lebenslänglichen Mitgliede des Senats ernannt worden, in welchem man einen Theil der alten florentinischen Verfassung, wie sie, ohnmächtig genug, unter den Mediceern und bis zur französischen Revolutionszeit bestanden hatte, wiederzubeleben beabsichtigte, wofür aber das Land in seinen momentanen Verhältnissen kaum geeignete Elemente darbot. Er nahm seinen Sitz in dem kurz lebenden toscanischen Parlament, aber nie hat er an einer Discussion sich betheiligt. Bevor die volksthümlichen Institutionen Wurzel fassen konnten, waren sie schon wieder umgestürzt durch den revolutionären Schwindel. Der Siebzigjährige sah, was der Zwanzigjährige gesehen hatte, das Exil seines angestammten Fürsten. Aber Ferdinand III. blieb funfzehn

Jahre hindurch dem ſchönen Toscana wenn nicht fremd doch ferne, Leopold II. fünf Monde. Und wie im Jahre 1799 das Volk zu Gunſten des abweſenden, durch die Uebermacht eines perfiden Feindes vertriebenen Herrſchers aufſtand, ſo im April 1849 zu Gunſten deſſen, den die innere Umwälzung genöthigt hatte, in der Fremde Schutz zu ſuchen. Im erſtern Falle jedoch war es ein von richtigem Gefühl geleiteter aber roher Aufſtand des Landvolks und der untern Klaſſen, und die Reſtauration war bei erneutem Drang von außen von kurzer Dauer, während ein halbes Jahrhundert ſpäter eine allgemeine Volkserhebung gegen die Ochlokratie einen Umſchwung herbeiführte, der ſchwerlich neuer Störung anheimgefallen wäre, hätte man ihn in dem Sinne eines im Bewußtſein, in der Zuſtimmung und Anhänglichkeit des Volks wurzelnden politiſchen Zuſtandes zu nützen verſtanden oder vermocht.

Wenn dieſe politiſchen Stürme Roſini nur mäßig berührten, abgeſehen von dem Umſtande, daß die revolutionäre Regierung ihm, unter dem Vorwande ſeines hohen Alters, einen Coadjutor im Lehramte zur Seite ſetzte, ſo floſſen ſeine letzten ſechs Jahre in ungeſtörter Ruhe hin. Für manche patriotiſche Herzen waren dieſe Jahre eine Zeit bitterer Enttäuſchung. Auf die, ungeachtet mancher Schwächen, anfänglich ſchöne und warme Erhebung von 1847 war ſo raſch das Fieber toller, großentheils niedriger Leidenſchaft gefolgt, und dann jener ſieche, unbehagliche Zuſtand, der das Alte herſtellen ſollte und nicht konnte, weil die Baſis zerſtört war, weil der rechte Glaube an Erfolg fehlte, und man ſich ſomit an einer Siſyphusarbeit erſchöpfte, woran aller gute Wille und vereinzelte Thatkraft ſcheiterte. In Piſa, wo, wie es in Univerſitätsſtädten meiſt zu geſchehen pflegt, die Aufregung unter Profeſſoren und Studirenden groß geweſen war, theils Enthuſiasmus, theils Strohfeuer, theils revolutio-

näre Velleitäten, war in gleichem Maße die Entmuthigung merklich. Sie wurde noch gemehrt durch die harte, ungerechtfertigte, unverſtändige Maßregel der Regierung, welche die Geſammtheit des ſchönen wiſſenſchaftlichen Erbes ſo vieler Jahrhunderte zerſtörte, welche ſo glänzenden wie legitimen Ruhm eigenwillig antaſtete und aufgab, indem ſie, durch Verlegung der theologiſchen und der juriſtiſchen Facultät nach Siena, die Univerſität zerriß, indem ſie eine in der bloßen Einbildung beſtehende „toscaniſche Univerſität“ mit getrennten Lokalitäten erſann. Eine Maßregel, unbegreiflich für den, der ſich bewußt iſt des nothwendigen innern, lebendigen Zuſammenhangs aller wahren Wiſſenſchaft; in der Praxis ſelbſt mit zahlloſen Schwierigkeiten verbunden, die durch das geringe Organiſationstalent ſchlecht gelöſt wurden und endloſe Verwirrung nachſchleppten. Wie verſchieden waren dieſe Tage Piſas von jenen, welche Stadt und Univerſität zehn und mehr Jahre früher erlebt hatten! Damals gab es keine Gunſt, deren die Hochſchule nicht theilhaft ward, und man mochte des Wortes Lorenzo's de' Medici gedenken, welcher, als man ihm vorhielt, er gebe zu viel für Piſa aus, wo die Studentenzahl doch nicht die von Pavia und Padua erreichen könne, erwiderte, es genüge ihm, daß das Lehrercollegium Pavia und Padua übertreffe. Eine Menge tüchtiger Männer aus allen Theilen Italiens wurde nach Piſa gezogen, welchem die phyſikaliſch-chemiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Forſchungen und Arbeiten Moſſotti's, Matteucci's, Piria's, Savi's, die juriſtiſchen Vorträge Carmignani's, del Roſſo's, Capei's, Bonaini's, die philoſophiſch-literariſchen Centofanti's und unſers Roſini, die an Monumenten und literariſchen Aufzeichnungen reichen Ergebniſſe von Roſellini's ägyptiſch-nubiſcher Reiſe, das Agrarinſtitut Coſimo Ridolfi's, friſches und freudiges Leben gaben. Eine ſchöne Zeit, in welche die Gelehrtenverſammlung

von 1839 fiel, durch welche Großherzog Leopold die Reihe jener friedlichen Congresse eröffnete, welche zum Austausch der Ideen, zur Erweiterung der Beziehungen unter den Italienern der verschiedenen Staaten so wesentlich beitrugen und im Herbste 1847 zu Venedig ein Ende nahmen, kurz vor dem Ausbruch jener Bewegung, zu welcher sie freilich auch mitgewirkt hatten, und deren Anzeichen bei dieser letzten Versammlung sichtbar genug wurden, wäre es auch nur in dem tumultuarischen Auftreten des Fürsten von Canino, des ersten Anregers der Gelehrtencongresse und den heftigen Declamationen des nachmals oftgenannten Daniele Manin.

Die neuen ungünstigen Verhältnisse, ungünstig für die Wissenschaft, in deren Lebensmark man mit ungeschickter Hand hineinschnitt, ungünstig für die Stadt, deren Blüte abhängig ist von der Blüte der Hochschule, mußten auch Rosini berühren. Aber er war, wie gesagt, ein alter Mann; seine Thätigkeit an der Universität war nur noch eine beschränkte, und wenn seine geistige Lebendigkeit dieselbe blieb, so wirkten doch begreiflicherweise äußere Anlässe in minderm Grade auf ihn als auf jüngere. Er begann in diesen Jahren seine Denkwürdigkeiten, von denen er ein Fragment drucken ließ, in Form einer Besprechung des Briefwechsels Cesarotti's und des Monti'schen. Im Eingange gegenwärtiger Charakteristik geschah dessen Erwähnung. Zu sehr im Conversationston gehalten, reich an Anspielungen und Beziehungen wie seine mündliche Unterredung, welcher indeß das Geschriebene nothwendig nachstehen mußte, weil eben der leichte Fluß der Rede und die Lebendigkeit des Blicks sowie die mannichfache Inflexion der natürlichen und unterhaltenden Uebergänge fehlte, läßt dieser Anfang doch bedauern daß er Fragment geblieben, durfte man auch, nach der ganzen Anlage, kein Gegenstück zum Leben Alfieri's

Digitized by Google

erwarten. Er legte nämlich, wie sich schon aus der gegenwärtigen Schilderung ergibt, literarischen Kleinigkeiten, um nicht zu sagen Miseren, viel zu große Wichtigkeit bei und kam zu gern auf längst vergessenen und an sich unbedeutenden literarischen Anekdotenkram mit tausend Eifersüchteleien und frondirenden Ansprüchen und lästigen Berufungen auf gedruckte und mündliche Zeugnisse zurück, als daß es ihm möglich gewesen wäre, Memoiren im höhern Sinne zu schreiben. Er dichtete damals die schon erwähnten Terzinen an Tenerani, vielleicht die beste seiner Poesien nach gewichtigem Inhalt und schöner gedrängter geschlossener Form, wenngleich die Wirkung vielleicht durch den Umstand beeinträchtigt wird, daß nur dem in die neuere Literargeschichte Eingeweihten das Verständniß leicht ist. Er unterwarf frühere Arbeiten, so seine eben erst vollendete „Geschichte der Malerei", nochmaliger Durchsicht, und übersetzte kurz vor seinem Tode Michel Beer's „Struensee" in italienische Verse. Musikalische Zwecke, zur Benutzung der Meyerbeer'schen Compositionen, scheinen den ersten Anlaß gegeben zu haben; doch ist es immer ein seltsamer Umstand, daß ein Altmeister italienischer Literatur, erklärter Gegner der Freiheiten englisch-deutscher Dramatik, mit der Uebertragung eines deutschen Schauspiels seine lange Laufbahn beschließen mußte.

Bis zum Ende dieser Laufbahn lebte seine Liebe zur Kunst, für die er unausgesetzt thätig war. Er hatte, wie gesagt, die Geschichte der italienischen Malerei bis zur neuern Zeit dargestellt. Er hatte Canova's Leben geschrieben, und wenn er den Künstler zu hoch stellte, so erwies er dem edeln unabhängigen Charakter gebührende Ehre, indem er in seiner Darstellung klar zu machen sich bestrebte, daß die Trefflichkeit der Kunst in nothwendigem Zusammenhange steht mit der Tüchtigkeit der Gesinnung und der Güte des Herzens. Er hatte nicht nur die Aufmerksamkeit auf die lange ver-

nachläſſigten Fresken des Camposanto gelenkt, ſondern ſich auch als Vorſitzender der Kunſtſchule um die Erhaltung dieſes wundervollen Denkmals mittelalterlicher Kunſt ſehr verdient gemacht. Er hatte nach und nach eine gewählte und nicht unbedeutende Sammlung von Werken der Malerei und Sculptur gebildet, und blieb ſo in lebendiger häuslicher Wechſelbeziehung zur Kunſt, deren Denkmale er auf den zahlreichen Wanderungen ſeiner vorgerücktern Jahre wiederholt beſichtigte. Er wollte endlich noch der Stadt, in welcher er ein halbes Jahrhundert lang lebte und wirkte, ein Kennzeichen ſeiner Liebe hinterlaſſen, durch die Herſtellung jener der Mitte des 12. Jahrhunderts gehörenden Kirche zum Heiligen Grabe, welche dem Architekten des Baptiſteriums, Diotiſalvi, zugeſchrieben wird; ein Monument der alten Größe und Gloria Piſas, inſofern es der Theilnahme der berühmten Handelsrepublik an den Kreuzzügen und der Thätigkeit der im Orient geſtifteten chriſtlichen Ritterorden ſeine Entſtehung verdankt. Die Reſtauration dieſes merkwürdigen Achtecks, durch Zeit und Menſchenhände arg beſchädigt, durch Erhöhung des Bodens in der Niederung des Arno bedeutend in ſeiner architektoniſchen Wirkung beeinträchtigt, war großentheils vollendet, als der, welcher ſie veranlaßt und unermüdet dafür geſammelt hatte, die Augen ſchloß.

So war Giovanni Roſini. Ich weiß nicht, ob es mir gelungen iſt, dem Leſer, der dieſen begabten und verdienten Mann nicht gekannt hat, ein anſchauliches Bild von ihm zu geben: eine ſchwierige, wenn nicht unmögliche Aufgabe da bei ihm ſo vieles und ſo in hohem Grade Charakteriſtiſches außerhalb des Kreiſes der Zeugniſſe der literariſchen Thätigkeit lag. Ich habe es verſucht, nach Maßgabe der Kenntniß von ſeinen Schriften, wie nach perſönlicher Bekanntſchaft, die im Sommer 1834 begann und der ich in

Florenz, in Pisa, in Bologna manche genußreiche Stunde verdanke. Wenige besaßen die Gabe belehrender und anregender Unterhaltung in gleichem Grade wie er, und bei dieser Gabe konnte man sich wol gefallen lassen, daß er die Conversation beherrschte. Die Stunden flogen unbemerkt; es war eine bunte Galerie von Menschen und Ereignissen, ein Raritätencabinet von Anekdoten aus dem öffentlichen, dem Schriftsteller-, dem Künstlerleben, geknüpft an ästhetische Anschauungen und Urtheile über Welt und Wissen. Sein häusliches und Privatleben war ein durchaus achtungswerthes und entsprach dem allgemeinen Eindrucke des moralischen Sinnes, den seine Schriften machen, konnte er sich gleich, vielleicht infolge der Jugendeindrücke revolutionärer Zeiten, in denselben nicht emporheben zu jenem höhern Schwunge, zu jener feinern zugleich und tiefern Auffassung der Moral im Bunde mit der Religion, welche namentlich Manzoni's Werke so nachhaltig und wohlthätig wirksam machen. Sein treffliches Herz, welchem seine reizbare Lebendigkeit keinen Abbruch that und das sich im Ausdruck seiner auch im höhern Alter noch schönen Züge, einem Gemisch von Feinheit und Gutmüthigkeit, kund gab, vergaß über dem Reinmenschlichen leicht die Zwistigkeiten des literarischen Lebens, oder, wenn sie nicht vergessen waren, ließ es das Herbe im Umgange schwinden. Seine vielfachen, in der Heimat nicht nur sondern auch im Auslande angeknüpften und treu bewahrten freundschaftlichen Verbindungen geben Zeugniß standhafter Anhänglichkeit. Wie dankbar er den Beschützern und Freunden seiner Jugend war, legen manche literarische Denkmale seiner spätern Jahre an den Tag, wie das Marmorbild, welches er in Padua in der glänzenden Kirche des heiligen Antonius über dem Grabe Melchior Cesarotti's aufstellen ließ, das er ohne Ehrenmal fand, als er einmal nach Padua zurückkehrte, funfzig Jahre nachdem

er zuerſt die Stadt beſucht hatte, in welcher damals die Lehren griechiſcher Weisheit von beredtem Munde floſſen und wo die erſten ſchüchternen Klänge ſeiner Leier bei dem verehrten Altmeiſter ermunternde Aufnahme fanden.

Roſini verſchied in den Morgenſtunden des 16. Mai 1855, 79 Jahre alt, nach kurzer Krankheit, welche die Thätigkeit ſeines Geiſtes nicht zu lähmen vermochte. Bis zu ſeinem Ende hatte er den leichten Fluß der Rede wie die Lebendigkeit des Blicks und des beweglichen Mienenſpiels bewahrt. Allgemein war um ihn die Trauer, denn ſein Herz war nicht berührt worden von dem Froſt des Alters, und man empfand nur zu wohl, daß in ihm eine der letzten Illuſtrationen der nur dem Namen nach gebliebenen Hochſchule dahinging. Die Stadt gewährte ihm, der ſich um ihr Campoſanto mehr denn einer der Neuern verdient gemacht, die letzte Ruheſtätte in den majeſtätiſchen Hallen des Gebäudes, des Denkmals von Piſas großen Zeiten in Politik, Krieg, Handel und Kunſt, jener Zeiten, deren gewaltigen Contraſt mit der Gegenwart man am lebendigſten empfindet, wenn man auf dem weiten lautloſen Platze ſteht, der die vier glänzenden Werke der glänzenden Epoche der Baukunſt zu einer in ihrer Art einzigen Gruppe vereinigt.

Anmerkung.

Die bibliographiſche Aufzählung von Giovanni Roſini's Schriften würde zu weit führen, und kann nicht in der Abſicht des gegenwärtigen biographiſch-literariſchen Verſuchs liegen. Als Anhang zu demſelben mögen einige gedrängte Notizen genügen, welche auf keinerlei Vollſtändigkeit Anſpruch machen. Ein Verzeichniß iſt übrigens, ſoviel mir bekannt, ebenſo wenig erſchienen, wie eine eigentliche Biographie Roſini's. Denn als ſolche kann die gehaltvolle und von Wärme des Affects belebte Gedächtnißrede nicht gelten, welche Profeſſor Michele Ferrucci am 11. Nov. 1855 bei der Eröffnung der Vorleſungen an der piſaner Hochſchule hielt, wo man ſo oft die Stimme deſſen vernommen, den er jetzt feierte („Elogio del Cav. Prof. Giovanni Rosini", Piſa 1856), und es bleibt den Landsleuten des verdienten Mannes noch vorbehalten, ihm ein würdiges Schriftdenkmal zu ſetzen.

Im Jahre 1794, als er 18 Jahre zählte, erſchien ſein erſtes poetiſches Product, eine Ode an Angelo Mazza, den heute ziemlich vergeſſenen lyriſchen und didaskaliſchen Dichter (geboren zu Parma 1741, geſtorben 1817), den man mit Unrecht in modernen Literaturgeſchichten, wie in der Maffei'ſchen, ausgelaſſen findet und deſſen Leben von dem verdienten und liebenswürdigen Angelo Pezzana in den „Scrittori Parmigiani" geſchrieben ward. Zwei Jahre ſpäter erſchienen ſeine Dichtungen „La Poesia", „La Musica" und „La Danza". Im Jahre 1798 begann er ſich der Herausgabe der Werke Melchior Ceſarotti's (geboren zu Padua 1730, geſtorben 1808) zu widmen, welche 42 Bände füllen, die zuerſt unter der obern Aufſicht des Verfaſſers, dann unter der ſeines

Schülers und Freundes, des berühmten Kanzelredners Abate Giuſeppe Barbieri, erſchienen. Ceſarotti's „Saggio sulla filosofia delle lingue e del gusto" wurde einzeln (Piſa 1800) gedruckt. Im Jahre 1807 erſchien die akademiſche Antrittsrede: „Della necessità di scrivere nella propria lingua" (wieder abgedruckt in Bd. IV der „Geſammelten Schriften", welcher die „Prose sulla lingua" enthält), von deren Wirkung in weitern Kreiſen oben die Rede geweſen iſt; im Jahre 1810 die „Lettere pittoriche sul Campo Santo", dem damals vielgenannten Dichter und Kunſtkenner Giov. Gherardo de Roſſi gewidmet und in der „Descrizione delle pitture del Campo Santo" (Piſa 1816) theilweiſe wieder aufgenommen. Im nämlichen Jahre erſchien das Preisgedicht „Le nozze di Giove e di Latona" und die nicht glückliche noch correcte Ausgabe eines Tractats des 13. Jahrhunderts: „Introduzione alle virtù" (Florenz 1810), gewöhnlich dem Toscaner Bono Giamboni (von ungefähr 1240—95) zugeſchrieben und mit deſſen „Trattati morali" von Francesco Taſſi (Florenz 1836; vgl. Gamba's „Serie dei testi di lingua", Nr. 584) und von Vinc. Nannucci in dem „Manuale della letteratura del primo seculo della lingua italiana (zweite Ausgabe, Florenz 1858) gedruckt. Im Jahre 1813 veranſtaltete er eine Auswahl der Schriften Luigi Cerretti's (geſtorben 1808), deſſen in Mailand gehaltene Vorträge über die Beredſamkeit einſt einen gewiſſen Ruf hatten.

Das „Elogio di Teresa Pelli Fabbroni" (Piſa 1814 und in den „Opere") eröffnete die Reihe der kleinern biographiſchen Arbeiten, welche zu verſchiedenen Zeiten entſtanden und ſo einzeln wie zum Theil in den „Opere" gedruckt wurden. Dazu gehören die des Andrea Vaccà-Berlinghieri und Ippolito Pindemonte (Opere, Bd. III), der „Saggio sulla vita e sulle opere di Antonio Canova" (Piſa 1826), die „Biografia di Giuliano Frullani" (1837), die Gedächtnißrede auf Giuſeppe Antinori („Prolusione alle lezioni di eloquenza italiana", 1841), die „Biografia di Gaetano Mecherini" (1843), beide in Bd. IX der „Opere", die „Biografia del Prof. Pietro Obici" (1851) und die des Mſgr. Angelo Fabroni (1852), beide in den „Annali delle Università Toscana", Bd. II u. III, enthalten. Die Gedächtnißrede auf Galilei („Per l'inaugurazione solenne

della statua del Galileo, orazione detta al Congresso degli scienziati Italiani [a Pisa] il 2 Ottobre 1839) wurde zuerſt einzeln gedruckt, dann in Bd. IX der „Opere", welcher auch enthält die „Descrizione della Tribuna inalzata da S. A. I. e R. il Granduca Leopoldo II di Toscana alla memoria del Galileo", zuerſt einzeln (Florenz 1841) mit 15 Kupfertafeln.

Der Streit mit Monti begann nach dem Erſcheinen von deſſen vielbeſprochener „Proposta di alcune correzioni ed aggiunte al Vocabuario della Crusca" (Mailand 1817—24), wovon in dem Aufſatz: „Zur Geſchichte der Akademie der Crusca" („Beiträge zur italieniſchen Geſchichte", VI, 171, 228) die Rede geweſen iſt. Roſini's Antwort in den „Lettere sulla lingua italiana" erſchien Piſa 1818 und dann in Bd. IV der „Opere". „A suo tempo risponderò", ſchrieb ihm Monti am 30. Aug. 1818, „nè verrò meno all' onestà e alla creanza, di cui voi mi date così bell' esempio." Die Antwort blieb aus. Roſini erwähnte der ganzen Angelegenheit viele Jahre ſpäter, in der Biographie Antinori's (a. a. O., S. 148, 160), indem er hervorhebt, daß Monti an den 8000 Artikeln des Buchſtabens A im Vocabular 52 Ausſtellungen zu machen fand, von denen 9 durch G. B. Niccolini als unbegründet zurückgewieſen wurden. Monti's Ausdrücke über Lami, Salvini, Bandini u. a., in einem Briefe an Trivulzio, ſind gerade nicht geeignet, die Toscaner zu verſöhnen. In Colomb de Batine's fleißiger „Bibliografia Dantesca" (I, 696—698) ſind die aus Anlaß der Monti'ſchen „Proposta" erſchienenen Kritiken und ſonſtigen Schriften verzeichnet, unter denen Niccolini's Unterſuchung über den Antheil des Volks an ſeiner Sprache und Bemerkungen über Monti's Ausſtellungen am Vocabular (in der Lemonnier'ſchen Ausgabe von Niccolini's Werken, Bd. III, wieder abgedruckt) ohne Zweifel das Bedeutendſte ſind.

In den Jahren 1819—20 wurde die Ausgabe von Guicciardini's Geſchichtswerk gedruckt, ſo für den gewöhnlichen Gebrauch wie in Prachtexemplaren, mit zahlreichen Bildniſſen im Umriß. Von allen durch Roſini beſorgten Drucken iſt dieſer der ſorgfältigſte und liegt den ſpäter in Paris, Capolago u. ſ. w. erſchienenen zum Grunde. Von Guicciardini's nachgelaſſenen Schriften gab er die Depeſchen während der ſpaniſchen Botſchaftsreiſe von 1511—12

(„Legazione de Spagna", Pisa 1825) heraus, jedoch nach einer unvollständigen Abschrift. Dieser Band, und die in gegenwärtiger Darstellung erwähnten Briefe G. B. Busini's, die Schriften Donato Giannotti's (welche seitdem in der von F. C. Polidori besorgten Lemonnier'schen Ausgabe correcter erschienen sind) u. a. gehören zu der 26 Bände umfassenden Sammlung, welche eine Art Supplement zu den bekannten mailänder „Classici Italiani" bildet und, wie schon Bartolommeo Gamba in der „Serie dei testi di lingua" (vierte Ausgabe, S. 740), wo deren Verzeichniß enthalten ist, bemerkt, mit dieser häufig den Mangel gehöriger kritischer Revision der Texte theilt, wie es denn selbst so ungewöhnlicher Arbeitskraft, wie die Rosini'sche war, durchaus unmöglich sein mußte, auf die von ihm unternommenen Drucke fremder Werke die erforderliche Sorgfalt zu verwenden.

Nicht lange nach dem Guicciardini begann die Gesammtausgabe von Torquato Tasso's Werken zu erscheinen: „Opere di Torq. Tasso, illustrate dal Prof. Giov. Rosini" (30 Bde., Pisa 1820 fg.), die erste und einzige, welche dieselben in einer gewissen Vollständigkeit gibt, während sie im einzelnen manches zu wünschen läßt, ja hier und da in der Correction des Textes vernachlässigt ist. Zum ersten mal sind hier in 5 Bänden (XIII—XVII, 1825—27) die Briefe zusammengestellt, im fünften die inedirten, grosentheils der von Serassi zum Behuf seiner Biographie angelegten Sammlung entnommen. Aber erst in der von Cesare Guasti veranstalteten Ausgabe („Lettere di T. Tasso", 5 Bde., Florenz 1852—55) haben wir eine vollständige, chronologisch geordnete, kritisch gesichtete Sammlung, welche eine Uebersicht gewährt, die bei der Rosini'schen unmöglich ist. Im ersten Bande (S. XXI—XXXIV) sind die bibliographischen Notizen enthalten. — Die vieljährige Beschäftigung mit Tasso und seinen Schriften veranlaßte den „Saggio sugli amori di Torq. Tasso e sulle cause della sua prigionia" (Pisa 1832), der zu zwei heftigen Federkriegen Anlaß gab. Die eine dieser Fehden führte Rosini mit Celestino Cavedoni, Bibliothekar in Modena, der in der modenesischen „Nuove memorie di religione, di morale e di letteratura" eine Reihe Behauptungen des „Saggio" zu widerlegen suchte, worauf Rosini in den vier „Cavedoniane" (zuerst in dem „Nuovo giornale de' letterati", dann einzeln, Pisa 1834) antwortete. Die zweite führte er mit

dem Marchese Gaetano Capponi zu Florenz, welcher in den Jahren 1838—39 eine Reihe von Briefen und Protesten gegen Rosini drucken ließ, worauf dieser in Briefen an D. Sacchi und in Journalartikeln antwortete. Capponi begann dann (Florenz 1840) den Druck der größern Schrift: „Sulla causa finora ignota delle sventure di T. Tasso", durch seinen 1845 erfolgten Tod unterbrochen, und deren erster Theil als Opus posthumum 1846 vollendet ward. Während so Cavedoni wie Capponi die Wahrheit der (von Rosini wol zu weit ausgesponnenen) Liebesgeschichte in Abrede stellen, nimmt der letztere, welcher Giambatista Manso's Autorschaft bei der „Vita di T. Tasso" (zuerst in Neapel 1619 gedruckt) mit vielen, allerdings zum Theil sehr triftigen Gründen bestreitet, eine Unterhandlung mit der Medicei'schen Familie, zum Zweck des Uebertritts in ihren Dienst, als die Ursache von Tasso's argem Zerwürfniß mit Herzog Alfons an. Der Proceß in Betreff der Tasso-Handschriften des Conte Mariano Alberti, welcher die absolute Falschheit des bedeutendsten Theils derselben erwies, kam Rosini's Gegnern allerdings zu Hülfe. Auf beiden Seiten ist man in dieser Streitsache viel zu weit gegangen, und hat nichts bewiesen, indem man zu viel beweisen wollte. Ein befriedigenderes, aber freilich zum großen Theil ziemlich negatives Resultat ruhiger Untersuchung findet sich in C. Guasti's „Della prigionia di T. Tasso" in Bd. III der angeführten Ausgabe der Briefe. — Das Vorwort der „Cavedoniane" ist charakteristisch genug für Rosini's Streitführung; er fordert den Leser auf, zu urtheilen „se si poteva rispondere con maggiore urbanità, decenza e moderazione ad un attacco ingiusto e sleale", und findet dann keinen Ausdruck des Hohns, den er nicht gegen den Gegner braucht! Es ist ein häßlicher Streit, dessen Gegenstand im Grunde nicht bedeutend genug ist, um eine Literatenzunft jahrelang in Anspruch zu nehmen, und der zum Theil mit unliterarischen Mitteln durchgefochten worden ist. — Nur mit zwei Worten möge hier des Streites gedacht werden, der aus Anlaß der Ugolino-Episode in der „Divina Commedia" bezüglich der Bedeutung des Verses „Poscia più che il dolor potè il digiuno" entstand, an welchem, mit Rosini, Niccolini, Carmignani, Monti, G. Pepi, Scolari u. a. sich betheiligten. Die einzelnen Schriften sind in Colomb de Batine's „Bibliografia Dantesca", I, 737—740, verzeichnet.

Im Jahre 1828 erschien zu Pisa „La Monaca di Monza", in den mailänder Ausgaben meist „La Signora di Monza" genannt. Die letzte vom Verfasser besorgte Ausgabe (Mailand 1853) war die fünfundzwanzigste, deren Vorrede manche Daten zu der immerhin nicht uninteressanten Geschichte des Buchs enthält. „Luisa Strozzi" erschien zu Pisa 1833; „Ugolino della Gherardesca e i Ghibellini di Pisa" in Mailand 1843.

Im Herbste 1838 trat die „Introduzione alla storia della pittura italiana" ans Licht, und somit begann das Erscheinen dieser „Storia della pittura esposta coi monumenti", welche 1854 in 7 Bänden mit 254 großen und 368 kleinern Kupfertafeln vollendet ward, nachdem bereits die zweite minder kostspielige Ausgabe bedeutend vorgeschritten war. Auf Pietro Selvatico's Kritik in der mailänder „Rivista Europea", 1843, Nr. VIII u. IX, antworten die fünf in Bassano (?) und Florenz erschienenen „Lettere Salvatichiane", angeblich von T. Paoli, in der That von Rosini selbst. In der Streitfrage in Betreff des Abendmahls von S. Onofrio, an welcher G. Gargani-Garganetti, P. Selvatico, H. de Garriod, T. Masi (pseudonym), S. Jesi, L. Vitet u. a. sich betheiligten, erschien Rosini's größere Schrift: „Sul Cenacolo di S. Onofrio" (Pisa 1848, mit 4 Kupfertafeln); in Betreff der Autorschaft der Fresken im Carmine: „Sulle pitture di Masaccio nella cappella Brancacci al Carmine di Firenze" (Pisa 1848, mit 1 Kupfertafel), gegen C. Milanesi und C. Pini, die neuesten Herausgeber des Vasari und Verfechter der Gaye'schen Ansicht, welche das berühmte Bild: Die Apostel vor dem Proconsul, Filippino Lippi zutheilt.

Das schöne Gedicht: „Al cavaliere Pietro Tenerani canto di Giov. Rosini pel busto scolpitogli" wurde in Pisa 1850 gedruckt; 1851 die „Cenni di storia contemporanea" oder „Sugli epistolari del Cesarotti e del Monti cenni storici". Die meisten kleinern Schriften, Prosa und Poesie, finden sich wieder abgedruckt in den oftgenannten „Opere", welche 11 Bände füllen und im Jahre 1835 zu erscheinen begannen.

Ein Schuß im Walde 1603.

Von

Dr. Karl von Weber,

Miniſterialrath, Director des Hauptſtaatsarchivs zu Dresden.

Digitized by Google

Ein Schuß im Walde! Wir haben dieſe Bezeichnung gewählt, weil ſie die einzige vollſtändig feſtgeſtellte Thatſache enthält, welche Veranlaſſung zu folgenſchweren Ereigniſſen bot, die vor der unſerigen ſchon ſehr viele andere Federn in Bewegung geſetzt und die verſchiedenartigſte Beurtheilung gefunden haben. Während manche Schriftſteller [1]) es nicht bezweifeln, daß im Jahre 1603 gegen den Kurfürſten von Sachſen, Chriſtian II., wirklich ein Mordanfall ſtattgefunden, und während ſie mehr oder minder beſtimmt auf ausländiſche Anſtiftung hindeuten, bezeichnen andere das Complot lediglich als eine Fabel [2]), und noch andere endlich ſprechen von dem Ereigniß, als von einem in tiefes Dunkel gehüllten. [3]) Wir mußten eben in dieſer großen Verſchiedenheit der Auffaſſung eine genügende Aufforderung ſehen, vor dem Durchleſen zahlreicher und umfänglicher Actenbände nicht zurückzuſchrecken, die, ſoviel wir erſehen, vor uns bei Forſchungen über jene Zeit noch nicht benutzt worden ſind, und in welchen wir daher die Löſung des Räthſels zu finden hoffen durften. Die erſte Einſicht in jene Acten war allerdings wenig geeignet, dieſe Hoffnung zu beſtätigen: ohne alle chronologiſche Ordnung ſind Schriften der verſchiedenſten Art durcheinander gemengt; eine Menge Protokolle über Vernehmungen bieten in ihrer äußern Form Veranlaſſung zu den erheblichſten Ausſtellungen: ſie er-

mangeln des Datums, der Unterschriften, gleichen in ihren vielfach von anderer Hand, als der des Protokollanten, beigefügten Correcturen bloßen Concepten, deren späterer in den Acten sich findenden Reinschrift man allerdings die Mängel des Originals nicht ansehen kann. Je tiefer wir aber eindrangen in das Chaos jener Actenmasse, um so mehr mußten wir uns überzeugen, daß uns einer der denkwürdigsten Criminalfälle jener Zeit vorliege. Denkwürdig als Beleg der ganzen Roheit des Criminalverfahrens, wie es vor drittehalb Jahrhunderten in Deutschland üblich war, denkwürdig als Beweis, wie jene gräßliche Erfindung, die Tortur, den von vorgefaßten Ideen ausgehenden Richter von Irrthum zu Irrthum immer tiefer in ein Labyrinth von Täuschungen führen mußte, denkwürdig aber auch als Beispiel, wie bisweilen an eine ursprünglich ganz unbedeutende Thatsache, eine an sich unerhebliche Handlung, sich die schwersten Folgen knüpfen. Ein Signal, das ein wandernder Gauner seiner Dirne gab, ward Veranlassung zu zahlreichen verwickelten Criminaluntersuchungen, blutigen Hinrichtungen, zur Verfeindung deutscher Fürsten, ja wenig fehlte, daß ein Krieg im Innern Deutschlands darüber ausgebrochen wäre!

Kurfürst Christan I. von Sachsen starb am 25. Sept. 1591 im einunddreißigsten Lebensjahre; sein ältester Sohn und Nachfolger, Christian II., geboren am 23. Sept. 1583, war noch ein unmündiges Kind. Die Vormundschaft übernahmen der Kurfürst Johann Georg von Brandenburg und Herzog Friedrich Wilhelm von Sachsen, ein Sohn des Herzogs Johann Wilhelm von Sachsen-Weimar; der Letztere führte aber nach einem getroffenen Abkommen als „Administrator" die Verwaltung des Landes allein. In diese Zeit fällt der Proceß gegen den Kanzler Crell.[4]) Des Kryptocalvinismus, eigenmächtiger Verände-

rungen in Religionssachen beschuldigt, ward er zum Tode verurtheilt. An dem Tage nach Eröffnung des Urtels, welches diese Strafe aussprach, am 23. Sept. 1601, mit vollendetem achtzehnten Lebensjahre, trat Christian II. die Regierung seiner Lande an. Wenige Wochen darauf, am 9. Oct. 1601, ward Crell auf dem Jüdenhofe zu Dresden enthauptet. Daß der kaum den Knabenjahren entwachsene Christian II., während des Processes gegen Crell, irgendeinen persönlichen Einfluß auf den Gang desselben und das Verfahren gegen den Kanzler geltend gemacht habe, ist nicht anzunehmen. Gleich seiner Mutter, der Kurfürstin Sophie, einer Tochter des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg, einer strenggläubigen Richtung zugethan [5]), war er aber den religiösen Tendenzen, deren Verfolgung man Crell schuld gab, entschieden abgeneigt. Hierin mag ein Grund dafür befunden werden, daß er ungeachtet seiner sonstigen Gutmüthigkeit und Milde, das harte Urtel gegen Crell vollziehen ließ, wol ohne die Thatsachen und Beweise nochmals sorgfältig zu prüfen. Sein riesenmäßiger Körper barg zudem keinen sehr lebhaften Geist; beklagte er doch selbst zuweilen seine wenige Tüchtigkeit zum Regieren.[6]); er selbst würde daher allein auch schwerlich aus dem Wirrsal der verwickelten Criminaluntersuchung die Wahrheit herauszufinden vermocht haben, und unter seinen Umgebungen war wol niemand geneigt, ihn dabei zu unterstützen. Er ließ also gegen Crell der Gerechtigkeit — was man damals so nannte — ihren Lauf!

Anderthalb Jahr waren seit Crell's Tode verflossen. Am 8. April 1603, noch vor Tagesanbruch, zog der Kurfürst im Wagen durch die gräfenhaynicher Heide auf die Auerbalz; der Weg durch das nächtliche Dunkel im einsamen Walde ward durch die Fackeln der ihren Herrn begleitenden Reiter erhellt. Der Zug war an einer Brücke

unſern einer großen Eiche angekommen, da hallte durch den Wald ein Schuß! Hörte man eine Kugel in der Nähe des Kurfürſten pfeifen? Wie nahe bei dem Wagen war, nach der Wahrnehmung des Kurfürſten und ſeiner Begleiter, der Schuß gefallen? Darüber finden wir in den weitläufigen Acten der Unterſuchung, welche dieſer Schuß veranlaßte, durchaus keine Auskunft, wol aber erſehen wir, daß ſofort unter der Begleitung des Kurfürſten der Verdacht entſtand, es ſei auf dieſen geſchoſſen worden. Die Reiter ſprengten mit dem lauten Rufe Holla! Werda! in den Wald nach der Richtung, aus welcher der Schuß gefallen war, um den Schützen zu ermitteln und einzufangen, allein es war niemand zu finden. Der Jagdzug ward unterbrochen, man kehrte nach Gräfenhaynichen zurück, ſendete nach allen Richtungen Leute aus, um dem unbekannten Thäter nachzutrachten, für deſſen Feſtnehmung eine Belohnung von 50 Thlr. ausgeſetzt ward. Dieſe zu verdienen, zogen denn auch drei gräfenhaynicher Bürger aus, welche bei dem Dorfe Jeßnitz einen Bauer auf dem Felde trafen, dem ſie den Mordanſchlag auf den Kurfürſten — denn daß ein ſolcher ſtattgefunden habe, darüber ſtand die Anſicht auch unter den Bewohnern der Umgegend ſchon feſt — mittheilten und befragten, ob er keine verdächtigen Perſonen wahrgenommen habe? Der Bauer konnte ihnen Auskunft geben, er hatte einen Mann von Verdacht erregendem Aeußern, begleitet von einer Frau und einem Knaben, aus dem Walde kommen ſehen. Er beſchrieb die Perſonen und bei Verfolgung der Richtung, welche ſie genommen, trafen die Bürger, denen der Bauer ſich anſchloß, den Mann an; ſie befragten ihn, woher er komme, und da die Antwort „aus Raguhn“ ihnen nicht wahrheitsgemäß erſchien, beſchuldigten ſie ihn, „er ſei der, welcher auf den Kurfürſten geſchoſſen habe“. Er leugnete und als ihn ſeine Verfolger

für ihren Gefangenen erklärten, jeder Widerstand auch, da er unbewaffnet war, vergeblich erschien, so fügte er sich anscheinend, benutzte aber einen günstigen Moment, um zu entspringen. Er flüchtete in einen Sumpf, wohin ihm jene vier zu folgen Bedenken trugen. Sie eilten daher in die nächstgelegenen kursächsischen und anhaltischen Dörfer und boten die Bauern auf, die denn auch sehr zahlreich herbeikamen. Am Nachmittag gelang es, den Flüchtling in der Nähe des anhaltischen Dorfes Bobbe wieder einzufangen; er ward dem dortigen Richter übergeben. Auf die Nachricht von dem Vorgange schrieb der Schösser zu Gräfenhaynichen noch an demselben Tage an den Amtsverwalter zu Dessau und bat, man möge den Gefangenen gegen gewöhnlichen Revers an ihn ausliefern. Der Kanzler zu Dessau, Biedermann, erhielt von der dortigen Behörde den Auftrag, den Arrestaten „nach gewöhnlichem Gerichtsbrauch an die Grenze zu liefern". Als Biedermann sich deshalb nach Bobbe begab, erfuhr er aber, daß sächsische Abgeordnete den Gefangenen bereits vom Richter zu Bobbe abgeholt hatten. Bei einer vorläufigen Befragung am 10. April 1603 vor dem anhaltischen Gericht hatte er sich Michael Heinrich genannt, zugestanden, daß er mehrere Diebstähle verübt und mit andern, unter denen er Hans von Bitterfeld, Hans von Scheuder mit dem bösen Kopfe, Simon aus dem Vogtlande und Martin Hoppe von Arnstadt bezeichnete, zu einer Diebsbande gehört habe; zuletzt sei er mit seiner Zuhälterin und einem Jungen herumgezogen; den Schuß gethan zu haben, leugnete er gar nicht, versicherte aber, er habe ihn blos abgefeuert, „um die Vettel zu benachrichtigen, wo er sei".

Alsbald nach seiner Ablieferung an die sächsische Behörde, ward der Gefangene nach Torgau gebracht und dort ausführlicher befragt. Nach seiner Angabe war er aus

Magdeburg gebürtig, 26 Jahre alt, hatte einen Feldzug in Ungarn mitgemacht, in Magdeburg und an verschiedenen Orten in der Umgegend als Kutscher gedient, sich auch in Brosick, einem Dorfe in Anhalt-Köthen, eine Zeit lang bei seiner Mutter aufgehalten, aber später herumgetrieben und seinen Unterhalt durch Betteln und Stehlen gesucht. Sein wanderndes Leben theilte seit dem December 1602 eine liederliche Dirne, Gertrud Eichart, auch die Große Christine genannt, und seit einigen Wochen hatte sich noch ein elfjähriger Knabe, Hans Böttger, zu ihnen gesellt. Heinrich war an den Tagen vor dem 8. April mit seiner Dirne und dem Knaben in der Gegend von Gräfenhayuichen herumgezogen und hatte die Nacht vom 7. bis 8. April im Walde zugebracht, während die Eichart und der Knabe nach dem Dorfe Zischwitz (Zschiesewitz) im Amte Gräfenhayn gegangen, um dort in einem Bauerhof zu stehlen, dessen Lokalität der Eichart von einem frühern Besuche wohl bekannt war. Die Gauner hatten verabredet, daß wenn die Eichart „zu lange außen bleiben würde, Heinrich einen Schuß thun solle, damit sie wieder zu ihm kommen könne". Heinrich legte sich im Walde nieder, schlief ein, und als er nach einigen Stunden erwachte und glaubte, daß die Eichart nun wol von ihrem Diebsgange wieder in den Wald zurückgekehrt sein werde, ergriff er sein blos mit Pulver und Papier geladenes Feuerrohr und schoß es ab. Unmittelbar nach dem Schusse hörte er „ein Reitergetümmel über der Brücke", er flüchtete weiter in den Wald hinein, sah Fackeln durch die Bäume leuchten, wußte aber nicht, daß der Kurfürst durch den Wald gezogen sei. Er ging nach dem Dorfe Jeßnitz und traf dort die Eichart mit dem Knaben „auf dem Holze sitzend, welche geweint und ihn gescholten, daß er nicht noch einmal geschossen, daß sie es hören können". Kurz vor Judenberg war die Eichart auf den Zug des

Kurfürsten gestoßen: beim Anblick der Reiter versteckte sie die Diebsbeute, die sie in der Nacht gemacht (einen Topf mit Käsen, 7 Ellen Garn, ein halbes Brot und einiges Leinen), nach der Entfernung der Reiter holte sie aber die Sachen wieder und verkaufte sie in Jeßnitz. Hier trennte sich Heinrich von der Eichart und dem Knaben; „die Bettel und der Junge hatten sich gar sachte davongemacht und der Junge das Rohr mit weggetragen".

So lautete Heinrich's an sich offenbar sehr wahrscheinliche Aussage; denen aber genügte sie keineswegs, die von der vorgefaßten Meinung eines Attentats auf den Kurfürsten ausgingen, obwol diese sich doch hätten sagen müssen, daß ein Mörder, der dem Kurfürsten nach dem Leben getrachtet, sich gewiß eine andere Gelegenheit gesucht haben würde, statt im Dunkel der Nacht einen Schuß zu thun, der nur durch einen unerhörten Zufall dem Kurfürsten hätte gefährlich werden können. Unter dem 13. April 1603 erging an den Schösser zu Torgau ein Rescript, Heinrich solle, „wenn er in Güte nicht gestehe, mit scharfer Frage, jedoch ziemlicher Maßen, angegriffen und befragt werden, aus was Ursachen oder wessen Geheiß er nach dem Kurfürsten geschossen, wer ihm Anzeigung gethan, daß der Kurfürst jetzo der Enden wäre, ob er nicht von jemand Geld oder anderes genommen oder ihm sonst versprochen worden, dem Kurfürsten durch einen solchen Schuß Schaden zuzufügen und was sonsten der Sache Nothdurft ferner erfordere".

Am 14. April ward Heinrich diesem Befehle gemäß der Tortur unterworfen. Der Schösser legte ihm dabei die Fragen vor:

1) „Weiln er zuvor bei gütlichem Verhör zu solchem gethanen Schuß sich bekannt, aus was Ursachen oder wessen Geheiß er nach dem Kurfürsten geschossen, wer ihm darzu

Anzeige gethan, daß S. Kurf. Gn. damals zum Gräfenhaynichen sein würden?"

2) „Ob er nicht von jemand Geld oder anderes genommen oder versprochen worden?"

Wir sehen also, daß der Richter, obwol Heinrich geleugnet hatte, daß er nach dem Kurfürsten geschossen habe, doch diesen Umstand schon als einen feststehenden betrachtete. Heinrich gab zuerst an, zwei Bürger aus Gräfenhaynichen, „Wiesenthon und Daniel hätten ihm gesagt, ein sächsischer Edelmann von Reppichen habe ihnen alle Widerwärtigkeit gethan, sie wollten auf ihn schießen, und so habe Wiesenthon auf den Edelmann geschossen. Als ihm aber solche Aussagen vor Lügen vorgehalten und dem Scharfrichter befohlen worden, ihn besser anzugreifen", widerrief er seine Angaben, erklärte, „er habe blos aus Neid jene beschuldigt, weil sie ihm bei seiner Arretirung hart zugesetzet", und gab nun folgende Erzählung, die wir, da sie die Grundlage der ganzen Untersuchung bildet, nach dem Protokolle wörtlich wiedergeben wollen. Er sagte aus:

„Heinrich von Dünaw von Dessau sei den Freitag den 1. April heraus vor Dessau, selbst dritte mit einem Jungen und grausstutzbärtigen Mann, geritten und ihm und seinen bei sich habenden Gesellen begegnet und drei Windhunde bei sich gehabt. Wie er ihn gekannt, hätte er ihn gefragt, wo er hin wollte und ob er Dienst bedürfe, er habe jetzt einen losen Kutscher, könnte gar übel fahren, er dürfte ihn wol wieder annehmen: was das vor Kerl, die bei ihm wären? er geantwortet, es wäre einer ein Schweineißer der ander ein Encke (Knecht, Stalljunge), hätte er ihn zu Dessau heißen zu sich kommen. Wäre er denselben Tag mit seiner Gesellschaft nach Dessau gangen und im Zschackenthal einkehret, wie er aber daselbst auf dem Markt vor 5 Pf. einen Käse gekauft und Käse

und Brot gegeſſen und hinter dem Kirchhofe vor des von Dünaw Haus vorüber gegangen, wäre deſſen kleiner Junge zu ihm herausgelaufen und ihn zu dem Junker erfordert und ihn in ſein klein Stüblein zu ihm gebracht, da er ihn gefraget, wo er ſich ſeit er bei ihm gedient aufgehalten, und er ſehe, daß er gar ein Weltkind worden, es wäre ſchade um ihn, daß er nicht wieder einem vom Adel dienete und geſagt, er wollte ihm wol was zu verrichten vorſchlagen, er müßte aber ein, zwei oder drei Geſellen holen und zu ſich nehmen, auch die Sachen heimlich halten. Es wäre an dem, daß der Kurfürſt zu Sachſen und ſeine Herrſchaft zu Deſſau miteinander nicht wohl ſtünden und inner acht Tagen der Kurfürſt nach Gräfenhaynichen kommen und ein Tag oder zwei allda wol bleiben und auf die Jagd gar früh in die Heide ziehen und förder auf Bitterfeld reiſen, daſelbſt eine Wildbahn anrichten, dann zu Merſeburg kommen und der eine Herzog von Sachſen das Stift einnehmen würde, daß ſie demnach auf den Kurfürſten merken und da er derer Oerter auf die Jagd ziehe, wie er dann bei der Nacht in die Haide kommen würde, ihn erſchießen könnten, und welcher das enden würde, der ſollte 50 Thaler wegen der Fürſten von Anhalt in ſeinem Hauſe bekommen. Darauf er ſeine Geſellen holen müſſen, wäre um 10 Uhr am Tage geweſen und hinten durch einen Thorweg in ſein Haus gegangen. Indeſſen wie er ſie geholt, wäre der Kanzler, welcher ein langer ſtarker Mann und einen ſchwarzen oder bräunlichen geſtutzten Bart, ein ſchwarzes Kleid und einen ſchwarzen Mantel von glattem Zeuge mit ſeidnen Quaſten, auf jeder Seiten zwei, mit ſilbernen Schnuren, desgleichen ein Kanzleiſchreiber, ſo ein ſchwarz ſehmiſch ledern Kleid und einen ſchwarzen Mantel umgehabt, ſowol Hieronimus Diez oder Dieniz genannt, einer von Adel, der ein ganz grünes Kleid von

schlechtem Zeuge und grüne Strümpfe getragen, zu ihm kommen.

Der von Dünaw hätte nur graue tuchene Hosen und leinene Strümpfe angehabt und in Pantoffeln, am Leibe aber nur eine rothe Moderaz von Barchent angehabt, auch zwei Armbänder an der linken Hand, desgleichen etliche Ringe am Finger und eine Uhr oder Seiger am Halse getragen.

Da er sich mit seinen Gesellen sehen lassen, hätte der Kanzler zu ihnen gesagt: Ihr Kerl ihr müßt euch vorsehen, und dieses durchaus weder euern Schwestern noch Brüdern und keinem Menschen auf Erden nicht offenbaren, denn dieses nicht geringe Sachen wären, und da es offenbar, würden ihre Herrschaft und sie in großen Schimpf und Ungelegenheit kommen, hätte ihnen aber zuvor im Gewölbe durch des von Dünaw kleinen Jungen ein halb Brot, einen halben Schweinskopf, Füß und Leber, daß es als eine große Schüssel voll gewesen, zu essen, desgleichen eine Laase mit Bier zu trinken bringen lassen. Wie sie gegessen, hätte der von Dünaw, der Kanzler und Hieronimus Diez oder Dieniz in der Unterstube die Feuster gegen das Gewölbe, darunter sie gegessen hätten, aufgemacht und der Kanzler zu ihnen gesagt: Ihr Brüder, wenn ihr das auf euch nehmen und verrichten wollt, so müßt ihr schwören und ihnen ein klein Brieflein vorgelesen, welches sie nachreden und mit aufgerichteten Fingern schwören müssen, er könnte aber nicht wissen, wie und was er geschworen hätte, denn er es nicht merken oder behalten können. Darauf der von Dünaw einem jeden zwei Thaler zugestellt. Bei seinen zwei Thalern wären zwei Schreckenberger gewesen, und hätte der von Dünaw ihm dazu vor der gehaltenen Mahlzeit ein Pirschrohr gegeben und daß seiner Gesellen einer, welcher einen langen Rock angehabt, solches unter seinem Rock

hinaustragen sollte, daß es niemand sehen möchte, dabei befohlen. Das Rohr wäre gut, treibe eine große Kugel fast wie ein Daumen, und wie sie aus des von Dünaw Haus gegangen, hätten sie sich untereinander gefragt, welcher was behalten oder gemerkt, was er geschworen hätte, und weil keiner nichts davon gewußt, hätten sie sich untereinander selbst ausgelacht, wären wieder in Zschackenthal gegangen und etliche Kannen Bier getrunken, dann jen Mauxdorf in die Schenke gegangen, die Nacht daselbst blieben, hätte sein Gesell Hans von Bitterfeld ein lang altväterisches Rohr um 2 Fl. gekauft. Den andern Tag ins Dorf Görtzig gegangen und alle vier in der Schenke, so dem Melchior von Bodenhausen zuständig, eingekehrt und zwei Nacht daselbst gelegen, jeder 8 Gr. verzehret. Da wäre ein Theriaksmann, Barthel Thiel von Brehna gebürtig, zu ihnen gekommen, hätte Hans Scheuder, sein Gesell, von ihm auch ein langes Rohr gekauft und eine Lederhose und Wamms dafür gegeben. Dann seien sie nach Brehna zu Michel Beckern gegangen und eine Nacht bei ihm gelegen, hätte Martin Hoppe von Michel Beckern auch ein langes Rohr vor 3 Thaler gekauft, darauf alsbald einen dicken Thaler gezahlt, das andere schuldig blieben. In Möhlau hätten sie sich getheilet, er wäre nach Judenberg und Hans von Bitterfeld nach Gräfenhaynichen zu Barthel Beckern gegangen, um eine kurze Wehr, so er alda liegen gehabt, zu holen, hätte aber denselben nicht wieder gesehn. Die andern beiden, als Martin Hoppe und Hans Scheuder, hätten nach Gollwitz sich begeben und mit ihm verlassen, daß sie auf den Kurfürsten warten und wann er in die Heide ziehe, alsdann ihn schießen wollten. Er wäre aber nach Judenberg gegangen, alda er seine Bettel und den Jungen bei einer alten, vorm Dorf wohnenden Frau angetroffen und das Abendbrot mit ihnen gegessen. Wäre

hernach dieſen Abend nach Gränitz in die Schenke, ſowol die Bettel und der Junge mit ihm gegangen und für ein paar Groſchen Bier getrunken: dann wären ſie nach Ziſchwitz gegangen und einen Bauer daſelbſt beſtohlen, der Junge erſtlich ins Haus geſtiegen, die Thüre, daß er und die Bettel hineingehn können, aufgemacht, daraus einen Topf voll Käſe, 1 Brot, 7 Ellen Garn, ein Weiberhemde, ein weißwollenes Mannshemde, zwei Schleier u. ſ. w. aus der Stube geſtohlen u. ſ. w. Seine Bettel und der Junge wären mit ihm bis an Judenberg gegangen, da habe er ſich bei einer großen Eiche am Zaun niedergelegt und ſeinen Geſellen, Hans von Bitterfeld, ſo nach Gräfenhaynichen gegangen und mit ihm verlaſſen, daß er allda an der großen Eiche wieder zu ihm kommen ſollte, erwarten wollen, weil er aber nicht gekommen, habe er alſo unter der Eiche verharrt, bis der Kurfürſt vorübergezogen. Da wäre er aufgeſtanden und eine Ecke fortgegangen, unter einen andern Baum getreten, das Rohr an den Backen gehalten und etwa auf 100 Schritt weit auf den Kurfürſten losgedrückt. Aber das Schloß habe kein Feuer geben wollen, da habe er es wieder geſpannt und den Hahn nur aufs bloße Pulver aufgezogen, wieder auf des Kurfürſten Wagen am Backen gehalten, und wie er alſo fortgegangen und auf den Wagen hineingezielt, habe etwas im Wege gelegen, daran er geſtoßen und alſo das Rohr, ſo mit drei Kugeln geladen geweſen, losgegangen. Er aber ſei alsbald nach Mölau zugegangen, habe gehört, daß Reiter gerannt kommen und gefragt, wer da wäre und wie er früh, als man das Vieh ausgetrieben, nach Mölau gekommen, hätte er in der Schenke eine Kanne Bier getrunken, die Schenkin ihm vermeldet, daß die Bettel nach Jeßnitz gegangen, allda wollte ſie ſeiner warten. Ehe er aber zum Schenken gekommen, wäre er nach Stephan Richter's Scheune gegangen, habe das Rohr in eine Schütte

Stroh verbunden und unter dem Stroh versteckt u. s. w. Er wäre willens gewesen, mit der Bettel und dem Jungen nach Mauxdorf zu gehen, sie dort in der Schenke zu lassen, er aber nach Gräfenhaynichen gehen und seinen Gesellen Hans von Bitterfeld daselbst suchen und wieder nach Mölau gehen und die Büchse allda holen und der andern beiden Gesellen, so ihrem Verlaß nach zu Goldwitz und auf der Haide auf den Kurfürsten ziehen, allda zu Mölau erwarten wollen: was alsdann die Gesellschaft miteinander weiter zu Werk zu richten einig werden mögen, das hätte er ihm auch müssen gefallen lassen."

Das Protokoll besagt allerdings nicht, daß der Richter den Inquisiten in seiner Erzählung unterbrochen, ihm specielle Fragen dabei vorgelegt habe, die Möglichkeit — ja wir möchten behaupten die Wahrscheinlichkeit — ist aber nicht ausgeschlossen, daß dies doch geschehen und daß der Schösser dem Gedächtniß des Inquisiten, wenn er stockte, durch Fragen, vielleicht unter Nennung eines Namens, zu Hülfe gekommen ist. Lassen wir dies aber auch dahingestellt, bleiben wir dabei stehen, daß Heinrich seine Aussagen, ohne daß ihm Thatsachen suppeditirt wurden, erstattet hat, so lag demnach die Anzeige eines gegen das Leben des jungen Kurfürsten im Auslande angezettelten Complots vor, bei dem zwar zunächst der Kanzler zu Dessau, Biedermann, und ein anhaltischer Edelmann, von Thuna, betheiligt erschienen, dessen Fäden aber, nach den Auslassungen, welche Heinrich diesen beiden in den Mund legte, sich noch in weit höhere Regionen verliefen.

Heinrich benannte, wie wir gesehen, als Anstifter des Complots zunächst „Heinrich von Dünaw"; dieser, der Oberstlieutnant von Thüna, aus einem alten, auch in Sachsen begüterten Geschlechte, war ein schon bejahrter Kriegsmann, der nach seinen Angaben, „sich zuerst in den Nieder-

landen unter Don Juan de Auſtria und dem Prinzen von Parma, dem Könige in Spanien, hernach dem Hauſe Lothringen, der Krone Frankreich zum beſten hatte brauchen laſſen, dann gegen die Türken mehrere Feldzüge mitgemacht und bei dem Adminiſtrator von Sachſen, Friedrich Wilhelm, in Gunſt geſtanden hatte". Jetzt, in ſeinen alten Tagen, beſchäftigte er ſich mit der Bewirthſchaftung ſeines bei Deſſau gelegenen Gutes Merzien, und lebte theils dort, theils in Deſſau, wo er ein Haus beſaß. Er war ein bis dahin völlig unbeſcholtener Mann, dies beſtätigen unſere Acten vielfach, und ein Bericht der kurſächſiſchen Hofräthe erkennt es ausdrücklich an. Daß der greiſe Ritter ſich bei politiſchen Fragen oder den religiöſen Streitigkeiten jener Zeit irgend betheiligt oder überhaupt nur daran weſentliches Intereſſe genommen habe, finden wir nicht einmal behauptet.

Der zweite Angeſchuldigte war einer der erſten Beamten Anhalts, der Kanzler Laurentius Biedermann zu Deſſau, welcher mit einer Tochter des berühmten, den Lutheranern aber als Calviniſt verhaßten Rechtsgelehrten Matthäus Weſembeck verheirathet war.[7])

Der Dritte, den Heinrich namentlich bezeichnete, Hieronymus Diez oder Dieniz, bleibt eine, auch in ihrer Exiſtenz myſtiſche, Perſönlichkeit: wir finden blos die Notiz, daß ein Mann dieſes Namens in Deſſau nicht bekannt war, daß aber ein Kriegsmann, Hieronymus von Thüna, ſich zeitweilig bei ſeinem Vetter, Heinrich von Thüna, aufgehalten habe; er kommt weiter nicht in den Acten vor und wir wollen daher von ihm hiermit Abſchied nehmen.

Die erſte Frage bei der Prüfung einer Anklage, durch welche unbeſcholtene und angeſehene Männer im Nachbarſtaate der Anſtiftung eines feigen Meuchelmordes beſchuldigt wurden, mußte natürlich auf die innere Wahrſcheinlichkeit der Beſchuldigung gerichtet ſein. Leider war das Urtheil

einflußreicher Personen in der Umgebung des Kurfürsten, wol des Kurfürsten selbst, völlig getrübt, durch die vorgefaßte Meinung, daß der verhängnißvolle Schuß auf den Kurfürsten gerichtet gewesen. Wir finden diesen in der That jeder haltbaren Unterlage ermangelnden Glauben von Anfang an feststehend: mag Christian II. selbst im ersten Schreck über den Schuß, der unerwartet im nächtlichen Dunkel, im einsamen Walde, in seiner Nähe fiel, die Vermuthung eines Attentats ausgesprochen haben, mag dieser Gedanke bei einem aus seiner Begleitung entstanden sein, der Kurfürst selbst wurde jedenfalls davon ganz fest überzeugt, und daß diese seine Ueberzeugung nach allen Seiten und besonders bei der Leitung der Untersuchung vom wesentlichsten Einfluß war, kann nicht wunder nehmen. Der Kurfürst mag sich wol — wir werden noch Belege dazu liefern — gleich anfänglich sehr entschieden darüber ausgesprochen haben, sodaß keiner der Richter und Beamten es in den vielen uns vorliegenden Schriften, Gutachten und Berichten auch nur gewagt hat, jene erste Voraussetzung, daß das von Heinrich abgeschossene Rohr wirklich auf den Kurfürsten gerichtet gewesen, in Zweifel zu ziehen. War dies aber als eine feststehende Thatsache zu betrachten, so mußte man natürlich weiter forschen, man mußte, da ein Raubanfall gegen den von zahlreichen Bewaffneten umgebenen Kurfürsten undenkbar erschien, nothwendig vermuthen, daß der Mörder nur das Werkzeug anderer gewesen, daß er ein gedungener Bandit sei. Wer mochte aber dann der Anstifter sein? Persönliche Feinde konnte der gutmüthige junge Fürst nicht haben, es würde ihm selbst die Gelegenheit gefehlt haben, sich eine Todfeindschaft zuzuziehen; man mußte also nach andern Motiven suchen.

Mit den benachbarten Fürsten des Hauses Anhalt waren zwar damals außer einigen wenig erheblichen Grenz-

und Jagddifferenzen keine officiellen Streitigkeiten anhängig, allein eine lebhafte Spannung hatte allerdings der Umstand herbeigeführt, daß während man im Kurfürstenthum Sachsen den Calvinismus verfolgte und dem Kanzler Crell den Proceß machte, der Fürst Johann Georg von Anhalt-Dessau seinerseits im Jahre 1596 den Lutherischen Katechismus abgeschafft, statt dessen den Heidelberger und überhaupt die calvinistischen Formen angenommen hatte.[8]) Wie weit religiöser Fanatismus geht, lehrt uns die Geschichte aller Zeiten, die Erbitterung der im Innern der evangelischen Kirche sich streitenden Parteien hatte eben damals, kurz nach der Hinrichtung Crell's, einen sehr hohen Grad erreicht, und wir mögen es zwar beklagenswerth, aber keineswegs wunderbar finden, wenn man in Sachsen der feindlichen calvinistischen Partei selbst einen Mordanschlag gegen den Kurfürsten wohl zutraute, wenn man dem Verdacht Raum geben konnte, daß durch eine Handlung der Blutrache das Blut Crell's habe gesühnt werden sollen. Ein uns vorliegender Bericht spricht dies auch mit klaren Worten aus, indem es darin heißt: „Das Attentat möge wol von etzlichen unruhigen und blutdürstigen Calvinisten herkommen, welche die Rechnung gemacht, wann der fromme Kurfürst aus dem Wege geräumt, daß sie alsdann bessere Gelegenheit haben möchten, in Kurfürstlichen Gnaden Landen wiederum einzunisten, oder daß man damit necem (den Tod) Dr. Crelli an Ihro Kurf. Gnaden, die doch mit dieser Sache nie nichts zu thun gehabt, vindiciren wollen." Wie die Calvinisten sich aber hätten „Rechnung machen können", nach dem Mord des Kurfürsten sich wieder in Sachsen „einzunisten", das hat der Berichterstatter allerdings nicht weiter erläutert; einzusehen, worauf eine solche Hoffnung sich hätte gründen können, vermögen wir unsererseits durchaus nicht, dagegen dürften die Motiven einer falschen Anklage unschwer zu

ergründen sein. Wir haben gesehen, daß Heinrich's erste Angabe über die Veranlassung, weshalb er geschossen, die wir allerdings für die richtige halten, als unwahr betrachtet wurde, daß man ihn durch die Tortur zur Angabe derer, welche ihn zu einem Mordanschlag gedungen, zu zwingen beabsichtigte. Vermochte er nun die Qualen nicht zu ertragen, wollte er seine Leiden beenden, so blieb ihm eben, da der Richter der Wahrheit sein Ohr verschlossen, nichts übrig, als zu lügen, irgendeine Erzählung zu erdichten. Wenn er nun gerade die von ihm benannten Personen als Anstifter bezeichnete, so mag dies darin seinen Grund haben, daß er hoffen mochte, solche Angaben, welche, wie er wol wissen konnte, mit einer bereits vom Richter gefaßten Ansicht übereinstimmten, würden am ehesten Glauben finden, ihm also weitere Torturen ersparen; möglicherweise wählte er aber, da seine ersten Aussagen, mit denen er, wie wir gesehen, einige gräfenhaynicher Bürger beschuldigte, als Lügen betrachtet wurden, die Anhaltiner nur, weil ihm ihre Personen und die Lokalitäten, in welche er seine Fabel versetzte, genau bekannt waren. Wir bemerken hier noch, daß es uns ungewiß bleibt, ob Heinrich, wie nach dem erwähnten Protokolle anzunehmen wäre, wirklich früher bei Heinrich von Thüna gedient hatte (bei seiner frühern Vernehmung hatte er diesen nicht, sondern andere Personen als seine Dienstherren bezeichnet), daß er ferner zwar auch angegeben, er habe bei dem Kanzler Biedermann in Diensten gestanden, dies aber später widerrufen hat. Mag dem sein, wie ihm wolle, jedenfalls konnten ihm, der in der Umgegend von Dessau wohl bekannt war, jene Personen, ihre Lebensweise und Verhältnisse nicht ganz fremd sein, und er hatte, wenn er sie schilderte, weniger zu besorgen, sofort grober Unwahrheiten überwiesen zu werden, (was unmittelbar wieder die Anwendung der Tortur nach sich

gezogen hätte), als wenn er Personen benannt hätte, die ihm ferner standen. Haben wir doch in einem andern Falle gesehen, daß eine Unglückliche, die, der Zauberei beschuldigt, durch die Tortur gezwungen werden sollte, eine Beschreibung des Teufels zu geben, diese von der Person ihres Ehemannes entlehnte! [9]) Warum sollte Heinrich nicht den ersten besten, der ihm einfiel, angegeben haben?

Wir haben hier die Ansicht, zu welcher wir bei unbefangener Prüfung des gesammten uns vorgelegenen Materials gelangt sind, im voraus ausgesprochen, um unsere Leser sofort auf den Standpunkt, den wir für den allein richtigen halten, zu versetzen, es werden sich aber im weitern Verlaufe unserer Erzählung noch zahlreiche Beweise dafür ergeben. Kehren wir jetzt zu der Untersuchung selbst zurück.

Auf die Anzeige des Schössers zu Torgau über die Angaben Heinrich's erfolgte unter dem 16. April 1603 der Befehl, der Gefangene solle wohl verwahrt nach Dresden gebracht werden, und der Schösser zu Dresden ward gleichzeitig angewiesen, ihn anzunehmen und „dermaßen an Händen und Füßen mit guten starken Ketten, auch sonsten am Halse verwahren zu lassen, daß er nicht entkommen oder sich einigen Schaden zufügen möge". Ein Bericht vom 19. April 1603, den der Kurfürst von den Hofräthen über die Sache erforderte, enthält zwar nicht den Ausdruck eines Zweifels darüber, ob Heinrich auch wirklich auf den Kurfürsten geschossen habe, wol aber gerechte Bedenken gegen die Wahrheit seiner, die Anhaltiner beschuldigenden Aussagen, von denen bemerkt wird, „daß sie für so kräftig nicht geachtet werden könnten, daß wider einen unbescholtenen und wider welchen solche böse Vermuthungen zuvor nicht hergangen, etwas zu Recht Beständiges vorgenommen werden könne oder möge, zu geschweigen, daß der Ge-

fangene anfänglich in seinen Aussagen albereit variiret", man müsse daher auch seiner Genossen habhaft zu werden suchen und sehen, ob sie seine Angaben bestätigten. Möglich, daß man zu dieser Zeit in Dresden den Anstifter des Attentats noch in weiterer Ferne als in Dessau suchte, wenigstens deutet eine Aeußerung des sächsischen Gesandten auf dem Reichstage 1603, des Grafen von Mannsfeld, gegen den bairischen Gesandten, deren Wolf („Geschichte Maximilian's I.", II, 177 Anmerkung) gedenkt, darauf hin, daß man damals den Verdacht auf Kurpfalz gerichtet hatte. Wir haben hierüber in den Untersuchungsacten nichts gefunden.

Die nächste Expedition, welche nun vorgenommen wurde, bestand in einer genauen Untersuchung der Scheune zu Mölau, in der Heinrich die Büchse, welche er von Thüna erhalten und mit der er den Schuß gethan haben wollte, nach seiner letzten Angabe (zuerst hatte er erzählt, der Junge, Hans Böttger, habe sein Rohr mitgenommen) versteckt zu haben behauptete: es fand sich nichts, nicht einmal Stroh, in welches er die Waffe hätte verbergen können, war in der Scheune vorhanden oder darin in der letzten Zeit befindlich gewesen. Also eine Lüge! Hauptsächlich galt es aber, der Genossen Heinrich's habhaft zu werden. Es waren dies die „Bettel", wie sie kurzweg in den Acten genannt wird, Gertraud Eichart, ferner der Junge, Hans Böttger, und als eigentliche Mordgesellen Hans von Bitterfeld, Hans Scheuder und Martin Hoppe. Unter dem 30. April 1603 erließ man Steckbriefe und eine Menge Requisitionsschreiben, denen eine Personalbeschreibung jener, wie Heinrich sie geliefert, beigefügt war. Allein bei der Mangelhaftigkeit der damaligen Polizeieinrichtungen und der geringen Bereitwilligkeit, die man bei den Behörden der anhaltiner Lande, wo man gerade jene Individuen zu suchen

hatte, voraussetzte, konnte man sich nicht auf jene Maßregeln beschränken. Man sendete daher noch eine Anzahl „Kundschafter" aus, Polizeigenies, die, ohne durch eine amtliche Stellung dazu verpflichtet zu sein, sich privatim damit beschäftigten, Verbrechern nachzuspüren. So wurden u. a. David Granz aus Gera, Christoph Richter, sonst Grundstoffel genannt, und David Richter besonders „auf Geheimhaltung und daß sie keinen Fleiß sparen wollten", eidlich verpflichtet und ebenso wie der Scharfrichter Kunz Polz abgeschickt, um die Verbrecher aufzusuchen. Der letztere erhielt auch noch vier Patente zugestellt, „Kundschafter auszuschicken". Zur Belebung des Eifers der Emissare ward ihnen 100 Fl. für die „Bettel", 50 Fl. für den Jungen und 150 Fl. für jeden der drei Mordgesellen versprochen. Auch der Förster Eulenhaubt mußte ins Dessauische reisen, um nähere Erkundigung über die dortigen Beschuldigten einzuziehen. Er war der erste, der zurückkam. Ueber Thüna hatte er erfahren, daß er wahrscheinlich am 1. April 1603 in Dessau gewesen, daß es auch möglich sei, daß er an diesem Tage, wie er zu thun pflege, mit zwei Reisigen ausgeritten sei. Der Wirth im Zschackenthale zu Dessau wußte sich Heinrich's und seiner Genossen nicht zu erinnern, allein die Wirthin erzählte, es sei „um Fasten ein Kerl auf einem kleinen braunen Pferdchen bei ihnen eingeritten, mit einem Weibe in einem Rocke mit sammetnen Strichen, und bald darauf seien vier Kerle, deren drei Pirschbüchsen und einer einen Federspieß bei sich gehabt, gekommen, die da zwei Tage aufgelegen hätten". Diese Notizen paßten aber weder der Zeit nach auf Heinrich und seine Gesellen, noch stimmten sie zu dessen Angabe, nach welcher sie ohne Schießwaffen nach Dessau gekommen waren. Dieses Resultat der Erörterungen war daher vielmehr geeignet, Heinrich's Aussagen zu widerlegen, als sie

zu bestätigen. Auch auf die Kleidung des Kanzlers Biedermann erstreckten sich Eulenhaubt's Nachforschungen: er erfuhr, daß derselbe gewöhnlich einen Fuchspelz oder schwarzen Mantel, nicht aber einen Mantel mit seidenen Quasten, in dem ihn Heinrich erscheinen lassen, trage. Der Wirth in Görtzig, wo nach Heinrich's Erzählung Scheuder ein Gewehr von einem Theriakshändler gekauft haben sollte, wollte davon nichts wissen, erzählte aber, „ein Edelmann, zwei Meilen von Görtzig, habe die Mörder gedungen mit Gelde, das er aus Dessau erhalten, wollte aber den Edelmann nicht nennen". Das Gerücht, daß das Attentat von Dessau ausgegangen sei, war sonach bereits, obwol man die Sache sehr geheim gehalten, verlautbart. Außer diesen, offenbar sehr wenig genügenden Notizen brachte Eulenhaubt nur noch die Bestätigung mit, daß der von Heinrich bezeichnete Hans von Bitterfeld und seine Gesellen in der Umgegend von Dessau und den sächsischen Grenzorten als „verwogene blutgierige diebische Gesindlein" bekannt seien. Auch der Scharfrichter Polz kehrte, obwol er seinen Streifzug bis nach Braunschweig erstreckt hatte, ohne Gefangene, nur mit einer Sammlung aller Gerüchte, die man in den Wirthshäusern sich erzählte, zurück.

Glücklicher waren andere der Ausgesendeten. Es gelang am 12. Mai 1603 den von Heinrich bezeichneten Hans von Bitterfeld im Dorfe Doberstau und einige Tage darauf Heinrich's Dirne, Gertraud Eichart, sowie den Knaben Hans Böttger, zu arretiren. Der letztere war, obwol erst 11 Jahr alt, schon ein ausgebildeter Spitzbube. Nachdem er früher mit andern Gaunern herumgezogen, hatte er sich Heinrich und der Eichart, ohne daß ein verwandtschaftliches Verhältniß zwischen ihnen stattfand, angeschlossen, und mit ihnen nach seinen Zugeständnissen mehrere Diebstähle verübt. Erheblich für uns ist nur seine Angabe, daß er dabei gewesen

sein wollte, als Heinrich den Schuß abgefeuert habe, was mit des letztern Aussage, wie wir sie bereits gegeben haben, nicht übereinstimmte. Der Knabe erzählte, „als er und Michel (Heinrich) im Holze beisammen gewesen und seines Behalts zwei Wagen und viel Volks dabei vorübergegangen, habe Michel gesagt, er müsse schießen, damit die Bettel wüßte wo er sei, worauf er das Rohr, so eines Arms lang gewesen und hinten einen Knopf gehabt (also anscheinend eine große Pistole), stracks vor sich hin losgedrückt, welches alsbald Feuer gegeben und losgegangen, sie wären eine Weile stillgestanden, und als etliche Personen hernach gekommen und geschrien hätten, holla! habe sich Michael erst hinter eine Eiche versteckt und sei dann davongelaufen, indem er sein Wamms liegen lassen, als sie aber wegkommen, sei Michel zurückgegangen, habe das Wamms geholt und seien sie beide über Nacht in einem Hölzlein blieben. Am Morgen sei die Gertraud zu ihnen wiederkommen, sie seien miteinander gewandert bis den andern Tag, da Michel gefangen worden. Gertraud habe gesagt: Ach Herr Gott, sie werden hinter was kommen sein, daß sie Micheln anreden, sie wären beide fortgegangen und habe Gertraud die Büchse bei sich behalten."

So wichtig uns diese Aussage erscheint, welche ebenfalls bestätigt, daß Heinrich nicht auf den Kurfürsten geschossen, so hat man doch in der Untersuchung ihr offenbar gar keine Erheblichkeit beigelegt, denn man hat sich nicht einmal bemüht, die Widersprüche zwischen den Aussagen des Knaben und Heinrich's aufzuhellen und festzustellen, wo der Knabe während der Zeit des Schusses gewesen sei. Wir wollen noch über Böttger bemerken, daß er, nach Inhalt des Protokolls, den Vorsatz, sich zu bessern, zu erkennen gab, und daß darauf hin die Schöppen zu Leipzig ein Urtel abfaßten: „Daß er im Gefängniß billig mit Ruthen zu

züchtigen und dann des Gefängnisses auf seine gethane Zusage, daß er sich bessern wolle, zu entledigen sei."

Gertraud Eichart, die bei ihrer Arretirung schwanger war, ohne daß sie den Vater des Kindes anzugeben vermochte, war eine liederliche, dem Betteln und Stehlen seit frühester Kindheit ergebene Dirne. Sie gab an, „sie sei seit ihrem funfzehnten Jahre heut bei einem, morgen bei einem andern, aber bei keinem so lange als bei Heinrich gewesen". Einige Zeit lang war sie mit einem gewissen Volkmar, der immittelst zu Zörbig gerädert worden, herumgezogen. Die Beschuldigung, die Heinrich ihr machte, daß sie bei dem Morde einer Hökin zu Raguhn betheiligt gewesen, leugnete sie bei ihrer ersten Vernehmung ebenso wie jede Wissenschaft um ein Attentat gegen den Kurfürsten, sie gestand aber zu, daß sie einige von den Sachen erhalten habe, welche die Mörder der Hökin dieser geraubt. Das Gewehr, mit welchem Heinrich geschossen, versicherte sie an sich genommen und an einen Kriegsmann für einen halben Thaler verkauft zu haben. Auch ihres Schicksals wollen wir hier kürzlich gedenken. Das eingeholte Urtel erkannte, daß sie nach ihrer Niederkunft der Tortur zu unterwerfen sei. Dies geschah am 5. Oct. 1603 und sie gestand dabei, daß sie bei dem Morde der Hökin zugegen gewesen und derselben selbst einen Schlag mit einer Radehaue gegeben habe. Die ihr auferlegte Todesstrafe durch das Rad ward vom Kurfürsten unter dem 14. Aug. 1604 in den Tod durch das Schwert verwandelt; wegen des Kindes, das sie geboren, bestimmte er zugleich, „es solle in das Spital oder wo sonst dergleichen Kinder auferzogen zu werden pflegten, zur Wartung gebracht werden".

Hans von Bitterfeld, den man ebenfalls eingefangen hatte, hieß eigentlich Hans Menzel. Er war aus Bitterfeld, 21 Jahre alt, Schmied von Gewerbe, das er aber nur

wenig betrieben, indem ihm das Herumtreiben und Stehlen beſſer behagte, als die ſchwere Arbeit am Amboß. Bei ſeiner erſten Befragung zu Delitzſch räumte er ſofort eine Menge Diebſtähle ein, ward aber, ſoviel wir erſehen, über ſeine Theilnahme an einem Attentate gegen den Kurfürſten gar nicht befragt. Am 19. Mai 1603 kam er, vom Landknecht und fünf Schützen geleitet, in Dresden an. Hier ward er am 23. Mai, wie das Protokoll beſagt, gütlich über Artikel, die man nach den Ausſagen Heinrich's abgefaßt hatte, und in denen ſonach die Erzählung von dem Complote enthalten war, befragt, und gab dann dabei über die Hauptſache, das Complot, folgende Erzählung:

„Ungefähr vor ſieben Wochen ſei er zu Deſſau neben ſeiner Geſellſchaft geweſen und mit Micheln Heinrich zu Heinrich von Dina früh zwiſchen 8 und 9 Uhr ins Haus gegangen. Dort ſeien ſie in ein Gewölbe geführt worden, darin Schwarzfleiſch und kalter Braten ihnen gegeben worden und Zerbſter Bier in einer Laſe, davon ſie Räuſche bekommen. Wie ſie ein paar Stunden darin geſeſſen, hätte der von Dina ihn und ſeine Geſellen aus dem Gewölbe in die Stube erfordert, darin noch andere drei Perſonen geweſen, und wie er dafür halte, habe Michael Heinrich den Anſchlag allbereit gewußt und hätte er Dina, neben den andern, angeſprochen, ſie ſollten dahin trachten, wie ſie den Kurfürſten zu Sachſen erſchießen möchten, denn ſein Herr und der Kurfürſt ſtünden nicht wohl miteinander, und wenn ſie ſolches vollbracht, ſollte jedem 50 Fl. gegeben werden, die ſie von ihm, Dina, bekommen ſollten. Darauf ſie einen leiblichen Eid geleiſtet, welchen ihnen der Kanzler, wie ihn ſeine Geſellen genannt, vorgeleſen, des ungefähren Inhalts, ſie ſollten ſchwören, ſo wahr Gott lebte, daß ſie dieſe That vollbringen und keinem Menſchen etwas davon ſagen wollten. Der Kanzler, wie ihn ſeine

Gesellen genannt, habe einen bräunlichen Bart und seines Bedünkens einen schwarzen langen Mantel umgehabt, die dritte Person wäre ohne Mantel gegangen und gesehen, wie ein Hofmann, habe seines Bedünkens einen gelben Leib und weite Hosen angehabt, wäre ein junger Mann; der vierte wäre ein ziemlicher Mann gewesen und gegangen wie ein Hofmann u. s. w. Dina habe Michael Heinrich eine Büchse gegeben, wie ein Carabiner, und dabei angezeigt, sie wäre gut und versagte nicht."

Wir sehen, in der Hauptsache stimmten demnach Menzel's gütlich, d. h. ohne Anwendung der Tortur, erstattete Aussagen mit denen Heinrich's bei der Tortur überein, wer aber diesem Umstande erhebliches Gewicht beilegen wollte, dem müssen wir einhalten, daß der Richter, der von der Ueberzeugung ausging, in Menzel einen der Hauptcomplicen vor sich zu sehen, gewiß nicht ermangelt haben wird, demselben bemerklich zu machen, was ihm bevorstehe, wenn er dem Gericht die unnöthige Mühe mache, verneinende Antworten auf die ihm vorgelegten Fragen zu protokolliren. Menzel war übrigens auch eines Raubmords beschuldigt, dessen er auch später überwiesen ward, und er mochte sich im Bewußtsein dieses Verbrechens und der gegen ihn vorliegenden Beweismittel wol schon bei dem ersten Verhöre in Dresden sagen, daß ihm die Todesstrafe drohe und daß es daher für sein Schicksal gleichgültig sei, ob er die Theilnahme an dem Complote gegen den Kurfürsten zugestehe, während er beim Leugnen außerdem noch der Tortur nicht entgehen konnte. Wenigstens soll er, wie wir noch sehen werden, diesen Grund für sein Zugeständniß selbst angegeben haben. Er machte zwar bei einer spätern Vernehmung den Versuch, seine Geständnisse zurückzunehmen, „da ihm aber", wie es in den Acten heißt, „seine Aussage wieder vorgelesen worden, hat er solches alles wieder be-

kannt, ſagt auch, er wolle ſolches alles, was er geſagt, dem Kanzler und andern unter Geſicht ſagen und wolle darauf leben und ſterben, iſt darauf communicirt und mit dem Heiligen Abendmahl verſehen worden".

Tags darauf, am 24. Mai 1603, ward auch Heinrich wieder einem Verhör, ohne Anwendung der Tortur, unterworfen, wobei er denn jetzt angab, Thüna habe ihn ſchon vor Weihnachten 1602 in Morzin in der Schenke getroffen und ihn mit den Worten „er ſehe ſchon, was er für ein Geſell ſei", aufgefordert, nach Deſſau zu ihm zu kommen, „er wolle ihm eine Sache offenbaren, dadurch er zu einem Stück Brot kommen ſolle". Vierzehn Tage darauf habe ihm Thüna in Deſſau den Anſchlag eröffnet und ihn aufgefordert, „einige Geſellen zu ſich zu nehmen". Hierauf ſei er dann, wie er früher ausgeſagt, mit ſeinen Geſellen nach Deſſau gegangen; während ſie bei Thüna geweſen, ſei noch ein ihm Unbekannter gekommen, der ein „Herr" geweſen ſein müſſe, wie er daraus, daß man das „Handcredenzen gegen ihn gebraucht", entnommen; dieſer Herr, der „nicht ſtadtliche bräunliche Kleidung mit einer dreifachen Kette am Halſe und unter den Gürtel geſteckt", getragen, habe gefragt, „was machen die Kerle da; Thüna habe geantwortet, ſie hätten ihm einen Graben im Garten gegraben, er lohne ſie ab und habe dabei jenen auf den Fuß getreten, ſodaß er zurückgewichen". In dem Herrn mit der goldenen Kette, den Thüna, um ihm ein Zeichen zu geben, auf den Fuß getreten haben ſollte, ward alſo ein neuer Mitwiſſer um das Complot bezeichnet, über den wir aber etwas Weiteres nicht erfahren. Als Heinrich dann nochmals nach der Büchſe befragt ward, die er von Thüna erhalten haben wollte, änderte er abermals ſeine Ausſage, indem er nun verſicherte, es ſei ihm von jener Büchſe, „als er ſich zu Raguhn mit zwei Mühlknechten geſchmiſſen,

Digitized by Google

der Hahn mit einer Zimmeraxt abgeschlagen worden, er habe sie daher zu Mölau in des Schenkens Sohns Kaspar Richter Hofe in einem Holzhaufen versteckt, die Büchse aber, mit der er auf den Kurfürsten geschossen, habe er vom Wirth im Zschackenthal für einen Thaler gekauft."

Abermaliges Nachsuchen nach dem Gewehr an dem jetzt bezeichneten Orte war ebenso vergeblich, wie die frühern Nachforschungen. Auch in einer Eiche bei Mölau, wo sie Heinrich, als er anderweit deshalb befragt ward, nun versteckt haben wollte, fand sie sich nicht.

Der Kurfürst, der unausgesetzt Nachricht über den Gang der Untersuchung erhielt, glaubte nun, es sei an der Zeit, ein Gutachten über das fernere Verfahren einzuholen. Er erließ daher unter dem 1. Juni 1603 an den Kanzler von Pöllnitz und mehrere Glieder der Ritterschaft (von Einsiedel, von Brandenstein, Oberst Pflugk, Hans von Wolfersdorf, Heinrich von Schönberg, Rudolf von Bünau, Hans Wolf von Schönberg) ein Rescript, dessen Einleitung in der That Theilnahme mit dem gutmüthigen Fürsten erregt, der in dem traurigen Irrthum befangen war, daß er, der sich doch bewußt war, keinen Grund zum Hasse gegeben zu haben, einem Mordanschlage habe zum Opfer dienen sollen. Es heißt darin: „obwol J. Kurf. Gn. von Zeit an Ihrer angenommenen kurfürstlichen Regierung biß hierher, Sich gegen menniglich mit Administrirunge der heilsamen Justitia und sonsten dermmaßen erzeigt, daß J. Kurf. Gn. solches wol zu verantworten getrauen, auch niemand hierüber sich zu beschweren Ursach haben sollte, sei doch auf J. Kurf. Gn. geschossen worden u. s. w. Ihre Kurf. Gn. seien der gnedigsten Zuversicht, die Erforderten würden nicht allein dießfalls mit J. Kurf. Gn. ein underthänigst Mitleid tragen, sondern auch irem begabten Verstand nach, in dieser schweren wichtigen und weitaussehenden Sache, ihr treuherzig wolmeinend Be-

denken eröffnen und anzeigen." Die Commission beschleunigte ihre Berathungen und gab schon am 3. Juni ihr Gutachten dahin ab, „da die beiden (Heinrich und Menzel) leichtfertige und lose Gesellen seien, müsse man trachten, der übrigen conjurirten Personen habhaft zu werden, weil jener beiden Aussage wider die Beschuldigten (Anhaltiner), die sonst unbescholten und bei fürnehmen Amte seien, Beweisung nicht mache, die Sache möge thunlichst in der Stille gehalten werden und möchten die Anhaltiner durch ihre Obrigkeit aufgefordert werden, unter sicherm Geleit nach Dresden zu kommen und sich zu verantworten".

Auch hier also kein Zweifel über die erste Frage, ob denn überhaupt ein Attentat stattgehabt habe?

Von den „conjurirten Personen", deren der Bericht gedenkt, hatte man, wie wir sehen, zweier, nämlich Hans Scheuder's und Martin Hoppe's noch nicht habhaft werden können. Es wurden denn nun nach ihnen wieder vier Kundschafter ausgesendet, von denen zwei „wie Soldaten gingen". Die andern beiden, die „zu dieser Sache am verschlagensten zu gebrauchen", wurden vom Schösser zu Torgau „mit andern Kleidern, daß sie sobald nicht zu erkennen sein konnten", versehen. Hiermit war dem ersten Theile des Gutachtens Genüge geschehen, was aber den Vorschlag wegen der Anhaltiner betraf, so glaubte der Kurfürst, zunächst den Rath des Reichsoberhaupts einholen und sich dessen Einverständnisses vergewissern zu müssen. Er sendete daher unter dem 6. Juni 1603 Dr. Joh. Georg Gödelmann, einen vertrauten Rath, der schon vielfach bei geheimen und verwickelten Verhandlungen sein Talent bewährt hatte, an den Kaiser Rudolf nach Prag ab, um unter Darlegung des Sachverhältnisses, das kaiserliche Gutachten zu erbitten, „ob bei Anhalt um Stellung der angedeuteten Personen anzusuchen oder was sonst diesfalls fürzunehmen sein sollte"?

Der Kaiser berieth sich mit seinen Räthen und übersendete d. d. Prag den 7. Aug. 1603 seine „Meinung" dem Kurfürsten. Sie ging dahin: „Wenn die Gefangenen bei der Tortur auf ihren Aussagen verblieben, möge der Kurfürst an den Fürsten von Anhalt ein Schreiben gelangen lassen, das Factum pure erzählen und nach Beschaffenheit der Sache begehren, er wolle solches bemeldeten seinen Dienern insinuiren und sie dahin halten, daß sie zu Rettung ihrer Ehre auf ein frei sicher Geleit sich stellen sollten, damit sie mit den Verhafteten confrontirt und ihre purgatoria einwenden könnten."

Der Vorschlag des Kaisers, die Gefangenen, und zwar Heinrich zum zweiten male, der Tortur zu unterwerfen, entsprach ebenso sehr dem Geiste des damaligen Criminalverfahrens, wie den Ansichten einflußreicher Männer in der Umgebung des Kurfürsten, die überzeugt waren, man sei noch gar nicht am Ende der Entdeckungen; schon am 15. Aug. 1603 wurden daher Menzel und Heinrich auf die Folter gebracht. Ersterer, der sonach vergeblich sich bemüht hatte, durch Einräumung alles dessen, was man von ihm zu hören wünschte, sich den Qualen der Tortur zu entziehen, wiederholte mit unwesentlichen Modificationen seine frühern Angaben, gestand aber auch den Mord, dessen Verdacht auf ihm lastete. Er hatte mit einem andern, der bereits seine Strafe erlitten, einen Wanderer beraubt, erschlagen und den Körper in einen Sumpf geworfen. Die Thatsache selbst war schon früher constatirt worden.

Heinrich war inmittelst erkrankt, und ein Rescript vom 31. Juli 1603 hatte verordnet, „er solle in ein bequem Losament gebracht, ihm die Fesseln etlichermaßen laxirt, er mit aller Speise, Trank und Arznei versorgt und soviel möglich zur Gesundheit gebracht werden". Bei einer Befragung am 13. Aug. 1603 hatte er angegeben, Simon

von Halle, auch Schwarzfärber genannt, habe ihm um Michaelis 1602 zu Bernburg mitgetheilt, „Dr. Crell's Freundschaft zu Dessau habe ihm 200 Thlr. zugesagt, auch darauf 50 Thlr. zugestellt, daß er den Kurfürsten erschießen solle". Jetzt unter den Martern der Folter am 15. Aug., entsprach er der Erwartung neuer Enthüllungen vollständig. Das Complot gewann durch seine Aussagen eine immer größere Ausdehnung. Er erzählte, Thüna habe ihn, Martin Hoppen, Hans Scheuder und Simon von Halle bereits im Herbste des Jahres 1602 auf Jobst Schelling's zu Kalbe Hochzeit angeredet, ob sie den Kurfürsten erschießen wollten, ihnen auch, als sie es versprochen, den Eid abgenommen und Simon von Halle, auch Schwarzfärber genannt, 50 Thaler gegeben. Sie wären dann ihrer 18 zum Michaelismarkt in Leipzig zusammengekommen und hätten bei einem Bäcker vor dem Grimmaischen Thore, in einem Garten an einem Brunnen, dem Schwarzfärber nochmals einen Eid leisten müssen. Dies waren also neue Thatsachen, die den spätern Verhandlungen in Dessau, deren er schon gedacht hatte, vorhergegangen sein sollten. Er fügte noch hinzu, die Gesellschaft, welche den Kurfürsten erschießen sollen, habe aus 22 Personen bestanden, die er gleichzeitig benannte; sie hielten sich im Anhaltischen, bei Eisleben, um Köthen und Kalbe auf. Daneben versicherte er jetzt, er habe die Büchse, welche ihm Thüna übergeben, an einen Bauer in dem Dorfe Grena bei Bernburg, Namens Hans Grobbe, verkauft. Also wieder eine neue Variante!

So unwahrscheinlich die Erzählung von den 22 gedungenen und verschworenen Mördern klang, sie fand doch Glauben, zwar nicht beim Schösser zu Dresden, welcher bemerkte, Heinrich variire doch zu viel, wol aber beim Kurfürsten und anscheinend auch beim Kaiser, dem die Entdeckung sofort mit der Bitte mitgetheilt ward, sich zu er-

klären, ob es nunmehr bei vorigem Bedenken beruhen ſolle, oder ob er etwas anderes befehlen wolle. Die Antwort des Kaiſers ging dahin, der Kurfürſt „möge nur den böſen Geſellen nachtrachten und bei Anhalt um ſtille Einziehung und Einlieferung der im Anhaltiſchen ſich Aufhaltenden antragen, im übrigen bewende es bei der frühern Meinung".

Immittelſt waren die ausgeſendeten Kundſchafter nicht unthätig geweſen. Schon im Juli ging von dem „leipziger Kundſchafter", der als beſonders geſchickt gerühmt wird, die Anzeige ein, er habe Hans Scheuder in Köthen, Halle und Merſeburg getroffen, als er aber an letzterm Orte ihm in Gemeinſchaft mit dem Küchenmeiſter nachgetrachtet, ſei er entflohen, in die Saale geſprungen und ihnen hindurchſchwimmend entkommen. Bald darauf ging aber die Anzeige ein, daß die beiden Mordgeſellen, welche von den urſprünglich benannten vieren noch fehlten, Martin Hoppe und Hans Scheuder feſtgenommen worden, letzterer am 24. Juli 1603 in Kalbe, wo er als Knecht bei einem Bürger gedient, was allerdings mit den Angaben des Kundſchafters, der Scheuder als Vagabunden an verſchiedenen Orten getroffen haben wollte, nicht übereinſtimmte. Es ergab ſich auch bald, daß ein Irrthum ſtattgefunden hatte. Der Schöſſer zu Torgau, dem die Gefangenen überliefert worden, ſchreibt, „daß ſie den mit Steckbriefen verfolgten Hans Scheuder und Martin Hobbe weder der Geſtalt noch Anſehen nach gleich ſehen, welches mich uf den Kundſchafter, daß er alſo plump und unvorſichtiger Weiſe zugefahren und die Perſonen der Geſtalt und Kleidung nach nicht recht angeſehen, gefänglich einziehn laſſen, nicht wenig unmuthig macht". Statt aber die Arreſtaten, gegen welche ſonſt kein Verdacht irgendeiner Art vorlag, zu entlaſſen, ſendete er ſie aus dem originellen Grunde, „weil einmal 50 Fl. an Unkoſten für ſie ausgegeben worden", nach Dresden. Hier ſetzte man ſie aber

in Freiheit, ja der eine, Georg Bachmann, ward ſogar ſelbſt unter Zuſicherung von 50 Thlrn. ausgeſendet, um ſeinen Doppelgänger, den wirklichen „Dicken Martin" (Hoppe), auch „Ledermertten" genannt, für den er gehalten worden war, einzufangen. Allein der dicke Martin wußte ſich ſeinen Verfolgern zu entziehen, und es gelang Bachmann nicht, die Prämie zu verdienen.

Da übrigens nach der letzten Ausſage Heinrich's Leipzig zum Rendezvous für die zahlreiche Mörderbande gedient haben ſollte, ſo wurden dort durch den Schöſſer ebenfalls Erörterungen angeſtellt. Es fand ſich allerdings ein vor dem Grimmaiſchen Thore wohnender Bäcker Reiche, von dem es hieß, daß bisweilen Geſindel bei ihm aufliege, allein die Beſchreibung der Lokalität, wie Heinrich ſie geliefert, paßte ganz und gar nicht: der Bäcker ſelbſt ſtellte alles in Abrede und erklärte, daß er nur den „Schwarzfärber" von Angeſicht kenne, worauf man denn dem Sohne des Bäckers 100 Fl. verſprach, wenn er ihn einfange, was er aber nicht zu bewerkſtelligen vermochte. Dagegen hatten die Maßregeln, die man ergriff, um die übrigen von Heinrich bezeichneten Perſonen feſtzunehmen, insbeſondere allgemeine auf alles herumſtreifende, verdächtige Geſindel veranſtaltete Razzias, das wohlthätige Ergebniß, daß das Land von einer Menge Gauner geſäubert ward. Die Gefängniſſe in Dresden wurden aber bald ſo überfüllt, daß man andere Verbrecher, die dort in Unterſuchung waren, nach dem Hohnſtein, dem Sonnenſtein und nach Auguſtusburg abführen mußte, um nur Raum für die zu gewinnen, welche man für bei dem Complot betheiligt hielt. Wir wollen hier unſere Leſer nicht durch Aufzählung der unſaubern Geſellſchaft, die wir kennen lernen, nicht mit Benennung aller der Gauner, Diebe und Räuber ermüden, die bei dieſer Gelegenheit der Gerechtigkeit anheimfielen, im Gefängniſſe

ſtarben, hingerichtet oder ſonſt beſtraft wurden, ſondern nur einer Perſon gedenken, weil ſie mit dem einen der Hauptverbrecher in naher Verbindung geſtanden hatte. Es war eine achtzehnjährige hübſche Dirne, Maria von Brachſtädt genannt, Menzel's Geliebte. Schon im vierzehnten Jahre von ihrer Stiefmutter aus ihres Vaters Hauſe vertrieben, war ſie ſeitdem „mit böſer Geſellſchaft geweſen", auch in Zörbig bereits mit dem Staupbeſen beſtraft und des Landes verwieſen worden. Sie ward über das Attentat, von dem man keine Wiſſenſchaft bei ihr vorausgeſetzt haben muß, nicht ſpeciell befragt, auch der Tortur nicht unterworfen, kam vielmehr mit einem blauen Auge davon, indem die Schöppen zu Leipzig wegen ihr erkannten: „Weil ſie des Landes verwieſen, ſei ihr mit Ernſt aufzulegen, ſich alsbald daraus wieder zu wenden und bei Strafe des Meineids daſſelbe zu meiden." Es ſcheint übrigens doch, als ob man, da die Angaben Heinrich's über die große Zahl der Verſchworenen nirgends Beſtätigung fanden, im Laufe der Unterſuchung ſich wenigſtens von der Unwahrheit dieſer Ausſage allmählich überzeugt hat, wie wir denn in ſpätern Schriften hauptſächlich die Angabe, daß die bereits genannten vier Perſonen zu dem Mordanſchlag gedungen worden ſeien, der Anklage zu Grunde gelegt finden.

Nach Deſſau war zeither über die Beſchuldigung gegen die dortigen Unterthanen noch keine officielle Mittheilung ergangen, ſo geheim man aber die Sache gehalten, ſo waren doch Gerüchte über den in Dresden entſtandenen Argwohn dahin gedrungen, und der Fürſt Johann Georg wendete ſich daher unter dem 23. Sept. 1603 mit einem Schreiben an den Kurfürſten Chriſtian, worin er unter Bezugnahme auf „das gemeine, nunmehr hin und wieder erſchollene Geſchrei", um Nachricht bat, indem er beifügte, „um nicht gar welche unſerer pflichtsverwandten Unterthanen

und Diener, die ich bisher anders nicht als getreu befunden, unverschuldeter Ding in ungutlich Verdacht ziehen zu lassen". Er erbot sich zugleich zur Mittheilung dessen, was er selbst in Erfahrung bringen werde. Kurfürst Christian bat hierauf in seiner schriftlichen Antwort vom 27. Sept. 1603 um „einen kleinen Verzug" und sendete einige Tage darauf den Hauptmann zu Wittenberg, Hans Heinrich von Schönberg und den Appellationsrath Richter, an den Fürsten nach Dessau mit der Anweisung, bei demselben darauf anzutragen, daß Heinrich von Thüna und der Kanzler Biedermann sich zur Rettung ihrer Ehre unter sicherm Geleit binnen sächsischer Frist (6 Wochen 3 Tage) in Dresden einstellen möchten. Die Abgesandten kamen des Abends in Dessau an, traten in einem Gasthause ab, wurden aber durch wiederholte Aufforderung des Fürsten, der ihre Ankunft erfahren, veranlaßt, ihre Wohnung im Schloß zu nehmen. Tags darauf, am frühen Morgen, hatten sie bei dem Fürsten Audienz, bei der die anhaltischen Räthe von Dohna und von Wuthenau zugegen waren. Der Fürst versicherte auf die Eröffnungen der sächsischen Abgeordneten, die Hauptsache „komme ihm sehr wunderlich und schmerzlich für", erklärte aber, jedenfalls müsse er sich zunächst mit seinen Brüdern berathen. Ohne weitere bestimmte Antwort kehrten die Gesandten nach Dresden zurück; ihnen folgte erst im November 1603 ein fürstliches Schreiben, welches den Antrag des Kurfürsten ablehnte und den Vorschlag enthielt, es solle die Untersuchung gegen die beschuldigten Anhaltiner in Dessau geführt und die Confrontation derselben mit ihren Anklägern im Anhaltischen oder an einem dritten Orte, außerhalb Anhalt und Kursachsen, vorgenommen werden. Zugleich ward um Mittheilung von Abschriften der Aussagen der Ankläger gebeten. Der Kanzler Biedermann wie der Oberstlieutenant von Thüna hatten beide in aus-

führlichen Vorstellungen alles was ihnen schuld gegeben ward, geleugnet, ersterer sich auch erboten, wenn sein Fürst es gestatte, gegen sicheres Geleit nach Dresden zu gehen, um sich zu rechtfertigen.

Der Kurfürst von Sachsen, dem die Vorschläge des Fürsten von Anhalt nicht genehm waren, wendete sich wieder an den Kaiser, als dieser ihm aber das Eingehen auf jene Propositionen anrieth, sendete er abermals Dr. Gödelmann nach Prag, der denn nach langen Verhandlungen endlich den Kaiser bestimmte, an den Fürsten von Anhalt im März 1604 ein Schreiben zu erlassen, mit der Aufforderung, die Beschuldigten zur Confrontation nach Dresden zu senden; dies ward aber von Anhalt mit Bezugnahme darauf, daß man noch nicht einmal die Abschriften der Protokolle erhalten habe, abgelehnt. Weitere weitläufige Verhandlungen, bei denen auch der Kurfürst Joachim Friedrich von Brandenburg, an den der Fürst von Anhalt eine besondere Gesandtschaft deshalb abgesendet hatte, sowie der Markgraf Johann Sigismund von Brandenburg, vermittelnd sich betheiligten, blieben ohne Erfolg; den Antrag, die Confrontation im Brandenburgischen vornehmen zu lassen, wies man von sächsischer Seite zurück, „weil es zu gefährlich sei, die Gefangenen außerhalb Landes zu schicken"; der fernere Vorschlag Anhalts, es sollten Räthe von beiden Theilen nach Torgau gesendet werden, um über die Sache zu verhandeln, ward ebenfalls abgelehnt, „weil Sachsen die Sache an den Kaiser gebracht und zu erwarten habe, was Röm. Kais. Maj. ferner anordnen werde".

Den Gefangenen, Heinrich und Menzel, ward immittelst ihre Haft sehr lästig, es ging die Anzeige ein, daß sie die Wächter mishandelten, daß Heinrich, wenn er in den Hof geführt werde, Menzel anrufe und sich mit ihm rothwälsch unterhalte. Zwei Geistliche, die Diakonen Tobias Rudolph

und Heinrich Mittelstadt erhielten die Aufforderung, ihnen geistlichen Zuspruch zu ertheilen. Als sie aber in einer Anzeige bemerkten, sie hätten Heinrich vorgehalten, „wo ihn sein Gewissen überzeuget, daß er entweder in der gütlichen oder peinlichen Frage der Sache zu wenig oder zu viel gethan, er es anzeigen solle, auch ihn ermahnt, daß er niemand aus Zorn oder dergleichen etwas beschuldige", erging die Bedeutung, daß die Geistlichen sich auf den geistlichen Zuspruch zu beschränken hätten. Eine anderweite Anzeige der beiden Diakonen besagt hierauf, als sie Heinrich wieder besucht, „habe er angefangen zu weinen und mit aufgehobenen Händen gebeten, sie wollten ihn Beichte hören und das Abendmahl des Herrn nicht versagen, er wolle sich mit Gott versöhnen, er habe das Leben verwirkt, es wäre alles wahr, was er in der gütlichen und peinlichen Frage, welche gelinde und gnädig gewesen, gestanden".

Kurfürst Christian legte nun im November 1604 die Sache abermals einer Commission vor, die außer dem Kanzler von Pöllnitz aus acht Rechtsgelehrten, unter denen auch der Ordinarius Wirth, sowie zwei Professoren aus Wittenberg sich befanden, zusammengesetzt ward, um ein Urtel abzufassen. Eine vorherige Vertheidigung der Angeklagten fand nicht statt. Schon nach wenigen Tagen konnte das Erkenntniß publicirt werden. Es ging dahin: „In peinlichen Sachen und dorinnen ervolgten unterschiedlichen, gütlichen und peinlichen Bekentnus, zweyer gefangener, mit Nahmen, Michael Heinrichs von Magdeburgh und Hansen Mentzels von Bitterfeldt, ist uf Belehrung der Rechtsgelahrten, zu Recht erkannt: Dieweil nach dem Kurfürsten von Sachssen, und Burggrafen zu Magdeburg p. Unsern gnedigsten Herrn, als Seine Kurf. Gn. im Monat Aprili deß abgelaufenen 1603ten Jares sich vonn Grafenhainichen auß, des morgens vor tage auf den Birkhanenpalz begeben,

im Holz daſelbſten ein Schuß geſchehen unnd in der darauff alſobalden anbevolener und gehaltener nachforſchung, des andern tages Michael Heinrich im Fürſtenthumb Anhalt angetroffen und derentwegen angeredet, auch darauf, als er ſich in die Flucht begeben, in der Nachvolge ereilet und in Haft gebracht, auch Sr. Kurf. Gn. auf einen Revers überantwortet worden, Hat nun derſelbe hernacher, in Beiſein der Gerichts und anderer perſonen, auch vor Notarien und Zeugen, beides gütlichen und auch in ſcharffer frage, damit er angegriffen worden, öffentlichen ausgeſagt und bekannt, Daß er vorberürten Schuß aus einem Rohr, ſo mit dreyen Kugeln geladen geweſen, nach Sr. Kurf. Gn. vorſezlicher weiſe, inn gemuth und meinung, Dieſelbe dadurch böſslichen zu erſchießen, unnd umbs Leben zu bringen, gethan, und hierzu neben andern Dreyen geſellen, als Hanſen Menzeln, Hanſen Scheudern und Martin Hopfen, mit gelt erkauft worden, auch gelt darauf empfangen und genommen, nach fernern inhalt, deß gefangenen Michael Heinrichs eingeſchickten gutlichen und peinlichen bekentnus.

„Da nun itztgedachter gefangener auf ſeinem gethanen bekentnus vor öffentlichem peinlichen Gerichte freywillig verharren, Oder deſſen ſonſten, wie recht, überwieſen würde, ſo wirdt er wegen ſeines begangenen und bekanten ſchuſſes und dadurch fürgehabten abſcheulichen Mordthat, nach gelegenheit und geſtalt dieſes falls, lebendig in vier ſtücke zerhauen unnd alſo vom Leben zum Todte geſtrafft auch die vier ſtücke an vier unterſchiedene ortte aufgehenget.

„So nun den andern gefangenen, Hanſen Mentzeln von Bitterfeldt anlangt, hat derſelbe in güte und ſcharffer Frage ausgeſaget und bekant, daß er nicht allein viel Deuben an underſchiedlichen örtern begehn und bei Grafenhainichen, einen Mann uf freyer Landſtraſſen ermorden und berauben helffen, ſondern auch umb des erſten gefangenen Michael

Heinrichs gegenn den Kurfürſten zu Sachſen p. unſern gnedigſten Herrn, vorgehabten böſen anſchlag wiſſenſchafft gehabt unnd ſich auch darzu neben iztbemelten Michel Heinrichen, ſowol H. Scheudern und M. Hopfen, die noch inn fluchten gehen, mit gelte beſtellen und erkaufen laſſen, deßgleichen derentwegen gelt empfangen und genommen, darauff auch ein Rohr gekauffet und mit vorerwehnten Michel Heinrichen, obberürten böſen anſchlag, gegen Se. Kurf. G. zu werk zu richten und volnbringen zu helffen ausgegangen, und eß hat ſich in genommener erkundigung befunden, daß vorangeregte mordthat bei Grafenhainichen gewiß und in warheit begangen worden. Nach mehreren innhalt des gefangenen gethaner gutlichen und peinlichen Bekentnus.

„Da nun der gefangene Hans Mentzel auf ſeiner gethanen Bekentnus, vor öffentlichen peinlichen Gerichte freywillig verharren oder deß ſonſten, wie recht, überwieſen würde. So würde er von wegen der bekanten und begangenen Mordthat und wider Se. Kurf. G. bewilligten conspiration und verbindtnus, mit zweyen glüenden Zangengrieffen gerißen und dann mit dem Rade vom Leben zum todt geſtrafft. Alles von Rechtswegen.“

Zur Vollſtreckung des Urtels ward der 29. Jan. 1605 anberaumt und dies ſowol dem Kaiſer, als dem Fürſten von Anthalt eröffnet, letzterm mit dem Antrage, „es möchten Thüna und Biedermann auf den Executionstag nach Dresden geſtellt werden, damit vor der Execution die Beſchuldigung von ihnen angehört und ſie ihre Ablehnung und Verantwortung einwenden könnten“. Zugleich ward für beide ein freies Geleit unter dem 18. Dec. 1604 zu dieſem Behufe ausgefertigt, welches aber unerbrochen von ihnen zurückgeſendet ward. Der Fürſt von Anhalt widerſprach der Hinrichtung als vorzeitig und wiederholte ſein Verlangen, auf Mittheilung der Protokollab-

ſchriften, Thüna und Biedermann aber klagten in Deſſau wegen Verleumdung gegen Heinrich und Menzel (provocatio ex lege diffamati), und es erging an dieſe unter dem 18. Jan. 1605 eine Ladung zum Erſcheinen in dem auf den 15. März 1605 anberaumten Termin, mit dem an die ſächſiſche Regierung geſtellten Antrag, ſie dazu nach Deſſau zu ſiſtiren, ein Antrag, der von dieſer „als ungereimbtes Suchen" zurückgewieſen ward.

Der Kaiſer antwortete auf die Mittheilung unter dem 17. Jan. 1605, da Sachſen auf den Vorſchlag Anhalts, wegen einer Conferenz in Torgau, nicht eingegangen ſei, und jetzt das Urtel vollziehen wolle, „ſehn wir nit ein, was hierbei nunmehr zu thun". Der Kaiſer war offenbar, was auch aus Berichten aus Prag hervorgeht, mit dem Verfahren des Kurfürſten nicht einverſtanden.

So nahte denn der zur Execution feſtgeſetzte Tag heran; Aufſchub fand man, trotz der von verſchiedenen Seiten desfalls eingegangenen Verwendungen, in Dresden bedenklich, „weil die Gefangenen ſich ſchwach machten und zu beſorgen, ſie möchten unverſehens in Krankheit gerathen". Am 27. Jan. 1805 traf in Dresden ein Notar aus Deſſau, Namens Otto, nebſt zwei Zeugen ein, der aber erſt am Tage der Hinrichtung, den 29. Jan., bei dem öffentlichen hochnothpeinlichen Halsgericht ſich angab, um eine Proteſtation gegen die Hinrichtung namens des Kanzlers Biedermann und des Oberſtlieutenants von Thüna, weil ſie noch nicht gehört ſeien, einzulegen, mit dem Antrage, die Miſſethäter nach Artikeln darüber zu befragen, ob ſie jene deſſauer Herren nicht wider ihr Gewiſſen beſchuldigt und weshalb? u. ſ. w. Der Schöſſer zu Dresden wies die Proteſtation und den Antrag zurück, und das Protokoll beſagt, daß Heinrich und Menzel bei ihren Ausſagen, wodurch ſie jene beſchuldigt hatten, auf Vorleſen derſelben nochmals verblieben.

Auch der Bericht der beiden bereits benannten Geiſtlichen beſtätigt, daß beide bei ihrer Ausſage vor ihrem Tode beharret und Menzel inſonderheit wiederholt habe, Thüna habe 8 Thlr. gegeben und der Kanzler den Eid vorgeleſen.

Die Hinrichtung ward in ihrer ganzen Gräßlichkeit auf dem Neumarkt zu Dresden vollzogen. Starben Heinrich wie Menzel auch nach unſerer Ueberzeugung unſchuldig an dem Verbrechen, das ihnen ſchuld gegeben worden und zu dem ſie ſich bekannt, ſo kann es jedoch einigermaßen zur Beruhigung dienen, daß beide verworfene Menſchen waren, und die Nemeſis insbeſondere in Menzel einen Verbrecher ereilte, der zweifelsohne den Tod verdient hatte. Wie kam es aber, daß beide auch angeſichts des Todes und der gräßlichen Strafe, die ihnen drohte, bei unwahren Zugeſtändniſſen verblieben? Abgeſehen von dem, was wir bereits oben bemerkt haben, bieten uns die Acten eine Erläuterung, der wir eine große innere Wahrſcheinlichkeit nicht abſprechen können. Unter den zahlreichen Gefangenen, welche, wie wir erwähnt, in die Büttelei zu Dresden eingeliefert wurden, befanden ſich auch Andreas Reichert (oder Reuße) und der Jäger Lorenz Schulzke. Erſterer, den man irrigerweiſe für den von Heinrich benannten Simon von Halle (Schwarzfärber) hielt, ward mehrere Stunden gefoltert, aber zu keinem Geſtändniß gebracht. Man ſetzte ihn dann in dem oberſten Stock der Büttelei in eine Gefängnißzelle mit Schulzke zuſammen; das Gemach war aber ſo ſchlecht verwahrt, daß die Gefangenen ſich mit andern Arreſtaten in Vernehmung zu ſetzen vermochten, von denen ſie ebenſo wie von ihren Wächtern, nach ihren ſpätern Verſicherungen, wiederholt Mittheilungen über den Stand der Unterſuchung u. ſ. w. erhielten. Der Stockmeiſter, der, wie es in den Acten heißt, „ſich ofte das Sauſen mehr als die Gefangenen angelegen ſein ließ", wollte von der Geſchicklichkeit

Schulzke's, der es verstand, Jagdnetze zu stricken, Nutzen ziehen, und gab diesem Bindfaden, um Hasennetze zu fertigen. Die Gefangenen, die bereits Vorbereitungen zur Flucht getroffen, gewannen hiermit das ihnen noch fehlende Mittel, sich von der Höhe herabzulassen. Sie erbrachen in der Nacht die Thüre ihres Gefängnisses, stiegen auf das Dach und ließen sich von demselben vermittelst der zusammengedrehten Netze in den Hof eines neben dem Gefängnisse gelegenen Bürgerhauses herab: dort versteckten sie sich hinter einem Holzhaufen und entkamen glücklich, wie denn nach ihrer Angabe „viel guter Kerl also weggekommen". Reichart ward aber später wieder eingefangen und gab denn bei seiner Befragung auch seine Ueberzeugung kund, daß Heinrich's und Menzel's Angaben über das Complot erdichtet gewesen. Er versicherte: „Es hätten ihnen die Wächter berichtet, daß die beiden Gerechtfertigten, Michel Heinrich und Hans Meißner (Menzel) gänzlich widerrufen wollen und gesagt, daß sie den Leuten zuviel gethan, sie wären aber mit starkem Wein überaus voll gesäuft und beredet worden, daß sie bei ihrer Aussage bleiben müssen, denn Michel Heinrich sich vernehmen lassen, wenn er ausfiele, so würde er doch wieder aufgezogen und noch ärger mitgenommen werden, als zuvor geschehn, derohalben wolle er lieber sterben, als ferner solche Marter leiden.

„Der Andere, Hans Meißner aber hätte einen erschlagen helfen, darum er ohnedies sterben müssen u. s. w. Er (Reichart) habe es auch einstmals dem Schösser unter die Augen gesagt, daß er vor gewiß berichtet worden, die Gerechtfertigten hätten ihre Aussagen widerrufen wollen, wofern sie nicht durch starken Trunk und andere Anmahnung darbei erhalten worden."

Das Leugnen der Wächter, als sie über diese sie verbotener Mittheilungen beschuldigenden Aussagen befragt

wurden, ist ganz naturgemäß und kann unsere Vermuthung, daß die Angaben in der Hauptsache begründet gewesen, allerdings nicht erschüttern.

Die lebhafte Spannung, die zwischen dem Kurfürsten Christian und dem Fürsten von Anhalt eingetreten war, mußte durch die Hinrichtung Heinrich's und Menzel's nothwendig vermehrt werden. Während der Kurfürst in dem Umstand, daß sie auch auf dem Wege zum Tode ihre Anklage gegen die Anhaltiner aufrecht erhalten, nur eine neue Bestätigung seines Verdachts fand, betrachtete man in Dessau die Hinrichtung als eine voreilige Handlung, durch welche den unschuldig verleumdeten Anhaltinern jede Gelegenheit benommen worden, bei einer Gegenüberstellung mit ihren Anklägern, diese der Lüge zu zeihen. Es verbreiteten sich übrigens Gerüchte, welche Anhalt Grund zu den ernstesten Besorgnissen geben mußten: es hieß, der Kurfürst beabsichtige Anhalt mit Krieg zu überziehen oder wenigstens einen gewaltsamen Einfall, um Biedermann und Thüna festzunehmen. Mehrere in unsern Acten enthaltene Thatsachen deuten allerdings auf einen solchen Gedanken Kurfürst Christian's einigermaßen hin. Schon im Juli 1604 erbot sich ein Pferdedieb, Barthel Missbach, der im Gefängnisse seiner Strafe entgegensah, er wolle, wenn man ihm Gnade ertheile, Thüna und einen andern Anhaltiner, Namens Pörstel, über den wir weiter etwas nicht finden, den aber das Gerücht beschuldigte, er sei mit Thüna einverstanden gewesen, „wohl einbringen, man könne sie jetzt in der Ernte wohl bekommen, und in einer Stunde mit ihnen auf sächsischem Boden sein". War es nun die wohlmeinende Absicht des Fürsten von Anhalt, Biedermann und Thüna vor einem unerwarteten Ueberfalle zu schützen, oder glaubte er doch, den Anträgen des Kurfürsten und dem von uns erwähnten kaiserlichen Befehle durch eine, seine Bereit-

willigkeit andeutende Handlung entgegenkommen zu müſſen, er ließ Biedermann, der, wie Becmann, a. a. O., S. 172, erzählt, ſchon vorher von ſeinem Amte ſuspendirt worden war, und Thüna am 7. Febr. 1605 unter bewaffneter Begleitung auf das Schloß zu Bernburg bringen. Ein Kundſchafter, den man von Dresden aus geſchickt, Vincentius Loher, brachte dieſe Nachricht mit und berichtete, jeder der beiden habe ein beſonderes Gemach, aber mittags kämen ſie zuſammen. Thüna ſolle „ſehr traurig ſein, der Kanzler aber ſich nichts merken laſſen", auf das Schloß werde niemand gelaſſen, die Zugbrücke ſei aufgezogen, doch lägen nur 12 Mann im Schloſſe. In Bernburg blieben die Gefangenen nur bis zum 23. Febr. 1605, wo ſie nach Großenalsleben geführt wurden. Die Gerüchte, daß Sachſen Gewaltmaßregeln beabſichtige, gewannen aber jetzt neue Nahrung dadurch, daß der Kurfürſt unter dem 26. Febr. 1605 die zu Ritterdienſten Verpflichteten zur Bereitſchaft aufbot, eine Maßregel, die einer heutigen Mobilmachung der Armee gleichzuſtellen. Der Befehl an die Verpflichteten lautete dahin: „ihr wollet euch mit tüchtigen Pferden, Knechten und allem andern, inmaſſen ihr uns zu dienen ſchuldig, wol gerüſt und allerdings zum Zuzuge gefaſt machen, anheimbs enthalten, in guter Bereitſchaft ſitzen und darnach achten, daß ihr uff unſer oder unſerer verordneten Befehlichshabern ferner erfodern, ohne alle ſeumbnis zu tag und Nacht, an ort und ende ſo darzu beſtimmet und benennet wird, euch ſtellet, unſeres oder ihres Befehlichs verhaltet und hieran nichts, denn Gottes gewalt verhindern laſſet." Als Grund der Anordnung ward angeführt, „daß jetzo die Leuffte hin und wieder in und außerhalb des heiligen Römiſchen Reichs, ſonderlich das Blutdürſtige vorhaben des Erb und Erzfeindes chriſtlichen Namens des Türcken von tage zu tage ſich gefehrlicher anſehn leſt, dahero gute vor-

ſorge und aufwacht wol vonnöthen, damit unſere Lande und Leute fürſtehende gefahr, nachtheil und ſchade verhüttet, abgewendet und ſo viel müglich vorkommen werde".

Man glaubte mindeſtens damals allgemein, die doch ziemlich entfernte Gefahr vor den Türken gebe nur einen Vorwand ab und in Wahrheit ſei die Rüſtung gegen Anhalt gerichtet. Anhalt ſuchte denn nun gegen den mächtigen Nachbar Schutz und fand ihn bei dem Kurfürſten von Brandenburg, der in einem ausführlichen Schreiben vom 15. März 1605 ſich über „das Geſchrei, der Kurfürſt ſtehe in Rüſtung und Präparation und es wäre wider Anhalt gemeint", ſich verbreitete und ernſtlich vor Gewaltthaten warnte, „durch die ein guter Theil des lieben Vaterlandes auf und zu ſcheitern gehn möchte". Kurfürſt Chriſtian, wenn er wirklich in jugendlicher Uebereilung und Hitze an eine Fehde gedacht hatte, gab denn auch den Warnungen Gehör und verſicherte, die Rüſtungen ſeien nur des ungariſchen Kriegs wegen vorgenommen worden.

Wir haben bereits oben erwähnt, daß man ſchon im Juli 1603 Hans Scheuder, einen der von Heinrich als Mitverſchworenen Benannten, gefangen zu haben glaubte, ſich aber geirrt hatte. Jetzt, im März 1605, brachte der Stadtknecht zu Torgau einen Menſchen ein, den er als den wirklichen Scheuder bezeichnete und dem auch das Kennzeichen, welches ihm Heinrich beilegte, „ein böſer Kopf", nicht fehlte. Bei ſeiner Befragung nannte er ſich Barthel Knorre von Salzfurth, und leugnete, daß er den Namen Hans Scheuder geführt, verſicherte vielmehr, der Stadtknecht habe ihn zuerſt ſo benannt und er kenne den wirklichen Hans Scheuder recht wohl. Bei ſeiner Befragung nach Artikeln „in Vorſtellung des Scharfrichters" räumte er aber ein, daß er wirklich der Genoſſe Heinrich's ſei, welchen dieſer als Hans Scheuder bezeichnet habe, er beſtätigte den

Vorgang in Deſſau, wie ihn Heinrich erzählt und wie die Artikel, nach denen er (Knorre) bei der Tortur befragt ward, ihn enthielten, indem er nur verſicherte, als er in Deſſau in das Zimmer zu Thüna gerufen worden, hätten die andern ſchon alles verabredet gehabt, Heinrich habe ihm aber geſagt, „wenn du willſt gut thun, ſollſt du jetzt zwei Thaler haben". Als der Kanzler den Eid vorgeleſen, „er ſolle ſtark halten, all nichts ſagen", habe er gezittert und der Kanzler geſagt, der wird nicht halten, worauf aber Heinrich erwidert „er wird halten, ich hab's ihm verboten bei Hals und Bauch, wenn er nicht ſchweigt". Auch die zweite Eidesleiſtung in Leipzig am Michaelismarkt geſtand er zu, verlegte aber den Schauplatz in ein Bierhaus vor dem Thore nach Wurzen zu. Daneben aber räumte er eine ganze Reihe von Diebſtählen, Raubanfällen und Mordthaten ein, die zum Theil mit ſo haarſträubenden Umſtänden verbunden ſind, daß er als ein wahres Scheuſal erſcheint. Wir übergehen die Details und gedenken nur, daß er u. a. eine ſchwangere Frau auf gräßliche Weiſe ermordet hatte, blos um die Finger des ungeborenen Kindes zu erhalten: dieſe hatte er abgeſchnitten, ſie in finſterm Aberglauben mit Wachs überzogen und als Lichter bei räuberiſchen Einbrüchen gebraucht, wie er ſagte: „zu dem Ende, daß die Leute im Hauſe nicht erwachen ſollten und ſei ſolches allwegen ſo erfolgt." Während man aber in Dresden ſonach den dritten der vier Mordgeſellen, den wirklichen Hans Scheuder, in Feſſeln zu haben glaubte, ging aus Deſſau die Nachricht ein, man ſei abermals über die Identität im Irrthume, der wahre Hans Scheuder „mit dem böſen Kopfe" ſei ſoeben dort eingefangen worden. Die beigefügten Protokolle beſagten denn auch, daß man dort einen Menſchen wegen mehrerer Diebſtähle in Unterſuchung gezogen, der eigentlich Hans Mewes hieß, aber weil ſeine Mutter in

einem Dorfe Scheuder gewohnt, nach vieler Zeugen Aussagen allgemein Hans Scheuder genannt worden war, was er auch selbst gar nicht in Abrede stellte, wohingegen er jede Mitwissenschaft um ein Attentat gegen den Kurfürsten von Sachsen beharrlich leugnete.

Welcher war nun der richtige Hans Scheuder? Die sächsischen Hofräthe sagten in ihrem Berichte, „sie hätten anfänglich mit nicht wenig Befremden vernommen, daß jetzund einer Hans Scheuder genannt hier, der andere in Dessau gefänglich enthalten werden solle", allein der dresdener werde wol der wahre sein, „da er, Barthel Knorre, ausgesagt, daß seine Gesellschaft ihm den Namen Scheuder gegeben, damit er nicht ausgekundschaftet und eingebracht werden solle". Es ward denn nun auf Auslieferung des dessauer Gefangenen angetragen, indem der Kurfürst unter Bezugnahme auf Knorre's Angaben bemerkte, „die Aussage hat uns in unsern Gedanken gestärkt, daß unser Gefangener der rechte Geselle, welchen die bösen Buben Hans Scheuder genannt, ist". Die Auslieferung erfolgte aber nicht. Wir finden eine Lösung des Räthsels in den Aussagen des schon erwähnten Andreas Reichert, der uns schon über Heinrich's und Menzel's Verhalten einiges Licht gegeben. Während seines Arrests im Stockhause zu Dresden hatte er auch Gelegenheit gehabt, sich mit Knorre in Vernehmung zu setzen, und dieser hatte ihm erzählt, es habe ihm ein unbekannter Mann, der, wie sich später ergeben, „ein Kundschafter" gewesen, gesagt, er sei einem Hans von Scheuder drei Thaler schuldig, ob er nicht dieser Scheuder sei, er „habe das Geld beliebt und deshalb gesagt, er sei es", darauf sei er sofort gefangen worden und habe aus Furcht bei seinen spätern Vernehmungen wider die Wahrheit eingeräumt, daß er jener Scheuder sei, „er habe viel gewußt, was dahinter stecke". Auch andere Gefangene hatten Schulzken versichert, der

wirkliche Hans Scheuder ſitze in Deſſau gefangen. Knorre fand übrigens den Lohn ſeiner Schandthaten zwar nicht durch den Scharfrichter, aber auf eine ſchreckliche Art durch eigene Hand. Wie es kam, daß man ihn nicht, wie Heinrich und Menzel, auf ſeine Geſtändniſſe hin verurtheilte und hinrichtete, erſehen wir nicht. Wir finden ein Protokoll vom 19. Jan. 1610, welches beſagt, daß er, als er wiederum über ſeine Ausſagen vernommen werden ſollen, nichts habe geſtehen wollen, „ſondern mit abſcheulicher Gotteslästerung den Abgeordneten geflucht habe". Als am 18. Dec. 1610 des Stockmeiſters Frau ſein Gefängniß „unter der Erde" betrat, um ihm Eſſen zu bringen, bat er, ſie möge ihm zu trinken holen und inzwiſchen das Licht belaſſen. Wie ſie nach kurzer Zeit zurückkehrte, drang ihr dichter Rauch entgegen, der ſie behinderte, in den Kerker zu gelangen. Knorre hatte das Stroh in demſelben angezündet. Nachdem Hülfe herbeigekommen und man das Feuer gelöſcht, fand man ihn halb verbrannt, „im Winkel zuſammengekript liegen". Er ſtarb am 20. Dec. 1610.

Kurfürſt Chriſtian glaubte aber in den Angaben Knorre's Veranlaſſung zu finden, um neue Anträge beim Kaiſer zu ſtellen. Er ſendete im März 1605 Dr. Gödelmann abermals nach Prag, um den Kaiſer „in geheimer Audienz" zu bitten, „er möge die Klage wider die beſchuldigten beiden Perſonen ſelbſt annehmen". Der Kaiſer hörte auch den Geſandten „gar allein allergnädigſt an", allein eine entſprechende Entſchließung erfolgte nicht, ſondern unter dem 18. Juni 1605 der unbeſtimmte Beſcheid: „Es möge der Kurfürſt eheberührte Klage übergeben laſſen, ſo wolle Se. Kaiſ. Maj. ſich darin erſehn und nach Befinden ferner zur Gebühr entſchließen." Während nun Sachſen mit dem Kaiſer weiter verhandelte, um ihn zu beſtimmen, ohne förmliche Klage die Unterſuchung ſelbſt gegen die Anhaltiner zu

übernehmen, baten Biedermann und Thüna wiederholt um Entlaſſung aus ihrer Haft in Großenalsleben, gegen Stellung einer Caution. Da der Fürſt von Anhalt hierauf nicht einging, wendeten ſich ihre Verwandten, die Gattin Biedermann's, deſſen Schwiegervater Weſembeck und die Gebrüder von Thüna, an das Reichskammergericht zu Speier und erlangten auch unter dem 28. April 1606 ein „mandatum sine clausula" (einen unbedingten Befehl) an den Fürſten von Anhalt-Deſſau, daß er die Gefangenen entweder entlaſſe oder eine förmliche Unterſuchung gegen ſie einleite, „bei 10 Mark löthigen Goldes". Der Fürſt ward zugleich geladen, binnen 30 Tagen im Reichskammergerichte ſelbſt oder durch einen Bevollmächtigten zu erſcheinen und den geleiſteten Gehorſam anzuzeigen. Das Mandat des Reichskammergerichts blieb, wie ſehr häufig dergleichen Erlaſſe, unbeachtet. Der Kanzler Biedermann ſtarb nach langer Krankheit, welche er der Kerkerhaft zuſchrieb, am 1. Nov. 1606, nachdem er noch kurz vor ſeinem Tode eine ausführliche Deduction zum Beweiſe ſeiner völligen Unſchuld abgefaßt hatte. [10])

Erſt nach ſeinem Tode, unter dem 20. Mai 1607 erfolgte auf das unausgeſetzte Andringen Sachſens die Entſchließung des Kaiſers, daß er „wider die zwei beſchuldigten Conſpiranten ex officio mit dem Proceß verfahren wolle". Der Kaiſer ernannte dazu Commiſſare und gab dem Fürſten von Anhalt den Befehl, ihm den Oberſtlieutenant von Thüna auszuliefern, ja er ſendete, da der Fürſt dem nicht nachkam, um Thüna abzuholen, einen kaiſerlichen Profoß im November 1607 nach Deſſau, der aber unverrichteter Sache wieder abreiſen mußte. Der kaiſerliche Beſchluß erregte jedoch einen gewaltigen Sturm, da man darin eine Beeinträchtigung der landesherrlichen Gerechtſame befand. Der Fürſt von Anhalt fand daher bei ſeinem Widerſtand

gegen den Kaiſer vielfache und lebhafte Unterſtützung. Der Landgraf von Heſſen-Kaſſel, die Kurfürſten von Brandenburg und von der Pfalz reichten dringende Vorſtellungen dagegen ein, der König von Dänemark verwendete ſich für Anhalt, ja ſelbſt König Jakob von England richtete in gleichem Sinne mehrere lateiniſche Schreiben an Kurfürſt Chriſtian, der ihm denn wieder in einem ausführlichen lateiniſchen Schreiben den Stand der Sache auseinanderſetzte. Auswärtige Mächte begannen alſo ſchon damals, ſich in lediglich innere Angelegenheiten Deutſchlands einzumiſchen. Im Januar 1608 traf der Fürſt Ludwig von Anhalt als Abgeſandter des geſammten anhaltiniſchen Hauſes in Prag ein, um Vorſtellung gegen die verlangte Auslieferung Thüna's und die Unterſuchung durch kaiſerliche Commiſſarien zu thun; obwol er, wie Dr. Gödelmann ſchreibt, mehr als 30000 Fl. „der Sache halber" aufgewendet, ward aber doch keine Abänderung der kaiſerlichen Entſchließung erlangt, vielmehr erging an Anhalt unter dem 2. April 1608 anderweit der Befehl, „daß aller widrigen Prätenſionen unverhindert, mehrgemelter von Thüna, innerhalb drei Monate von da an zu rechnen, Ihro Kaiſ. Maj. an Dero Hof, welcher Orten Er die Zeit ſein werde, geliefert werden ſolle". Gleichzeitig ſendete der Kaiſer aber den Grafen von Hohenlohe nach Dresden, um den Kurfürſten zu beſtimmen, die Sache ruhen zu laſſen. In dem kaiſerlichen Schreiben vom 10. April 1608, welches Hohenlohe überbrachte, wird neuer Schreiben der Könige von Dänemark und England gedacht, und es heißt dann: „Als geſinnen wir auch an Ew. L. freund und gnediglich, Sie wolle diejenige Mittel, welche ohne jemands Nachtheil acceptirt werden können, zu Abſchneidung größerer Weitläuftigkeit nicht abſchlagen." Auch der Fürſt Auguſt von Anhalt-Zerbſt machte den Verſuch, durch mündliche Beſprechung mit Kurfürſt Chriſtian, dieſen auf andere An-

ſichten zu bringen, allein vergeblich: der Beſuch, den er ankündigte, ward mit der Entſchuldigung abgelehnt, daß der Kurfürſt eine Reiſe vorhabe. Hierauf ging aus Deſſau eine ausführliche Schrift ein, worin eine Reihe von Widerſprüchen in den Ausſagen der Ankläger hervorgehoben und die Grundloſigkeit der ganzen Beſchuldigung auszuführen geſucht ward. Vergeblich: Kurfürſt Chriſtian war nicht zu überzeugen, ſendete vielmehr abermals Geſandte nach Prag, Dr. Gödelmann und Chriſtoph von Loß. Allein der Kaiſer mochte doch in dem von ſo vielen Seiten entgegentretenden Widerſtand Veranlaſſung gefunden haben, die Sache nicht weiter zu treiben, die ſächſiſchen Geſandten wurden hingehalten und konnten keinen „richtigen Beſcheid erhalten, obwol ſie darum bei den Herrn Geheimen Räthen zu verſchiedenen Malen angehalten". Da ſtarb am 18. April 1609 auch der Oberſtlieutenant von Thüna im Gefängniſſe, und mit ſeinem Tode erledigte ſich denn der lange Streit. Gretſchel (a. a. O., II, 158) hat wol nicht unrecht, wenn er den ganzen Vorgang „eine klägliche Geſchichte" nennt.

Noch haben wir ſchließlich einer Epiſode zu gedenken, die in unſern Acten mit vorkommt, ohne daß wir die Thatſache ſonſt erwähnt gefunden hätten.

Im Juni 1608 ward zu Luckau Kaspar Pruſchwitz wegen verſchiedener Diebſtähle der Tortur unterworfen. Als ihn, nach derſelben, der Scharfrichter im Gefängniß aufſuchte und mit Speiſe und Trank verſehen wollte, hat er, wie es in den Acten heißt, „zum höchſten beſeufzet und beklagt, daß er bei jüngſt den 28. und 29. Juni gehaltener Erkundigung eine große und ſchwere Miſſethat verſchwiegen und dabei vermeldet, daß er daher in ſeinem Gewiſſen nicht ruhig, noch dieſelbe ferner verhehlen und verhalten könne, und demnach ausgeſagt, daß er vor etlichen Jahren, wie

dem Kurfürſten von Sachſen nachgetrachtet, ſich gleichfalls habe verleiten und auf gewiſſe Maße vermögen und hierzu beſtellen laſſen".

Bei näherer Befragung erzählte er Folgendes: „Etwa vor fünf oder ſechs Jahren habe er in einer Dorfſchenke eine Meile von Deſſau gelegen, drei wohlgekleidete Perſonen angetroffen, denen er ſein erlittenes Unglück geklagt, welche ihm darauf etlichermaßen gutes Muths zu ſein ermahnet, auch einer unter denſelben, als die andern einen Abtritt genommen, ihm einen Unterhalt zu verſchaffen und ſo viel zu Wege zu bringen ſich erboten, daß er alsbald etwas an Gelde auf die Hand empfangen ſolle, wofern er nur dieſes hiergegen zuſagen und angeloben würde, daß er was ihm vertrauet, verſchwiegen bei ſich behalten wolle. Und hätte dieſelbe Perſon darauf einen Zettel geſchrieben, ihm denſelben zugeſtellt und nach Deſſau in ein gewiſſes Haus zu tragen und einzugeben befohlen. Als er nun ſolchen Zettel in das Haus, ſo hart neben des Jägers, der dicke Heſſe genannt, Hauſe gelegen, getragen und den andern Morgen um 9 Uhr wieder dahin beſchieden, auch endlich in die Oberſtube am Saale erfordert worden, wäre er von drei ſtattlichen Perſonen gefragt worden, ob er dienen, alles verſchwiegen halten und Geld darauf haben wolle? und weil er dieſes alles bejahet, wäre ihm darauf ein Eyd vorgeleſen und von ihm auch wirklich geleiſtet worden, daß er nämlich unſern gnädigſten Herrn, dem Kurfürſten zu Sachſen bei Tag und Nacht nach Leib und Leben trachten wolle, und da er ſolches zu Werke richten und vollbringen würde, ſie ihn zu einem großen Herrn machen und ſo viel geben wollten, daß er die Zeit ſeines Lebens genug haben ſollte. Es wären ihm auch hierauf 25 Gülden an Dreiern und Pfennigen, beneben einem langen Rohre, zugeſtellt worden, wofern er ſolches nicht ſtets bei ſich haben und ohne daſ-

ſelbe gefunden würde, daß er alſobald erſchoſſen und umgebracht werden ſolle."

Pruſchwitz ward hierauf „mit 50 guten Schützen" nach Dresden gebracht, wiederholte hier ſeine Ausſagen und gab noch an, „er habe gar keine Geſellſchaft weiter gehabt, er kenne weder die Perſonen, welche ihn zuerſt angeredet, noch die andern in Deſſau; in dem Zimmer in Deſſau habe auch noch ein großes dickes Weib an einem andern Tiſche geſeſſen, welche alles mit angehört habe, der eine der Männer in Deſſau habe rothes Haar gehabt". Zugleich verſicherte er aber noch, „er ſei bisweilen ſchwermüthig und im Kopfe ſo ſeltſam, daß er nicht wiſſe, wo er ſei". Das Gericht bemerkte zwar auch, „daß er mehrmals ſich geſtellet, als wenn er ſchwermüthig wäre", hielt dies aber für abſichtliche Täuſchung; eine ärztliche Unterſuchung hierüber fand nicht ſtatt.

Zufolge eines Berichts des Schöſſers zu Wittenberg vom 20. Febr. 1609 ward ermittelt, daß in dem Hauſe in Deſſau, welches Pruſchwitz bezeichnet, zu der angegebenen Zeit „ein dickes Weib, die Doctor Crellin geheißen, gewohnt, welche von Dresden dahin gekommen und vor ſechs Jahren (alſo 1603) mit ihrer Magd jählings geſtorben, und wäre damals zu Deſſau die gemeine Sage gegangen, daß ihnen Gift beigebracht worden ſei; ein Mann mit rothem Haare lebe noch in Deſſau, heiße Andreas Krüger, ſei vormals Brauer bei Hofe geweſen, ſei aber abgeſchafft und treibe Leinewandhandel".

Hier lag alſo die freiwillige, nicht durch die Tortur erzwungene Ausſage eines Menſchen über einen ganz andern Mordanſchlag gegen den Kurfürſten vor, als der war, von welchem Heinrich und ſeine Genoſſen erzählt hatten. Die Angaben des Pruſchwitz gewannen auch dadurch, daß des Kanzlers Crell Witwe, Margaretha geborene Griebe, die

Tochter des Kaufmanns und Rathsmitglieds zu Leipzig, Jakob Griebe[11]), mit hereingezogen ward, ein eigenthümliches Interesse. Bedenken wir aber das Unwahrscheinliche, welches in den Angaben des Pruschwitz liegt, nach welchen er von den Unbekannten ohne weiteres in den Mordanschlag eingeweiht worden sein sollte, erwägen wir, daß seine Erzählung, wenn er auch dieselbe in eine andere Lokalität verlegt und die Personen verändert, doch in ihrem Detail eine auffallende Aehnlichkeit mit den damals gewiß landkundigen Angaben Heinrich's hat, so werden wir allerdings sehr geneigt, die Aussagen des Pruschwitz nur als Phantasiegebilde, als Erzeugnisse eines kranken Hirns zu betrachten. Ist es doch keine Seltenheit, daß Geisteskranke — und als solchen bezeichnet sich Pruschwitz selbst — sich eines Verbrechen beschuldigen, das sie nie begangen haben, und ebenso wenig erscheint es wunderbar, wenn Pruschwitz, dem die Anklage, wegen deren Heinrich und Menzel den Tod erlitten und ihre inmittelst landkundig gewordenen Aussagen nicht unbekannt geblieben sein konnten, in seinen Phantasien die Angaben jener im wesentlichen wiederholte. Wir müssen wenigstens bekennen, daß wir weder Pruschwitz' Aussagen für wahr halten, noch eine andere Erklärung des allerdings auffallenden Ereignisses zu geben wissen.

Pruschwitz ward übrigens in dem eingeholten Urtel (im Febr. 1610) nur mit dem Staupenschlag und ewiger Landesverweisung belegt, weil, wenn er auch nach seinen Geständnissen „sich zu der bösen That bestellen lassen, auch sich dazu mit einem Eid verpflichtet und Geld darauf genommen", doch zu seiner Entschuldigung gereiche, „daß er versichert, er sei niemals willens gewesen, die böse That zu verüben, an keinen Ort, wo der Kurfürst anzutreffen, gekommen, auch sonst der bösen That halber von niemand jemals verdächtig gehalten, noch berüchtigt worden".

Anmerkungen.

1) M. Heinr. Aug. Schumacher, Progr. de evidentibus curae et protectionis divinae documentis erga Christianum II. elect. Sax. (Leipzig 1756), S. IX. Müller, Chur- und fürstlich sächsische annales 1400—1700, S. 231, 235. Weck, Beschreibung der Residenz und Hauptfestung Dresden, S. 139, 544. Glafey, Kern der sächsischen Geschichte, vierte Ausgabe, S. 194. (Rüdiger) Sächsische Merkwürdigkeiten, S. 872, Note c. Hasche, Diplomatische Geschichte Dresdens, III, 104. Erläuterung einer in Kupfer gestochenen Charte der sächsischen Historie (Berlin 1755), S. 162, 257. Stichart, Das Königreich Sachsen und seine Fürsten (Leipzig 1854), S. 190.

2) Becmann, Historie des Fürstenthums Anhalt, V, 217; VII, 169 fg. Stenzel, Handbuch der anhaltischen Geschichte, S. 205. Gretschel, Geschichte des sächsischen Volks und Staates, II, 157 fg.

3) Weiße, Geschichte der kursächsischen Staaten, IV, 255. Böttiger, Geschichte des Kurstaats und K. Sachsen, II, 75. Lindau, Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Dresden (Dresden 1859), II, 20, Note *.

4) A. B. Richard, Der kurfürstlich sächsische Kanzler Dr. Nikolaus Crell (2 Bde., Dresden 1859), hat diesen Proceß nach den Acten des Haupt-Staatsarchivs zu Dresden behandelt.

5) Seinen Eifer für Ausbreitung seiner Kirche bethätigte er u. a. dadurch, daß er einen Türkenknaben, der als eine Art Spielzeug an den Hof zu Dresden gelangt war, in der christlichen Religion unterrichten ließ: er erhielt bei der Taufe den Namen Christian Ernst und der Kurfürst sendete ihn im Jahre 1611 an S. von Kolonitzsch nach Prag mit der Bitte, „er möge ihn einige

Zeit bei ſich behalten und daß er in Kriegsſachen unterwieſen werde, Verordnung thun, damit er künftig zu gebrauchen.“ Kolonitzſch verſprach auch, „er werde ihn zu Erlernung der Kriegsbrauch alſo accommodiren, ſoviel jetzige Zeit und Lauf dazu Gelegenheit geben werde“.

6) Weiße, a. a. O., IV, 256.

7) Beemann, a. a. O., VII, 175. Gretſchel a. a. O., II, 157.

8) Stenzel, a. a. O., S. 205.

9) Siehe des Verfaſſer's, Aus vier Jahrhunderten, II, 68, Note *.

10) Moller, Prax. epistol., III, 195 fg.

11) Sammlung vermiſcher Nachrichten zur ſächſiſchen Geſchichte, IV, 8. Die Angabe über die Zeit des Todes der Witwe Crell's beſtätigt die Vermuthung Richard's: Der kurfürſtlich ſächſiſche Kanzler Dr. Nikolaus Crell, II, 240.

Der evangeliſche Sagenkreis.

Ein Beitrag zur Geſchichte der religiöſen Dichtung und Kunſt des Mittelalters.

Von

Eduard Kolloff.

Wer auch nur mit flüchtigen Blicken die Fenster und Thüren eines gothischen Doms, die Säle einer Gemäldegalerie, die Mappen eines Kupferstichcabinets oder die Schränke einer Kunstkammer gemustert hat, der weiß, wie viele Gegenstände hier vorkommen, die wir mit unserm Katechismus- und Bibelunterricht nicht ablangen können. In Antikenmuseen finden wir uns eher zurecht; die Welt der alten Griechen und Römer liegt uns näher als unsere eigene Vorzeit, und das, was von altchristlicher Sinnesart geschaffen ist, geht nicht so deutlich in unsere Seele ein, als die heidnischen Phantasiegebilde, zu denen wir, infolge unserer Gymnasial- und Universitätsstudien, einen mehr oder minder ansehnlichen Vorrath von antiquarischem und mythologischem Wissen mit hinzubringen. Aber auch außerhalb des Kreises der Schulgelehrsamkeit ist die Kenntniß des classischen Alterthums unter den höhern und gebildetern Ständen, ja sogar in den niedern Volksclassen weit mehr verbreitet als die Kunde des romantischen Mittelalters. Was ein Silen oder Bacchus sei, wird nicht leicht einer fragen; auch kommen wir eben nicht in Gefahr, eine Venus mit einer Minerva, eine Vestalin mit einer Amazone zu verwechseln, und einen unbärtigen Jupiter, eine unbekleidete Juno würden wir schwerlich ungerügt hingehen lassen. Der geringste Mann kennt den Mercur an seinem Schlangenstab

und den Neptun an ſeinem Dreizack; ſelbſt einen Apollo, deſſen Leier verloren gegangen iſt, unterſcheiden wir noch bequem von einem Zeus, der keinen Adler und keine Donnerkeile mehr bei ſich hat: ein Paulus ohne Schwert aber iſt von einem Petrus ohne Schlüſſel für uns unerkennbar, nicht etwa weil dieſen Figuren die ſchärfere Individualiſirung fehlt, ſondern weil uns, außer den Attributen und Abzeichen, auch die charakteriſtiſchen Bildungen der heidniſchen Götter und Heroen bekannter ſind als die typiſchen Geſtalten der chriſtlichen Apoſtel und Märtyrer. Wir haben ſo oft gehört und geleſen: Die reiche Geiſtlichkeit des Mittelalters war die einzige Beſchützerin der Künſte und bezahlte die beſten Maler und Bildhauer, um von ihnen die Perſonen und Geſchichten der Bibel und Legende für ihre Kirchen, Kapellen und Refectorien darſtellen zu laſſen; den Künſtlern müſſe man dieſe wunderlichen Dinge zugute halten, da es beſtellte Arbeiten für abergläubiſche Leute damaliger Zeit ſeien, die den Inhalt ſpeculationsmäßig ausdachten und angaben. Das viele Beſehen von Kirchen und Muſeen hat uns an die Darſtellungen aus dieſer unbekannten Welt gewöhnt; wir finden ſie nicht mehr auffallend, glauben wol gar ſie wirklich zu kennen, und merken kaum, daß wir, genau genommen, uns auf derſelben Stelle befinden, wo die Kinder ſind, welche die Natur aus einem Bilderbuche fleißig ſtudiren. Bei genauer Prüfung und aufrichtiger Stimmung müſſen wir jedoch bekennen, daß ſelbſt die am öfteſten wiederkehrenden Darſtellungen uns zwar ſehr geläufig, aber nicht ſo recht verſtändlich ſind. Ueber das Hypothetiſche hinaus reicht in ſolchen Fällen unſere Einſicht nicht. Aus welchem Grunde die alten Maler den heiligen Joſeph gewöhnlich als alten Mann vorſtellen, warum in der Flucht nach Aegypten die Heilige Familie unter einem Palmbaume ausruht und umgefallene Tempel und Bildſäulen die ſtereotype Staffage des

Hintergrundes abgeben, was in Kreuzigungen alten Stils der unten am Kreuze liegende Todtenſchädel bedeutet, — davon und von vielen andern dergleichen Dingen wiſſen wir entweder gar keinen oder keinen rechten Beſcheid.

Seitdem die von den Humaniſten und Reformatoren des 15. und 16. Jahrhunderts ausgeſtreute Saat der Bildung allenthalben aufgegangen und zur Reife gediehen iſt, haben wir mit der altchriſtlichen Sage und Dichtung, der altchriſtlichen Myſtik und Symbolik auch die alte Bilderſprache verlernt und unſere Liebe und Theilnahme andern Gegenſtänden der Betrachtung gewidmet. In Frankreich hat der Claſſicismus das mittelalterliche Chriſtenthum faſt noch gründlicher aufgeräumt, als der Proteſtantismus in Deutſchland gethan. Es iſt begreiflich, aber faſt wehmüthig zu ſehen, wie die vom Mark des Katholicismus genährten Nationen, zumal die Franzoſen, ihre einſt ſo hochgehaltenen Heiligenlegenden mitleidig belächeln, in dem Augenblicke, wo ſie außer ſich geriethen vor Bewunderung über die Metamorphoſen Ovid's und alle Theogonien des heidniſchen Alterthums. Die Wundergeſchichten der chriſtlichen Märtyrer wurden zu Fabeln, während die Abenteuer der Leda und Latona für unbeſtreitbare geſchichtliche Thatſachen zu gelten ſchienen. Wie am Ende des 4. Jahrhunderts im römiſchen Kaiſerreich viele aufgeklärte Leute, wenn ich ſo ſprechen darf, zugleich Heiden und Chriſten waren, und beſonders die Dichter, z. B. Nonnus, Auſonius u. a., die heidniſchen Mythen und chriſtlichen Dogmen wunderlich und freiwillig vermengten und mit beiden tändelten, gerade ſo erging es am Ende des 16. Jahrhunderts in Frankreich. In der patriotiſchen Abſicht, ihrem geliebten, aber noch mit Barbarei behafteten Volke und Lande eine Stelle neben dem geſitteten alten Rom und Griechenland zu verſchaffen, holten die franzöſiſchen Dichter, Ronſard und ſeine Schule, die Bewohner des Olymps nach

der Seine und Loire, und brachten ſie in die Geſellſchaft der chriſtlichen Himmelsbürger. Dieſe ewige Vermiſchung des Parnaſſes und Paradieſes findet ſich allenthalben in den poetiſchen und plaſtiſchen Erzeugniſſen jener Zeit. Man muß die Engel ſehr genau beſehen, denn es könnten leicht Amorinen ſein. Die Maria iſt eben nur eine Juno, oder gar eine Venus im Hemd und in blauem Kleide. Gott Vater hat vom olympiſchen Zeus die buſchigen dunkeln Brauen, und Chriſtus am Kreuz ſieht oft aus wie ein ſterbender Adonis. Auch die drei göttlichen Tugenden ſind in der Regel nur bekleidete Grazien; und wenn man bedenkt, daß die üppigen Phantaſien des heidniſchen Polytheismus in den Kirchen, ſogar auf den Gräbern der Cardinäle und Biſchöfe, Geſtalt annahmen, ſo kann man ſchließen, in welchem Maße der chriſtliche Sinn allmählich aus dem allgemeinen Bewußtſein ſchwand. Bei dem beſtändigen Sehen der alten Götterwelt in Gärten, in Gedichten, in Mauerniſchen, an Zimmerwänden und Saaldecken, auf Tabacksdoſen, Wirthshausſchildern und öffentlichen Plätzen, wurde man formell ganz und gar Heide; viele übrigens ſehr ehrbare Leute wußten mehr von der Mythologie als vom Katechismus, und mancher hätte die Namen der zwölf großen Götter geläufig hergeſagt, wäre aber verlegen geweſen, die zwölf Apoſtel bei Namen zu nennen und als Taufpathe ſein Credo aufzuſagen. Da der chriſtliche Glaubensinhalt von dem damaligen Geſetzgeber des franzöſiſchen Parnaſſes als ganz untauglich für heitere poetiſche Bearbeitung erklärt wurde, ſo verlor er ſich allmählich aus dem höhern Geiſtesleben, und gor nur noch als alter Sauerteig in der Gedankenmaſſe fort, ſodaß er zuletzt gleichſam abſpurig wurde. Das Kirchenthum blieb da, als altes Erbſtück, und blos leidlich und achtbar als ſolches; ein Vulkan hätte Verſailles, die Prachtſchöpfung der neuern Zeit, mit einem Lavaſtrom und

Aschenregen verschüttet, so wäre es tausend Jahre nachher beim Wiederausgraben nimmermehr für die Residenz des allerchristlichsten Königs gehalten worden: man hätte gewaltig viel Faune und Nymphen, alle möglichen Venus- und Apollospecies aus den Ruinen ausgegraben, einen ganzen Olymp in jedem Lust- und Tanzgarten gefunden, aber kein einziges Crucifix, keine Marien- und Heiligenbilder, wie man sie im Mittelalter an jeder Straßenecke und an jedem Wohnhause anbrachte. Fürwahr, es hat selten echtere Heiden gegeben als die französischen Künstler des 16. und 17. Jahrhunderts; sie haben ungemein zum Sturz des Christenthums beigetragen, und nach ihnen hatte Voltaire nicht sonderlich viel zu thun.

Gleichzeitig mit den wunderlichen Producten einer in Synkretismus ausgearteten Kunst entwickelten sich ebenso wunderliche kunstphilosophische und kunsthistorische Ansichten, wobei für ausgemacht galt, die moderne Kunst sei im 12. oder 13. Jahrhundert auf die Welt gekommen und lange ein jämmerliches Wesen geblieben, das keine Berücksichtigung verdiene. Wozu brauchte man in der That nach ihrer lallenden Kindersprache viel hinzuhören und das klägliche Schauspiel ihrer ersten Unbeholfenheit genauer anzusehen? Es war hinreichend, ihr beiläufig einige Blicke zu schenken, wie sie nach abgelaufenen Tölpeljahren einen jugendlichen Aufschwung genommen hatte; bei jener Betrachtungsweise um so hinreichender, als die Kunst, im Beginn ihrer männlichen Reife und Rüstigkeit, zur Zeit Bramante's, Rafael's und Michel Angelo's, angeblich nur durch das Zurückgehen auf die Antike einige Bedeutung erlangt habe und nachher von den Caracci, von Bernini und Palladio auf den Gipfel der Vollkommenheit gebracht worden sei. Die Antike und die Werke der ebengenannten Meister und ihrer Schüler sollten hinfort allein die Aufmerksamkeit fesseln und die

Nachfolge wecken; die Kunsterzeugnisse des 14. und 15. Jahrhunderts wurden als phantastische Sprünge und Ueberbleibsel gothisch schnörkelnden Geschmacks mit vornehmer Schulweisheit getadelt und verworfen. Nach solchen Grundsätzen schrieben Felibien, Depiles u. a. über die allgemeinen Gesetze des Schönen, das Mechanische der Kunst, die Kenntniß der Meister, und fanden trotz des trockenen, faserigen Vortrags die gelehrigsten und zahlreichsten Schüler. Die von ihnen angeleiteten Liebhaber und Kenner untersuchten bei Kunstwerken im ganzen den Geist und die Fertigkeit des Urhebers, und die Wahrheit des Details: ob die Auffassung etwas Eigenthümliches habe, ob die Behandlung den Meister verrathe, ob die Zeichnung correct, die Farbe gut gewählt, das Licht natürlich geleitet, der Ausdruck kräftig gegeben sei, u. s. w. Sie redeten sehr geläufig und gefällig von dichterischer Erfindung, von schöner Drapirung, von Rafael's hoher Anmuth, von Correggio's süßem Liebreiz und zauberischem Farbenschmelz, von Rembrandt's pikantem Effect und keckem Impasto. Seitdem Winckelmann, Mengs und einige andere Aesthetiker ihren Theorien Geltung verschafft hatten, sprach man auch viel von ästhetischem Sinn, von sichtbarer Vollkommenheit, von Idealen u. s. w., und verstand darunter, wenn man sich selbst verstand, den regelmäßigen Körperbau, den plastischen Stil, verbunden mit dem Gesetze, nichts vorzustellen, was keine erhabenen oder lieblichen Gefühle erweckt. Die Sammler und Händler suchten nur das Seltene und den Namen der Meister. Ein jeder hatte seinen besondern Zweck bei der Kenntniß und Beurtheilung der Kunstwerke. Ein künstlerisches Ganze in seiner organischen Entstehung, in seiner religions- und culturgeschichtlichen Verflechtung zu begreifen, und seinem innern Leben von der Wurzel aus bis in die entferntesten Zweige nachzuspüren, — ein solcher Einfall, wenn er jemand

in den Sinn gekommen wäre, hätte damals thöricht geſchienen, und ich bin nicht gewiß, ob er jetzt ſehr klug ſcheint.

Ich weiß wohl, ſeitdem iſt von Deutſchland eine nicht unbedeutende Veränderung der Denkungsweiſe in Bezug auf Kunſtſachen ausgegangen, und haben die Kunſtrichter durch ihre neue Modebrille manches göttlich gefunden, was der Kenner nach der alten Mode gar nicht anſah. Sonderbar, mit dem Vorſatze, in der Kunſt friſches Leben und volksthümlichen Sinn zu bewähren, wußten die Deutſchen nichts Klügeres anzufangen, als daß ſie ſich wieder in das geheimnißreiche Dunkel vergrauter Jahrhunderte hineinſtürzten; und infolge eines nicht minder ſeltſamen Contraſtes, während unſere Philoſophen Gott auf eine einfache Denkformel zurückführten und in dem chemiſchen Auflöſungsmittel ihrer Exegeſe die übernatürliche Welt in Qualm verdampfte, ja ſogar der hiſtoriſche Chriſtus mit Romulus und Numa zu den Schatten des mythiſchen Geiſterreichs geſchickt ward, machte ſich die „neudeutſche religiös-patriotiſche Kunſt“ das Wiederherſtellen des ganzen mittelalterlichen Bilderkrams zum angelegentlichſten Geſchäft, und ſammelte die romantiſche Kunſtliebhaberei die Stücke der altdeutſchen Meiſter wie Reliquien mit der größten Pietät. Von Deutſchland verbreitete ſich dieſer abergläubiſche äſthetiſche Cultus nach Frankreich. Auch hier gerieth man in einen unbedingten, faſt caricaturartigen Enthuſiasmus für das Mittelalter und ſeine Kunſt. Die Franzoſen drangen wieder in die Vergangenheit wie in eine neue Welt, und eroberten ſie mit der ihnen eigenen Hitzigkeit, der furia francese, welche die Ereigniſſe und Jahre nicht abnutzen. Das Brechen mit dem 18. Jahrhundert und dem claſſiſchen Alterthum, wenigſtens ſo wie man es ſonſt verſtand, und die Geringſchätzung Rafael's und Michel Angelo's war eine Zeit lang Sache des gute

Geschmacks, der seine ungetheilte Bewunderung den Werken der gothischen Baukunst und altitalienischen Malerei stenern mußte. Solche gewaltsame Rücksprünge dauern nicht lange in Frankreich, wo ein Schwindel der Köpfe ebenso leicht vorübergeht, als er erregt wird, und um so größere Kühle und Ruhe zur Folge hat, wenn das Brausende des aufgeregten Zustandes niedersinkt. Die erste Glut ist jetzt erloschen und die Franzosen stehen allermindestens beim Nachdenken. Wenn sie wie immer über das rechte Maß und Ziel hinausgegangen sind, so ist damit nicht gesagt, daß bei dieser Umkehr zum Mittelalter nichts Ernsthaftes war und daß so viele Forschungen keine Ausbeute gegeben. Im Gegentheil, und das ist ein erhebliches Resultat, die Franzosen haben Achtung vor der Vergangenheit und einen bessern Begriff davon bekommen. Daß sie aber zu erschöpfender Erkenntniß älterer Kunstzustände durchgedrungen sind, das möchte ich nicht verbürgen. Es will mich bedünken, als ob sie mit dem donquichottisirenden Lärmen und Schwärmen es eben nicht weiter gebracht wie wir mit dem klosterbruderisirenden Nebeln und Schwebeln, nämlich bis zu einem vagen Gefühle und ästhetischen Wohlgefallen, allerhöchstens bis zu einer süßlichen und frömmelnden Sentimentalität. Obgleich die mittelalterliche Kunstgeschichte nachher von sehr vielen würdigen und gründlichen Forschern zum Gegenstande ihrer Erörterungen gemacht worden ist, — wer ehrt nicht die Verdienste, die sich Stieglitz, Moller, von Rumohr, Schorn, Waagen, Kugler, Förster, Passavant, von Quandt, Schnaase, Dusommerard, de Caumont, Didron, Gailhabaud u. a. in diesem Fache erworben haben? — und wenn wir auch den edeln Bemühungen dieser Männer, neben andern mitwirkenden Ursachen, verdanken, daß nunmehr an die bildende Kunst ein höherer Maßstab gelegt wird, als der Zollstock war, wonach man sonst die ästhetische Polhöhe berechnete, so fehlt

es, meine ich, doch immer noch an einem Senkblei, vermittelst dessen wir den christlichen Bildwerken auf den Grund kommen.

Das Studium der kirchlichen Kunstdenkmale des Mittelalters kann nicht wohl einen andern Gang befolgen, als wie er der classischen Archäologie vorgeschrieben ist. Die Documente sind allerdings auf beiden Seiten nicht gleich, aber die Theorie ist für beide Wissenschaften gleich; besser gesagt, es ist eine Wissenschaft, auf verschiedene Gattungen von Thatsachen angewandt. Wenn man lächerlich erscheinen würde, den Sinn der altgriechischen Bildwerke allein mit der Phantasie herausbringen zu wollen, so wäre es außerordentlich, daß die christlichen Kunstwerke eine eigene Kategorie bildeten, wo der erste Hinblick für ausreichend geachtet sein sollte. Um in diesem Fache eine solche Auslegungsmethode aufkommen zu lassen, müßte man vor allem herausstellen, was, meine ich, nicht wohl zu beweisen ist, daß nämlich der christliche Cultus von unsern Vorfahren nicht ebenso ernsthaft behandelt worden als der heidnische von den Griechen, und daß Kirchenbilder im Mittelalter nicht ebenso Gestaltungen des Gottesdienstes waren, als Tempelstatuen im classischen Alterthume. Thun wir auch nicht, als ob wir glaubten, die frühern Kirchenlehren seien jedermann so geläufig, daß sie auf den ersten Blick in ihrem bildlichen Ausdrucke erkannt werden: jede Ueberhebung rächt die Praxis auf der Stelle. Weniger gefährlich ist das offene Geständniß, daß jene Lehren uns fremd geworden, und daß wir für die alten Kunstwerke wol günstig gestimmt, jedoch eben nicht sehr aufgelegt sind, mit den alten Ideen und Geschichten wieder anzubinden, die uns wie an einem Ariadnefaden durch das labyrinthische Bildergebiet führen können. So gern wir mit unserer Verstandesschärfe und Wissensfülle dem anthropomorphistischen Wesen des Heidenthums nach-

gehen, so sehr sträuben wir uns gegen das tiefere Eindringen in den Geist der polytheistischen Form des Christenthums, als wäre uns bange vor einem Rückfall in das wunderliche Uebermaß von Aberglauben, wozu sie verleitete, oder als verstände es sich von selbst, daß man in unserm erleuchteten Zeitalter einem Manne von Geschmack und Bildung nicht zumuthen könne, sich mit dem dunkeln Wirrwarr der alten kirchlichen Tradition und Mystik einzulassen. Diese von unserer wiedererwachten Liebe zur mittelalterlichen Kunst so hart abstechende Sprödigkeit ist aus dem bekannten rhapsodischen Charakter unserer Denkungsart wol erklärlich; hierin aber liegt die Ursache, warum auch der neue ästhetische Zuschuß uns noch zu keinem vollen Urtheil und Bewußtsein über die christlichen Bildwerke des Mittelalters verholfen hat.

Wo die kritischen Richter und Spruchmänner, bei aller Bewunderung für diese Bildwerke, ihnen bis zu einem gewissen Grade fern geblieben sind, wie sollte das Publikum damit in einem nähern Berührungspunkte stehen? Was man auch dagegen sagen mag, mich dünkt bis auf diesen Tag, daß bei den meisten unter uns das Urtheil über solche Gegenstände nicht viel weiter gekommen ist, als vor hundert Jahren die zünftigen Kunstgelehrten es gebracht haben. Erscheint etwas Bedeutungs- und Beziehungsvolles, oder etwas Sinniges und Naives auf alten Bildern, so geben die Kenntnißreichsten durch ein leeres Gerede zu verstehen, daß das eigentlich Feinere und Tiefere in den Darstellungen für sie nicht dasei; die andern sagen durch ihr gleichmüthiges und ruhiges Zusehen, daß diese Producte von einem fremden Boden, oder wenigstens von einem Kopfe kommen, dessen Phantasie hier keine mitfühlenden Glaubensverwandten und keine gleichgesinnten Spielkameraden hat. Um sich davon zu überzeugen, gehe man in die erste beste Gemäldegalerie,

wo die kunſtliebende und ſchauluſtige Welt ſich verſammelt, und lauſche ein bischen in den Sälen, welche die Stücke der altdeutſchen oder altitalieniſchen Schule enthalten. Kaum ſteigen die Darſtellungen aus dem Kreiſe der bekannteſten Bibelſcenen und dem bekannteſten Zuſchnitt heraus, ſo verliert alles, Bilder und Beſchauer, ſeine Anziehung und Verſtändlichkeit, weil die Gedankenverbindung und Sprachgemeinſchaft aufhört. Mancher möchte gern errathen, was dieſes und jenes bedeuten dürfte, kann aber damit nicht aufs Reine kommen und meint, dazu gehöre ungleich mehr als der Sinn eines Oedipus. Die Liebhaber und Kenner berückſichtigen blos die Rundung, das Fleiſch, das Muskelſpiel und andere Leibestheile der Kunſtwerke; hin und wieder braucht einer zur Bezeichnung deſſen, was ihn rührt, das Beiwort: ſo gemüthlich! In Paris, wo der reizbare Inländer ſich nicht enthalten kann, ſeine Gefühle laut werden zu laſſen, wenn ſie von einer empfindlichen Seite angegriffen werden, hört man oft das unſinnigſte und albernſte Zeug, aber oft auch die witzigſten und drolligſten Aeußerungen, letztere weniger von den vornehmen Alltagsmenſchen, die ſich zu einem Affect zwingen, als von der geringern Klaſſe, die ihrem natürlichen Inſtinct folgt. Noch muß ich lachen bei der Erinnerung an den Ausruf eines Soldaten vor dem ehemals im Spaniſchen Muſeum des Louvre befindlichen Bilde von Ribera, wo der heilige Bartholomäus an einen Baumſtaum gebunden iſt und lebendig geſchunden wird: „Potz Blitz! (meine Ueberſetzung mildert die militäriſche Derbheit des Originalausdrucks) „das iſt die rechte Art, ſich ein Paar ungenähete Lederhoſen zu verſchaffen.“ Nicht blos martialiſche Männer, auch die Weiber und Mädchen verweilen hier gern bei ſolchen Marterbildern und ergänzen die Geſchichte, von der ſie ein Bruchſtück ſehen; ſie glauben nämlich, daß, wie in allen Romanen und Dramen, immer eine

abgeschlagene Heirath oder eine verunglückte Liebesintrigue im Spiele gewesen sei, wenn ein Heiliger oder eine Heilige gemartert worden ist, und fast immer hat dann der oder die liebe Heilige bei ihnen unrecht. Man wende nicht ein, daß so profane Witze und verdrehte Auslegungen nur in großen Hauptstädten vorkommen können, wo man in religiösen Dingen gleichgültig und unwissend ist. Ich habe in dieser Beziehung unter gutkatholischen Kleinstädtern den meisten Stumpfsinn und Misverstand angetroffen, und nur bei ganz ungebildeten Leuten schien mir bisweilen die Ahnung zu dämmern, daß die alten Malereien mehr sagen wollten, als die Bildersammler, Bilderkrödler oder Bilderkritiker sich einreden. Wie wenig achten unsere gelesensten Kunstschriftsteller auf die tiefern Bezüge, die das eigentliche Verständniß der alten Bilder begründen, und wie oft wird als untrügliches Schibbolet der Kennerschaft der Spruch angeführt, daß Kunst individualisirte Idee sei. Es ist aber ein sehr falscher Spruch und eine ganz unrichtige Auffassung der Sache, daß sich in den alten Kunstwerken die Eigenthümlichkeit des Künstlers ausspreche. Die Kunst hatte das ganze Mittelalter hindurch wesentlich religiöse und nationale Bedeutung. Religion, Philosophie, Geschichte, Geselligkeit, Gesittung, das alles waren damals gar nicht so unabhängige, getrennte Dinge, wie bei uns, sondern eines griff in das andere ein, und alles zusammen bildete ein fest umschriebenes Ganze, dessen Hauptgedanken mit mancherlei Schattirungen in das Leben des Volks hineinspielten. Alle Künste bewegten sich auf diesem Hintergrunde. Die religiösen Bildwerke des Mittelalters mit ihrem schematischen Aussehen und überall durchgehenden Charakter, verrathen deutlich, daß sie keine Erfindungen individueller Laune und Anregung, keine Compositionen nach eigenen Ideen und Stimmungen sind. Eine Art von Etikette, die im voraus einen

guten Theil ihres Gegenstandes regelte, verwehrte den Künstlern das Haschen nach Originalität; denn die christliche Gesammtheit machte das Programm ebenso wie die Bestellung. Auf diese Art waren sie gewissermaßen zu allererst genöthigt, sich selbst etwas zu vergessen und sich an die bei den Theologen oder beim Volke gültigen und gangbaren Glaubensansichten zu binden. So brachten sie nur klarer, bestimmter vor Augen, was bereits jeder im Kopfe und im Herzen hatte, und gelang ihnen ihre Arbeit, so konnten sie sich nicht füglich allen Ruhm davon beimessen. Daher kommt es, daß sie so wenig daran gedacht haben, uns ihre Namen zu überliefern, indem sie wohl fühlten, daß sie zu viel beansprucht hätten, wenn sie bei ihren Leistungen den schuldigen Antheil und Anstoß anderer nicht mitrechneten. Um auf den Grund ihrer Werke zu kommen, müssen wir also den gemeinsamen und volksmäßigen Vorstellungen nachforschen, von denen sie angeregt und geleitet wurden. Da diese Vorstellungen von alters her überkommene und vererbte waren, so können sie nur da gesucht werden, wo sie sich ursprünglich ausbildeten, — in der kirchlichen Lehre und Mystik, in der religiösen Sage und Dichtung. Letztere ist nicht von der Kirche ausgegangen, sie verdankt ihre Entstehung dem wunderfüchtigen Volksglauben und hat von diesem den fabelhaften Anstrich bekommen, dessentwegen sie so übel berüchtigt und bisher so unbeachtet geblieben ist, obgleich sie im Mittelalter einen breiten Platz einnimmt und in zahlreichen Denkmalen auftritt. Ein feineres Gesicht und Gefühl würde die Spuren davon überall erkennen. Aber gewöhnlich sieht man nicht viel vom Mittelalter, und fühlt davon noch weniger. Uns fehlt die Naivetät, sein hervorstechender Charakterzug, und der Köhlerglaube, sein Lebenselement, ist uns noch fremder. Kaum aus dem Mittelalter heraus, sind wir in tausend Fällen ebenso wenig

im Stande, ſeine Werke zu begreifen als aus dem räthſelhaften Alphabet einer unbekannten Sprache die Geheimniſſe der allerälteſten Culturepochen zu erklären. Oder vielmehr, mit einem wunderbaren Aufwand von Ausdauer und Scharfſinn hat die Wiſſenſchaft, ihrer eigenen Verſicherung nach, es wieder bis zum Leſen der alten ägyptiſchen Hieroglyphen gebracht, und buchſtabirt jetzt auch, ſo heißt es, ganz geläufig die babyloniſche Keilſchrift, verſtummt aber oft bei Bildern, von denen vor einigen hundert Jahren der geringſte Mann wie von etwas Allbekanntem ſprach.

Meine Arbeit hat vornehmlich den Zweck, dem kunſtliebenden und geſchichtleſenden Publikum einige Ausdrücke dieſer verlernten Sprache in Erinnerung zu bringen und einige Aufſchluß- und Auslegungsmittel dadurch an die Hand zu geben, daß ſie die Schriftwerke mit den Kunſtwerken in Verbindung ſetzt, und anzeigt oder wenigſtens durchmerken läßt, wie überraſchend die Darſtellungen in den kirchlichen Kunſtdenkmalen mit den Schilderungen in den gleichzeitigen religiöſen Geſchichten und Sagen zuſammentreffen. Gewöhnlich ſchiebt man die ſchwere Fracht der ebengedachten Erzeugniſſe des Mittelalters unter dem Namen abgeſchmackter Poſſen als einen werthloſen Quark vornehmthuend beiſeite, und nicht ohne diejenigen zu bedauern, die ſich einer ſo peinlich mühſamen Lectüre unterziehen und durch den ungeheuern Wuſt von Legenden hindurcharbeiten. Trotz dieſer nicht ſehr anfeuernden Stimmung will ich den Verſuch wagen, von jener ſo ſchlecht angeſchriebenen und ſo ſchief angeſehenen mittelalterlichen Poeſie eine kleine Geſchichte zu entwerfen. Selbſt in ſeiner engen Faſſung würde dieſer Ausſpruch noch ſehr vermeſſen erſcheinen, wenn ich nicht ſogleich die Verwahrungen, die er in ſich begreift, einlegte und den Erwartungen, womit man billig kommen könnte, ein Ziel ſetzte. Ich bin nicht geſonnen, eine Geſchichte der religiöſen Poeſie des

Mittelalters in ihrem ganzen Umfange und Verbande zu ſchreiben, — ein ſo weitläufiger Gegenſtand verlangt unendlich mehr Gelehrſamkeit und Muth, als ich aufzuwenden habe; ich will nur eine beſtimmte Gattung religiöſer Dichtungen, nämlich die Legenden, und von dieſen wieder nur eine beſondere Gruppe ausheben, mit Rückſichtnahme auf ihre Beziehungen zur Geſchichte des chriſtlichen Bilderweſens. Selbſt hierüber erwarte man keine eigentliche Specialgeſchichte, ſondern eine bloße hiſtoriſche Skizze, von der redlicher Fleiß alles Verdienſt und Sorgfältigkeit allen Anſpruch ausmachen ſollen. Den Sach- und Fachmännern wird, hoffe ich, nicht entgehen, und die übrigen mögen verſichert ſein, daß ich immer aus den Quellen geſchöpft habe, obwol mir die geringe Bogenzahl, auf die ich meine Arbeit beſchränken mußte, nicht geſtattet hat, dem Texte Citate, alſo, wenn ich ſo ſagen darf, dem eingeſchenkten Wein die Treſtern beizugeben, aus denen er gepreßt worden iſt. Daß der bibliographiſche Kleinkram gar keine Aufnahme und der große literariſche Apparat nur ſo viel Beſprechung fand, als unentbehrlich ſchien, mag der Zweck des „Hiſtoriſchen Taſchenbuch“ und der Plan meiner ſkizzenartigen Abhandlung entſchuldigen.

Der Inhalt aller chriſtlichen Legenden iſt im ganzen ſehr einförmig. Wie die alten Heldenſagen Griechenlands, die ſich von der Niederlaſſung der Hellenen in Europa herſchrieben und fünf Jahrhunderte lang der Ode, dem Drama, dem Liede, allen Dichtungsarten Stoff lieferten, ſo beſtehen die religiöſen Poeſien des Mittelalters aus einer ziemlich einfachen Fabel, die meiſt bis in die erſten Zeiten der Kirche hinaufreicht und welche der raſtlos in der Seele des Volks wirkende Trieb der Phantaſie nach und nach erweiterte und veränderte. Heyne's Anſichten über die Ausbildung der griechiſchen Poeſie laſſen ſich in mancher Beziehung auf die Entwickelung der chriſtlichen Dichtung anwenden. Was er

von den Homeriſchen Erzählungen ſagt, das gilt auch von den legendariſchen Erzählungen: an der volksmäßigen Entſtehung und Fortbildung der Legenden wie der Mythen darf kaum ein Zweifel übrig bleiben, und ſolange das Mittelalter dauerte, hatte die Volkspoeſie kein anderes Feld. Freilich fand das Mittelalter keine Legendendichter wie ſie das claſſiſche Alterthum an Homer und Pindar beſaß; aber dennoch war die „Goldene Legende" von Jakob von Varazze oder der Sommer- und Wintertheil den frühern Chriſten ebenſo ein wahrhaft religiöſes und hiſtoriſches Buch, als die „Ilias" oder die olympiſchen und pythiſchen Siegeshymnen es den alten Griechen waren. Die Legenden waren nicht blos Gegenſtände der Unterhaltung und des leichtfertigen Spielwerks in dichteriſcher Hand, ſondern auch Gegenſtände des Glaubens und des Wiſſens. Die Vertrautheit mit den religiöſen Sagen gehörte ebenſo zu den unerlaßlichen Bedingungen der altchriſtlichen Erziehung, als die Kenntniß der mythiſchen Traditionen einen nothwendigen Beſtandtheil der altgriechiſchen Bildung ausmachten. Dieſem Bedürfniſſe kamen bei den Chriſten die Legendenſchreiber entgegen, indem ſie in bunter Reihe oder in gleichartigen Gruppen längere oder kürzere Erzählungen aus dem vorliegenden überreichen Schatze morgen- und abendländiſcher Sagen zuſammenſtellten. Um die Lauterkeit der Quellen, aus denen dieſe Wundergeſchichten herfließen mochten, bekümmerten ſie ſich ebenſo wenig als um die Reinheit des Stils, den ſie bei ihrer Abfaſſung gebrauchten. Man begreift alſo leicht, daß dieſe Legendendichter dem, der auf poetiſchen Genuß ausgeht, nicht ſo ſehr zu empfehlen ſind, als dem, der Erkenntniß überhaupt oder in einem ſpeciellen Punkte ſucht. Allen Anſprüchen auf kunſtgemäße Durchbildung des Stoffs, auf Glätte und Schönheit der Schreibart iſt hier der Zugang verwehrt. Auch unſer religiöſes

Gefühl wird von der Art, wie ſie ſich das göttliche und wunderthätige Weſen dachten, entſchieden abgeſtoßen, und wer ihre Werke zum bloßen Vergnügen und Zeitvertreib in die Hand nimmt, muß, um ſich nicht getäuſcht zu finden, die Stimmung mitbringen, die ſie nicht geben können, aber durchaus verlangen, — ich meine die Stimmung des angehenden Romanleſers. Dieſer erſte jugendliche Standpunkt, der alle Dichtwerke nur nach der Maſſe von Kräften und Thaten, nicht nach der formellen Darſtellung würdigt, und den Gebrauch des Wunderbaren, des Deus ex machina, unbedingt geſtattet, dürfte zum Leſen der Legenden jetzt am meiſten geeignet und auch mit dem frommen Glauben und religiöſen Sinne des Publikums, für das ſie ehemals zur Lectüre beſtimmt waren, am nächſten verwandt ſein. Denn ein ganz bedeutungsloſes Spiel des Zufalls kann man wol ſchwerlich darin erblicken, daß die Legenden gleichzeitig mit den Romanen ihre Glanzperiode erlebten und wie dieſe, aber in überwiegendem Maße, die Lieblingsgattung der Volksliteratur wurden. Ihre Menge iſt außerordentlich; doch glaube ich unbedenklich die Meinung ausſprechen zu dürfen — mag man immer von dem, was auf dem Grunde meines Gehirns ſich bewegt, etwas ungünſtig urtheilen —, daß ich unter den vielen, die ich durchgeleſen oder durchgeblättert, keine gefunden habe, die nicht etwas Anziehendes, Belehrendes oder Anregendes bietet. Einige ſtehen miteinander in Verband und treten gewiſſermaßen zu einem Ganzen zuſammen. Solcher Art ſind hauptſächlich die auf die Perſonen des Evangeliums bezüglichen Legenden. Dieſe Legenden entwickeln ſich gleichlaufend und bilden ſo einen wirklichen Cyklus, den man den *evangeliſchen Sagenkreis* nennen kann. Die dahin einſchlagenden Traditionen ſpielten im Mittelalter die wichtigſte Rolle und ſollen uns vorläufig allein beſchäftigen.

In der Literatur zählen die Legenden des evangeliſchen Cyklus zu den ſogenannten „neuteſtamentlichen Apokryphen“. In der Geſtalt, in der wir ſie beſitzen, liegen ihnen angeblich ältere Apokryphen zu Grunde, die nur dem Namen oder einzelnen Fragmenten nach bekannt ſind und im häretiſchen Intereſſe abgefaßt waren. Ich glaube aber, die Gelehrten unterſcheiden mit Unrecht zwiſchen ebenbürtigen und unebenbürtigen Apokryphen. Alle ſind Kinder einer Mutter, der religiöſen Phantaſie, und wenn ihnen ein Geburtsmakel anhaftet, ſo iſt er allen gemeinſam. Wer unbedingt jedem ſeinen Glauben läßt, der muß ſie als gleichberechtigte Ausflüſſe beſtimmter im erſten chriſtlichen Leben vorhandener Anſichten und Meinungen anerkennen. Fromme und naive Leichtgläubigkeit war eine Eigenheit der erſten Judenchriſten und ihr Erbtheil von der Synagoge her. Der geringe Zuſammenhang zwiſchen der Mutterkirche in Jeruſalem und den Tochterkirchen in Antiochien, Alexandrien, Rom, Korinth ließ begreiflicherweiſe in den chriſtlichen Glaubensvorſtellungen mancherlei Nuancen entſtehen; in Paläſtina namentlich lief das Chriſtliche und das Jüdiſche lange zuſammen, und blieb der neue Glaube in den Banden des alten Geſetzes verſtrickt, von denen er ſich anderwärts leichter und ſchneller losmachte. Die Morgenländer geriethen bei ihrer durch Natur- und Geſchichtsverhältniſſe bedingten Erregbarkeit ſehr leicht in einen fieberhaften Seelenzuſtand, in dem ſie ſtark phantaſirten. Die Abendländer tadelten das an ihrer Glaubenslehre und nannten ſolche Ueberſpannung unorthodox. Mit der Rechtgläubigkeit in religiöſen Dingen hat es aber dieſelbe Bewandtniß wie in Kunſtſachen mit der Naturwahrheit, die jener deutſche Maler vortrefflich erklärte, indem er ſagte: „Meine Natur iſt wahre Natur; die Natur anderer, die von der meinigen abweicht, iſt falſche Natur, Unnatur.“ So iſt unſer Glaube ganz rechtgläubig; der Glaube anderer aber,

der mit dem unſerigen nicht zuſammenſtimmt, iſt ſchiefgläubig, unorthodox. Schon aus dem Vorwort zum Evangelium des Lucas erfahren wir, daß im apoſtoliſchen Zeitalter das Leben und die Lehre Jeſu viele unberufene Bearbeiter gefunden hatte, und bald nachher ſteigt mit dem zunehmenden Gewimmel der Sekten auch die Flut der Evangelien, Apoſtelgeſchichten, Epiſteln und Apokalypſen. Epiphanius erwähnt die Producte dieſer üppig aufſchießenden Literatur als tauſendweiſe bei den Gnoſtikern vorhanden, und Irenäus nennt ſie eine „unſagbare Menge apokryphiſcher und abſcheulicher Schriften". Gewiß nicht alles Geſchriebene dieſer Art war ein echtes Evangelium, wie denn auch von Simon bis zu Marcion jeder nur etwas bedeutende Sektenhäuptling ſein beſonderes Teſtament hatte und es mit großem und, ich glaube, aufrichtigem Ernſt im Lande predigte. Man kann aber, wenn man unbefangen urtheilen will, keineswegs hierin die unſaubern Wirkungen des Giftes und Eigennutzes vielfältiger Rotten und Sekten ſehen. Angenommen auch, daß jene Apokryphen mit Einmiſchung individueller An- und Abſichten verfaßt ſind, das Volk fand ſein Denken darin wieder, und ebendarum, weil die Apokryphen einem allgemeinen Gefühle entſprachen, konnten und mußten ſie ſich allgemeiner verbreiten. Jedes oder wenigſtens beinahe jedes Apokryph hatte wol dem naiven Anſtoße des Volksglaubens ſeinen weſentlichen Urſprung und Inhalt zu verdanken, nicht aber dem egoiſtiſchen Antriebe eines einzelnen Sektirers. Die Apokryphenſchreiber wiederholten nur, was ſie vorfanden, ſodaß die alten chriſtlichen Sagen und Geſchichten von ihnen nicht ſowol geſponnen, als ausgeſponnen ſind. Wären dieſe Sagen und Geſchichten nach Art der Lehrfabeln oder didaktiſchen Romane entſtanden, d. h. auf die Art, daß man gewußt hätte, die Moral oder die Doctrin allein ſei der von der willkürlichen Form wie von einer Schale eingeſchloſſene

Kern der Erzählung, so wären sie vielleicht Stoff populärer Unterhaltung, aber niemals Gegenstand der Volksglaubens geworden. Das Trübe und Extravagante, was in ihrer Natur lag, vertrug sich freilich nicht mit den reinern Begriffen, die sich auf den Höhepunkten des christlichen Bewußtseins ausgebildet hatten. Die Bischöfe hielten die wundersüchtigen Uebertreibungen für häretische Hirngespinnste, und bemühten sich, die damit angefüllten Schriften aus den Händen des Volks zu entfernen und auf die Seite zu schaffen, was ihrem Einfluß und Eifer auch in beträchtlichem Umfange glückte; aber die Quelle, aus welcher in stets neuer Verjüngung eine endlose Menge anderer Apokryphen hervorströmte, konnten sie nicht ableiten, ohne, nach einem bekannten Sprichwort, das Kind mit dem Bade zu verschütten. In älterer Zeit übrigens, wo im Christenthum die Grenzlinie zwischen kanonischen und unkanonischen Schriften, zwischen Orthodoxie und Häresie, noch nicht überall haarscharf gezogen und streng gültig war, wurden von angesehenen Kirchenlehrern manche verloren gegangene Apokryphen den kanonischen Büchern fast gleichgestellt, und noch viel später hatten die Gelehrten, vorzugsweise natürlich die Theologen, eine starke Neigung, die übrig gebliebenen Schriften dieser Art in manchen Punkten als authentische Ergänzungen des Neuen Testaments gelten zu lassen. Ich will jedoch den Streit, der sich hierüber entsponnen und sehr in die Länge gezogen hat, nicht wieder einfädeln; für meinen Zweck kommt schlechterdings nichts darauf an, wie viel oder wie wenig Glaubwürdigkeit sie anständigerweise verdienen; ich betrachte sie nicht als Urkunden positiver Geschichte, sondern als Zeugnisse moralischer Geschichte, und wenn bei jenen ihre Brauchbarkeit viel Einrede leidet, so ist sie bei diesen nicht abzustreiten. Es sind in der That unverfängliche, vielleicht etwas zu abergläubische, aber gewiß arglose Erzählungen, die, wie

ihr Name Legenda besagt, zu Vorlesungen an Festtagen in der Kirche gebraucht, und nachher zu Hause, im Zelte, auf dem Felde, beim Wallfahren wiederholt wurden. Zwar ist dabei von dem, der sie zuerst aufzeichnete, oft die Vorschrift des Aristoteles befolgt, das Alterthümliche mit Berufung auf fremde Autorität lieber als in eigener Person zu berichten, um den Schein des Wunderbaren zu vermindern und für seine Wahrheit einen glaubhaften Gewährsmann zu stellen; aber die Treuherzigkeit und Ehrlichkeit, die Freiheit von eigensüchtigen Nebenzwecken schimmert überall durch und bürgt für die Echtheit dieser Gemälde von dem Seelenleben der ersten christlichen Gemeinden. Die Umänderung der Denkungsart, die unter dem Einflusse der evangelischen Glaubenslehre in den niedern Volksklassen vorging, kann man nirgends besser verfolgen. Es ist möglich, ja sogar nicht zu bezweifeln, daß die hier mitgetheilten speciellen Nachrichten von Momenten im Leben des Erlösers und seiner Mutter, worüber die kanonischen Evangelien sich entweder gar nicht oder nur karg aussprechen, sehr ungenau und unzuverlässig sind, aber die sich unbewußt darin kundgebenden Sitten und Anschauungsweisen haben den Stempel der Richtigkeit und Bewährtheit an sich. Mögen auch Christus und Maria nie so gesprochen und gehandelt haben, als die Sagengeschichte sie sprechen und handeln läßt, so war jedoch diese fingirte, unsern heutigen Begriffen von Schicklichkeit und Ehrbarkeit höchst anstößige Art des Benehmens durchaus im Sinne der damaligen Zeit, und schien ganz passend und ruhmvoll für die verehrten Personen, denen sie beigelegt wurde. Jene Legenden sind daher ein volksmäßiger Commentar des Evangeliums und selbst die Lüge darin ist Wahrheit. Der Urperiode der christlichen Sagenerzeugung, wie man die apostolische Zeit nennen kann, war die innere Nothwendigkeit auferlegt, die evangelischen Sagen so zu ge-

ſtalten, als ſie ſich geſtaltet haben. In der übereinſtimmenden Art, wie dieſe Sagen die dogmatiſchen Ideen und Begriffe, das Unſinnliche und Unfaßliche in concreter Form geben und ſinnlich vergegenſtändlichen, erkennt man ihren engen Zuſammenhang mit der Auffaſſungsweiſe des Volks. Das religiöſe Gemüth der Mehrzahl verlangte Leibhaftigkeit Gottes; es hielt ſich ausſchließlich an die Erſcheinung Chriſti und ſeine Perſönlichkeit, und dieſe bildete die Sage weiter aus, indem ſie Chriſtus in die gewöhnlichſten Tagsvorfälle und Lebenslagen verſetzte und ihn dabei denken, fühlen, ſprechen und handeln ließ wie ein individuelles, mit Wunderkräften begabtes Weſen. Daß die alte chriſtliche Zeit ſich ſo überaus fruchtbar bewieſen hat im Hervorbringen von Sagen und Wundergeſchichten, iſt nicht etwas eigenthümlich Auffallendes, ſondern eine in der Geſchichte aller Religionen wiederkehrende Erſcheinung.

Die allgemeinere Urſache dieſer Fruchtbarkeit findet ſich zunächſt in der menſchlichen Seele, und zwar in dem Theile der menſchlichen Seele, der das Wunderbare hervorbringt und hervorzubringen nicht laſſen kann. Schon längſt haben ſcharfſinnige Forſcher bei ihren Unterſuchungen über den Urſprung der Mythen bemerkt, daß in dem Verhältniß, in welchem die Menſchen geſitteter wurden, auch die Götter ſich cultivirten, weil der Menſch ſich ſeine Götter immer nach ſeinem Bilde macht. In dieſer Bemerkung liegt ſehr viel Gründliches und Wahres; aber um ſie richtig aufzufaſſen, muß man hinzuſetzen, daß Götter, Götzenbilder, Fetiſche ſammt und ſonders das Product von dem Theile der menſchlichen Seele ſind, der Wunderbares verlangt und unaufhörlich mit innerer Nothwendigkeit und Geſetzmäßigkeit erzeugt. Das Wunderbare wechſelt mit den Zeiten; es iſt bald reiner, überſchwenglicher, kurz göttlicher, je nach den herrſchenden Begriffen über die Gottheit; bald trüber,

plumper, kecker, je nachdem Helden oder Heilige vorgezogen werden; aber jedes Jahrhundert hat ſein Wunderbares, jede Zeit macht ſich Fetiſche, weil der Menſch ſie nicht miſſen kann. Es iſt ein großer Irrthum, zu glauben, daß nur die Wilden Fetiſche haben, oder zu verkennen, daß ſelbſt unter civiliſirten Völkern Wilde ſind, die Fetiſche brauchen. Alle Grade der Cultur und folglich auch alle Grade des Wunderbaren finden ſich bei einer gebildeten Nation, vom Fetiſchismus an, der das Wunderbare für die Unwiſſenden iſt, bis zur Trinitätslehre, die von den Unterrichteten als das Unbegreifliche erkannt wird. Jeder Menſch hat in ſeiner Seele den Rahmen Gottes, einen großen oder kleinen Rahmen, je nach der Größe oder Kleinheit der Seele. Selbſt unter den Chriſten, wer bezweifelt es? ſind engherzige, beſchränkte Seelen, die aus dem dreieinigen Gott nur einen Klotz machen; und im Alterthume — wer kann daran zweifeln? — waren große und edle Seelen, welche die Klötze des heidniſchen Volksglaubens zu einem erhabenen und reinen Gott umgeſtalteten.

Ein beſonderer Grund der erſtaunlichen Vervielfältigung evangeliſcher Sagen lag ferner in dem krankhaften Verlangen nach Erlöſung aus Troſtloſigkeit und Dunkelheit, welches im Moment des Auftretens der chriſtlichen Religion die Welt ſozuſagen peinigte und zum Wunderglauben hintrieb. Schon das römiſche Sprichwort bezeichnete den Juden als ein leichtgläubiges Weſen, und die neubekehrten Judenchriſten behielten dieſen angeerbten Hang zum Wohlgefallen an allem Unglaublichen um ſo mehr, als ſie den Kopf noch voll hatten von den Wundern, welche die Einbildungskraft der Rabbiner erſann. Bei den erſten Heidenchriſten war die Vorliebe für Märchen und Fabeln ebenfalls noch zu tief eingewurzelt, als daß ſie ſo ſchnell überwunden und ausgerottet werden konnte. Ihr religiöſes Bedürfniß forderte gewiſſermaßen

einen Schadenerſatz für den Verluſt der geliebten Mythen ihrer Jugend, und eine Ausfüllung der großen Leere, die in ihrem Gemüth durch den Einſturz der alten Götterwelt entſtanden war. So viel wirkliche Wunder hatten überdies die Geiſter erſchüttert, daß die Stimmung, an erdichtete Wunder zu glauben, allgemein verbreitet ſein mußte. Wenn es keinen großen Mann gibt, der nicht ſeine Mythologie hat, wenn wir ſehen, wie ſchon die Zeitgenoſſen dem erſten franzöſiſchen Kaiſer von ſeinen eigenen Thaten ins Geſicht hinein fabelten, und wie, nachdem er kaum die Augen zugedrückt, ſich um ſein Grab ein ganzer napoleoniſcher Sagenkreis anſetzt, was mußte nicht geſchehen bei einem göttlichen Leben, deſſen Gang auf Erden ungleich größere Wunder bezeichnet hatten? Die kleine Anzahl der Chriſten, ihr iſolirtes Leben, ihre hohe Ehrfurcht gegen alles, was die Lebensgeſchichte des Herrn und ſeiner Apoſtel betraf, waren ebenſo viel Anläſſe der Entſtehung wunderbarer Sagen. In den erſten Zeiten hatten die Chriſten noch keine geſchriebenen Bücher: der dogmatiſche und hiſtoriſche Unterricht war nur mündlich. Traf es ſich nun, daß ein Apoſtel oder ein Schüler der Apoſtel in einer kleinen Stadt des Orients oder Occidents Worte der Stärkung und Zuverſicht an ſeine Brüder richtete, und ihnen erzählte, was er ſelbſt erlebt oder von andern gehört hatte, ſo gingen die einfachen Ausſagen im ganzen Reiche von Mund zu Mund; jeder Chriſt ſetzte von ſeinem Glauben und Gefühl etwas hinzu. Es war nicht mehr die alleinige Sprache eines einzelnen Chriſten, ſondern die gemeinſame Sprache der Chriſtenheit. Wahre Thatſachen, wirkliche Reden wurden ſo auf ganz natürliche und unvorſätzliche Art ausgeſchmückt, bereichert und abgeändert; aus eigenem Antriebe und faſt unbewußt, inſtinctartig ergänzte man die lückenhaften oder flüchtigen Mittheilungen, welche die Phantaſie anregten, ohne ihr völlig Genüge zu leiſten.

Wenn man auch diesen Geschichten und Sagen einen nur sehr relativen Werth für ihre Zeit und gar keine Bedeutung für die Folgezeit beilegen wollte, so wären sie immerhin schon beachtungswerthe literarische Denkmale. Ihre Wichtigkeit steigert sich aber eigenthümlich, wenn man in Anschlag bringt, daß sie bei weitem nicht unergiebig sich bewiesen, sondern im Verlauf der Jahrhunderte auf Kunst und Dichtung entschieden eingewirkt und einen außerordentlichen Formenreichthum angenommen haben. Sie sind die Quelle der mystisch-poetischen Strömung, die durch das ganze Völkerleben des Mittelalters geht und den mächtigen Flüssen gleicht, welche mit ihrer Wassermasse einen ganzen Welttheil versehen und anfangs nur als kleine Bäche in einer engen Bergschlucht rinnen. Dieser Vergleich ist auch noch in anderer Hinsicht passend; denn wie man erst spät nachgefragt, wo die fließenden Gewässer auf Erden entsprangen, so hat man nur in einer verhältnißmäßig jungen Zeit sich nach der Quelle umgesehen, aus welcher die weitverbreiteten Sagen und Dichtungen, woran der alte Glaube sich labte, hergekommen seien. Die sie verbrauchenden Menschenalter bekümmerten sich nicht um die Ursprünge der alten Kirchensagen, die vom 6. bis zum 16. Jahrhundert in unbedingtem Ansehen standen und die Seele des Volks wie die Phantasie der Dichter und Künstler beherrschten. Aber nach tausend Jahren, als die religiöse Gesinnung, aus welcher sie das Oel des Lebens zogen, abnahm und die überwiegende Verstandesbildung die Quelle der kirchlichen Dichtung austrocknete, verkamen die alten Sagen, und die daraus hervorgegangenen Literatur- und Kunstdenkmale blieben als Schutt der Vorzeit liegen, ja sie wurden bald angefeindet und aufgeräumt. Nur die ältesten Einkleidungen dieser Sagen würdigte man hinfort noch der Aufmerksamkeit, wegen ihres Zusammenhangs mit dem Neuen Testamente, dessen

Revidirung bekanntlich die Hauptangelegenheit der Gelehrten des 16. Jahrhunderts war. Seitdem beschäftigten sich vornehmlich die Kirchenhistoriker und Schriftausleger mit diesem Gegenstande; man würde aber in einem großen Irrthume befangen sein, wenn man bei den gelehrten Forschern etwas anderes als ein theologisches oder philologisches Interesse finden wollte. Die Sucht der Controverse, der Eifer für die Reinheit des christlichen Glaubens, vielleicht auch das Trachten nach einem berühmten Namen in dem damals sehr hochgeachteten Gelehrtenstande, waren die lebhaftesten Anstöße und Anlässe zu ihrem speciellern Umgange mit den neutestamentlichen Apokryphen. Der unehrerbietige Ton, in dem sie sich hierüber auslassen, sagt zur Genüge, daß ihnen solche alberne Märchen und lügenhafte Erdichtungen ganz werthlos und unergiebig für Seelen- und Sittengeschichte erscheinen. Unter diesen strengen Kritikern sind jedoch einige, die sich durch fleißiges, bisweilen liebevolles Sammeln, Sichten, Erläutern und Herausgeben der verschrienen Literaturüberreste des christlichen Alterthums einen verdienten Ruf erwarben und zur Wiederbelebung derselben beitrugen.

Der hervorstechendste ist der deutsche Polyhistor Johann Albert Fabricius, eine Ausnahme unter den Fachmännern alten Schlags, sowol mit seiner seltenen Gelehrsamkeit, als mit seiner Empfänglichkeit für das culturhistorisch Bedeutsame und poetisch Anziehende jener Schriften, die er einmal flüchtig durchgelesen hatte und zu denen er sich, im vollsten Gewühl seiner Beschäftigungen mit der Sprache und Literatur des classischen Alterthums, immer wieder hingetrieben fühlte. Er selbst erzählt uns, wie er nach dem Antritt seines Amtes in Hamburg, bei einem frugalen Abendessen, mit seinem Freunde Hillischer lange hierüber plauderte, und beide sich fest vornahmen, eine Gesammtausgabe davon zu besorgen. Fabricius allein blieb seinem Vorsatze treu, und

veröffentlichte 1703 ſeine erſte Sammlung der „Neuteſtamentlichen Apokryphen“ in zwei Bänden, welche 1719 in zweiter Auflage und mit einem dritten Bande vermehrt erſchienen. Man iſt beſtürzt bei dem Gedanken an den zu einer ſolchen Arbeit erforderlichen Fleiß und Wiſſensumfang, und die Ausführung ſcheint gleichſam ein Wunder, wenn man hinzunimmt, daß derſelbe Verfaſſer gleichzeitig neben ſeinen Schulcurſen noch die Anſtalten zu zwei andern ebenſo großen Sammelwerken betrieb. Im Jahre 1723 vervollſtändigte er ſeine Sammlung der „Neuteſtamentlichen Apokryphen“ durch die Ausgabe der ſogenannten „Pſeudepigraphen des Alten Teſtaments“, worin er die wichtige Seite der von ihm edirten Documente genau bezeichnet. „Glaube nicht, lieber Leſer“, ſagt er, „daß ich mich von dieſen Märchen bethören laſſe“ (der gute Mann hatte vorher eben eingeſtanden, er finde viel Gefallen daran). „Wenn ich mir einredete, ſie ſammeln zu müſſen, ſo geſchah es in der Meinung, daß ihre Haltloſigkeit nicht beſſer herausgeſtellt werden könne, als durch das vollſtändige Vorlegen der Actenſtücke und ihre Verweiſung an das ſchiedsrichterliche Urtheil des gewiſſenhaften und unbeſtochenen Leſers. Da es ohnehin Documente von altem Datum ſind, ſo haben ſie, denke ich, einen gewiſſen Nutzen für ſolche, die ſich mit dem Studium der kirchlichen Alterthümer befaſſen. Außerdem iſt dabei nicht alles unecht und, um mit dem Dichter zu reden, nicht lauter Lüge kommt aus dem Munde der Kretenſer. Ueber jüdiſche Sitten, Gebräuche und Herkömmlichkeiten enthalten die Apokryphen mancherlei Nachrichten, die man nicht ſo liegen läßt, ſondern mit Vergnügen und Vortheil aufhebt. Hier heißt es wol recht eigentlich, was Clemens von Alexandrien ſagt: «Es gibt Dinge, deren Unbrauchbarkeit noch brauchbar iſt.»“ Mit ſolchen geiſtreichen und gelehrten Wendungen will Fabricius behutſamerweiſe verſtecken, was

ihn eigentlich zur Herausgabe der Apokryphen bewogen hatte, nämlich ſeine Vorliebe für die alten Kirchenſagen. Später durfte Herder dieſelbe Vorliebe ſchon unverholen ausſprechen; aber zu Fabricius' Zeiten waren die proteſtantiſchen Vorurtheile gegen alles, was die katholiſche Kirche gebilligt oder zugelaſſen hatte, noch ſo ſtark, daß man dem hamburger Profeſſor ein ſo freimüthiges Bekenntniß ſehr verdacht haben würde. Zwei Ueberſetzungen ſeiner Sammlung der „Neuteſtamentlichen Apokryphen", eine engliſche von Jeremias Jonas (1722) und eine franzöſiſche, vom Abbé Bigex unter Voltaire's Leitung veranſtaltet und von dieſem in philoſophiſchem Sinne überarbeitet (1769), bezeugen das Aufſehen, welches jene Sammlung in Europa erregte; aber die immer mehr durchdringende feindliche Richtung gegen die chriſtliche Religion und Tradition brachte ſie nachher in Vergeſſenheit, bis vor etwa dreißig Jahren der gelehrte Theolog Johann Karl Thilo in Halle eine neue kritiſche Ausgabe unternahm, die allen frühern an Gründlichkeit und Reichhaltigkeit überlegen, jedoch durch den Tod des Verfaſſers unvollendet geblieben iſt.

Die von Fabricius und Thilo bekannt gemachte Sammlung der „Neuteſtamentlichen Apokryphen" begreift vierzehn Hauptlegenden. Sie ſind, ſo wie wir ſie beſitzen, eigentlich keine Originalwerke der apoſtoliſchen Zeit; die älteſten kennen wir leider nur aus den Citationen der kirchlichen Schriftſteller und aus dürftigen Fragmenten, die ſich noch in der Literatur der erſten chriſtlichen Jahrhunderte vorfinden. Den einigermaßen ganz vorhandenen Legenden iſt an den häufigen Tautologien, Unterbrechungen, Einſchiebſeln und Anflickungen leicht anzumerken, daß ſie in ihrer gegenwärtigen Geſtalt aus einer Art von poetiſchem Synkretismus hervorgegangen und frühzeitig aus den vereinzelten Kirchenſagen zu einem Erzählungsganzen zuſammengeſchmolzen ſind. Ihre

letzte Abfassung fällt meist in das 3. Jahrhundert. Sie bilden mit ihrer natürlichen Gruppenabtheilung einen Cyklus, der die ganze Geschichte des Christenthums, von der Empfängniß der Mutter des Erlösers bis zur völligen Verbreitung des Evangeliums, umfaßt. Die Plan- und Regelmäßigkeit dieses Themas verräth deutlich den poetischen Volksinstinct. Die Geschichte hat keinen solchen Charakter von Abrundung und Vollendung; ihre Gemälde, immer unvollständig und lückenhaft, weil sie Unfertiges und Werdendes ausdrücken, entwickeln sich nicht auf eine so abgemessene und folgerechte Art. In mancher Beziehung gilt von der Volksphantasie, was die Alten von der Natur sagten: Es schaudert ihr vor dem Leeren; sie leidet im Leben ihrer Lieblinge und Helden nicht die weißen Blätter, welche die Geschichtsbücher oft zulassen müssen, und ergänzt mit ihren Hinzudichtungen, was die Biographen verschwiegen oder nicht wußten. Um die evangelischen Legenden in ihrem Zusammenhange zu fassen, muß man sie, ohne Rücksicht auf ihre muthmaßliche genetische Ordnung, nach ihrer chronologischen Personenfolge und ihrem Inhalte durchgehen; aber auch dann erwarte man kein geschlossenes harmonisches Ganze, sondern immer nur eine lockere Reihe fortgesetzter Erzählungen, die weder einem Verfasser noch einem Zeitalter angehören, sodaß sie ineinander übergreifen, in ihren Situationen und Begebenheiten sich wiederholen und manchmal auch widersprechen. In allen ist etwas von allem; in mehreren findet sich, bis auf einzelne Umstände, derselbe Inhalt, nur anders abgefaßt und weiter ausgeführt, je nach dem Zeit- und Volksgeiste, der den traditionellen Stoff verarbeitete.

Die erste Legende, nach dem von uns angedeuteten Gesichtspunkte ist das „Evangelium von der Geburt Maria's". Wie alle andern stammt sie aus dem Orient, wo

ſie mehrere Jahrhunderte lang ein großes Anſehen hatte, ehe ſie ſich im Abendlande verbreitete und daſelbſt im Mittelalter ebenſo berühmt als bekannt wurde. Die Tradition nannte den Evangeliſten Matthäus als Verfaſſer, und die griechiſchen Mönche, die ſie um das 6. Jahrhundert aus Aſien nach Europa brachten, ſchrieben die lateiniſche Ueberſetzung dem heiligen Hieronymus zu. Es iſt eine der älteſten und folglich ſchmuckloſeſten Legenden des ganzen Cyklus. Man merkt hier eine noch furchtſame Einbildungskraft, die aus frühern Apokryphen ſammelt und in das Gewebe der Erzählung kaum einige Verzierungen hineinzuſpinnen wagt. Die Schüchternheit des Verfaſſers zeigt ſich jedoch weniger in der Erfindung als in der Ausführung; denn wir treffen hier bereits die Subſtanz des Inhalts der ſpätern apokryphiſchen Evangelien: die Schilderung des patriarchaliſchen Lebens von Joachim und Anna, die Engelerſcheinungen, die Geburt Maria's, ihre Einweihung und Erziehung im Tempel, ihre Trauung mit Joſeph, ihre Erwählung zur Mutter des Heilands und ihre Niederkunft in Bethlehem; aber zu allen dieſen Epiſoden ſind hier nur die erſten Striche und Umriſſe gegeben; kurz, man kann von dieſer Legende ſagen, ſie ſei das Thema, das bei den andern Bearbeitungen zu Grunde gelegt ſcheint.

Das „Protevangelium des jüngern Jakobus" hat in der That denſelben Zweck und Inhalt wie das Vorhergehende, dem es ſich auch im Vortrage noch einigermaßen anſchließt. Der franzöſiſche Orientaliſt Guillaume Poſtel traf auf ſeiner Reiſe im Morgenlande ein handſchriftliches Exemplar dieſes Evangeliums in griechiſcher Sprache, und verfertigte davon eine lateiniſche Ueberſetzung, die bei ihrem erſten Erſcheinen im Jahre 1552 eine Menge von Flugſchriften veranlaßte, worin der arme Herausgeber nicht blos ein Narr und Faſelhans, ſondern auch ein ehrloſer Wicht,

ein niederträchtiger Verfälſcher, ein greulicher Ketzer und Religionsverdreher geſcholten wurde. Die Proteſtanten entwickelten bei dieſem Streite eine ganz beſondere Heftigkeit. Man war damals in vollem Eifer gegen den Aberglauben des Mittelalters, und dieſer Eifer erhitzte die Köpfe bis zur Verblendung. Sonſt hätte der berühmte Henricus Stephanus ſich wol ſchwerlich hinreißen laſſen zu der Behauptung, die fragliche Schrift ſei eine halb jüdiſche, halb muſelmaniſche Rhapſodie und ein in tückiſchem Sinne gegen die chriſtliche Religion angelegtes Machwerk. Das bloße Durchleſen überzeugt vom Gegentheil; es herrſcht darin eine Einfachheit, eine Anſtaltloſigkeit, die jede boshafte Abſicht und gefliſſentliche Feindſchaft ausſchließt. Man bemerkt allerdings einige Züge, die aus arabiſchen Legenden hergenommen ſcheinen; aber das Zuſammentreffen der Erzählung mit dem Inhalte anderer anerkannt aus chriſtlicher Quelle herrührender Marienevangelien läßt keinen Zweifel über ihren Urſprung. Ohnehin wiſſen wir durch authentiſche Zeugniſſe, daß ſie in die erſten Zeiten der chriſtlichen Kirche hinaufreicht. Juſtin der Märtyrer im 2. Jahrhundert, gedenkt derſelben; Clemens von Alexandrien beſtreitet die darin enthaltenen Märchen; Tertullian, Origenes, Epiphanius beziehen ſich darauf, und ein ſehr alter Schriftſteller betrachtet ſie als ein recht verſtändiges Buch. Ausgemacht iſt, daß dieſe Schrift ungemeines Anſehen hatte in der orientaliſchen Kirche, wo ſie von vielen griechiſchen Vätern für ein echtes Werk gehalten und daher nicht nur zu homiletiſchen Zwecken häufig benutzt, ſondern auch an den Marienfeſten öffentlich vorgeleſen wurde. Eine arabiſche und koptiſche Ueberſetzung bekunden, nicht minder wie der Name „Protevangelium“ ſelbſt, die große Achtung und Verbreitung, deren die Schrift bei den Orientalen ſich erfreute, während die von ſeiten der lateiniſchen Kirchenlehrer und Kirchenvorſteher dagegen erlaſſe-

nen Verwarnungen und Verbote ihr Aufkommen im Abendlande anfänglich hinderten, bis sie später, seit dem 6. Jahrhundert, mehr durchdrang und im Mittelalter für Predigten, geistliche Schauspiele und kirchliche Bildwerke mancherlei Stoff lieferte. Ungeachtet des lauten Tadels, womit die Humanisten gegen diese Legende auftraten, als sie im 16. Jahrhundert übersetzt und gedruckt erschien, fand sie damals noch viel Anklang. Sogar die Zustimmung der Wissenschaft fehlte ihr nicht: der gelehrte Baronius erklärte die Erzählung derselben für achtbar in vielen Rücksichten. Auch ist sie theils aus ältern Apokryphen, theils aus kanonischen Evangelien nicht unglücklich zusammengesetzt, und gibt den noch ergänzungsweise hinzugefügten sagenhaften Stoff in ziemlich schlichter Einkleidung; es sind darin sogar bemerkenswerthe Details, z. B. die Klage der Anna wegen ihrer Kinderlosigkeit und ihr Jubel beim Hinbringen ihrer Tochter nach dem Tempel, zwei schöne Stellen, die mit ihrem lyrischen Schnitt und Schwung von dem prosaischen Ton und trockenen Gang der Erzählung scharf abstechen, und wahrscheinlich Auszüge aus Gesängen, welche der Verfasser, mit Abstreifung ihres metrischen Charakters, in seinen Text eingeschoben hat. Doch muß man gestehen, daß die Darstellung, wenn sie auch im allgemeinen sich durch ihre Einfachheit noch sehr von andern Schriften dieser Gattung unterscheidet und die altjüdischen Sitten recht treu abspiegelt, doch zu oft der Würde und Größe ermangelt. Elie Dupin ist, glaube ich, ungerecht, wenn er diese Schrift „ein albernes Buch voll Märchen und possirlicher Geschichten von der Jungfrau Maria“ nennt; aber unleugbar ist, daß der heilige Stoff nicht immer mit gehörigem Ernst und Anstand behandelt und vielfach ins Gemeine herabgezogen erscheint.

Außer den zwei ebengenannten Schriften haben uns die Christen der ersten Jahrhunderte ihres Glaubens über das

Leben der Mutter des Heilands noch eine dritte Legende hinterlassen. Sie führt den Titel: „Geschichte von der Geburt Maria's und der Kindheit Christi", und wird ebenfalls für ein Werk des jüngern Jakobus ausgegeben. Auch ist sie im Inhalt mit den beiden vorstehenden verwandt, in der Abfassung aber davon sehr verschieden. Während die erste etwas Knappes und Blödes in sich hat und die zweite im ganzen auch noch eine gewisse Strenge und Gebundenheit behält, so bemerkt man hingegen bei der dritten schon die breitere Anlage und dreistere Behandlungsart: die vorher dürre Erzählung fängt an zu grünen und zu blühen, sogar mislich auszuwachsen. Der zweifache Bestandtheil dieses Buchs spricht übrigens für die Herkunft aus mehreren Quellen. Der erste Theil (Kap. 1—17), der die Geschichte von Joachim und Anna, von der Geburt Maria's und ihrem Leben bis zur Reise nach Bethlehem erzählt und dabei in den Hauptzügen dem „Protevangelium des jüngern Jakobus" folgt, ist zierlich und bisweilen recht ansprechend, während der zweite, welcher die Flucht der Heiligen Familie nach Aegypten und den Aufenthalt daselbst beschreibt, in die wundersüchtige Art des noch zu erwähnenden „Evangeliums von der Kindheit Christi" überspringt und von abenteuerlichen Fabeln wimmelt. Hier ist anstatt der alten Quelle eine viel trübere gebraucht und das daraus Hergeholte eigentlich nichts als ein willkürliches Anhängsel. Den gelehrten Forschern scheint durchgängig das Kindische dieser Wundererzählungen mehr aufgefallen zu sein als das Gute und Leidliche des übrigen Inhalts, weshalb, bis zum 18. Jahrhundert, niemand die in Rede stehende Legende dem Druck hatte übergeben wollen. Fabricius wagte es zuerst, und Thilo weiß nicht, wie er sich entschuldigen soll, daß er dieselbe Kühnheit begangen hat. Ich bin kecker und übersetze daraus ein paar Stellen, ohne weiter um Erlaubniß

und Verzeihung zu bitten. Daß dabei einige Varianten aus den beiden andern Evangelien eingeschaltet und die Auszüge mit beständiger Rücksicht auf die als Motive zu Werken der Malerei und Sculptur gebrauchten Momente und Situationen gewählt sind, habe ich wol kaum noch nöthig zu bemerken.

„In Israel (in Galiläa, zu Nazareth, sagt eine andere Version) lebte ein Mann, Namens Joachim, vom Stamme Juda. Er war Schafzüchter, und fürchtete Gott in der Einfalt und Reinheit seines Herzens. Von seinem ganzen Ertrage an Wolle und Lämmern machte er drei Theile; den einen gab er an die Witwen, Waisen, Fremdlinge und Armen, den andern an die Diener des Herrn, und den dritten behielt er für sich, für sein Gesinde und seine Wirthschaft. So that er von Jugend auf, und brachte den Segen des Himmels über seine Heerde, die sich mehrte, daß in ganz Israel keine ihresgleichen zu finden war. Zwanzig Jahre alt, nahm er ein Weib von Bethlehem, mit Namen Anna, vom Stamme Juda, wie er, und aus dem Hause David's, und lebte mit ihr zwanzig Jahre in kinderloser Ehe.

„Nun traf sich's, als das große Fest herankam, daß Joachim mit Leuten seines Stammes nach Jerusalem hinaufging und seine Opfergaben auf den Altar legte. Aber der Hohepriester Isaschar (oder der Priester Ruben, wie er anderswo heißt) stieß sie zurück und fuhr ihn barsch an: «Warum gesellst du dich zu denen, die dem Herrn opfern, da Gott deine Ehe nicht gesegnet und dir keinen Sprößling in Israel verliehen hat?» Auf solche Art vor allem Volk gescholten, ging Joachim weinend aus dem Tempel, und nicht wieder nach Hause, sondern zu seinen Heerden, und trieb mit den Hirten tief hinein ins Gebirge. Anna, sein Weib, hörte fünf Monate lang nichts von ihm, und

grämte ſich in doppeltem Herzeleid, als Witwe und als Kinderloſe.

„Eines Tags, als ſie ſo weinete, ging ſie ins Haus, und auf die Knie fallend, vergoß ſie ihre Bitten vor dem Herrn. Von ihrem Gebet aufgeſtanden, blickte ſie gen Himmel und ſah auf einem Lorberzweig ein Sperlingsneſt. Bei dieſem Anblick ſeufzte ſie und rief: «Herr, allmächtiger Gott, du haſt jedem Geſchöpf Nachkommenſchaft verliehen, den wilden Thieren und den Stallheerden, dem Laſtvieh und dem kriechenden Gewürm, den Fiſchen und den Vögeln, und gibſt ihnen Freude an ihren Jungen; ich danke unterwürfigſt, weil du es ſo angeordnet, daß ich allein an deiner Gnadenfülle keinen Antheil haben ſollte; denn du kennſt mein Herz; du weißt, daß ich keine Kinder für mich begehrt, und gleich bei meiner Heirath deinem heiligen Tempel den Sohn oder die Tochter, die du mir ſchenken würdeſt, gelobt habe.» Und als ſie ſolches geſprochen hatte, erſchien plötzlich vor ihrem Angeſicht der Engel des Herrn und ſagte: «Sei getroſt, Anna; denn dein Sproß iſt bei Gott beſchloſſen, und was du gebären wirſt, ſoll ein Gegenſtand der Bewunderung ſein für alle Jahrhunderte bis an ihr Ende.» Und als er dieſe Worte geſagt hatte, verſchwand er vor ihren Augen. Bebend und betroffen von einer ſolchen Erſcheinung und Rede, ging Anna in ihre Kammer, warf ſich wie todt auf ihr Bett und verbrachte den ganzen Tag und die ganze Nacht mit Zittern und Beten. Alsdann rief ſie ihre Magd Judith und ſagte zu ihr: «Du weißt, daß ich allein bin mit Grämen und Traurigkeit; warum biſt du nicht zu mir gekommen?» Und die Magd antwortete mürriſch: «Wenn Gott deinen Leib verſchloſſen und deinen Gatten von dir abgewendet hat, was kann ich dazu thun?» Und Anna jammerte und weinete laut über ſo harte Worte.“

Im Protevangelium iſt das Geſpräch mit der Magd

milder abgefaßt, auch ganz anders motivirt, und Anna's Klaggebet nebſt der Engelerſcheinung in den Garten verlegt; aber die Künſtler des ſpätern Mittelalters hielten ſich bei ihren Darſtellungen an die obige Verſion, und einige, z. B. Giotto in ſeinen Fresken der Kapelle Madonna dell' Arena zu Padua, haben nicht vergeſſen, bei der betenden Anna in einer Nebenkammer die ſpinnende Magd anzubringen, die als ein ganz unerklärliches und ſogar unſchickliches Detail erſcheint, wenn man die Legende nicht kennt. Im Alten Teſtament findet ſich bekanntlich eine ähnliche Situation, die hier offenbar zum Vorbilde genommen iſt. Man denke an den Anfang vom erſten Buch Samuel's und an die Betrübniß der zweiten Frau Elkana's, die vom Feſtmahl weggeht und einſam ihre Unfruchtbarkeit beweint. In der Bibel iſt das Gemälde kräftiger und ſtärker gegeben als in der Legende, wo chriſtliches Gefühl und etwas Sentimentales durchklingt. Dieſe evangeliſche Auffaſſung, verbunden mit den überall hereinſpielenden jüdiſchen Ueberlieferungen, macht die Marienevangelien zu merkwürdigen Compoſitionen, worin ſich die Zwieſpältigkeit des neuen judenchriſtlichen Lebens ausſpricht. Die Geſchichten von der Geburt Iſaak's, Joſeph's, Simſon's und Samuel's ſind hier bei der Erzählung von der Geburt Maria's als Muſter zu Grunde gelegt. Wie Sarah, Rahel, Hanna und die Frau des Manoah, iſt Anna ſchon viele Jahre unfruchtbar, als ſie Mutter wird. Auch laſſen die Pſeudoevangeliſten dieſe Uebereinſtimmung, worin ſich ihre Nachahmung klar zu erkennen gibt, nicht entſchlüpfen, ſondern ſcharf hervorſpringen mit einem Anflug und Ueberzug von chriſtlicher Geſinnung. Das Gemiſch der Umriſſe und Farben, wovon die Beſchreibung des Hirtenlebens Joachim's ſchon gleich im Anfange ein Beiſpiel liefert, kommt hier im Verlaufe der Erzählung noch oft wieder vor.

„In demſelben Augenblick“, ſagt die Legende, „als ein Engel der Anna erſchien und ihr die frohe Ausſicht auf Nachkommenſchaft eröffnete, kam ein junger Mann ins Gebirge, wo Joachim ſeine Heerden weidete, und fragte ihn, warum er ſich von ſeinem Weibe entfernt halte. Joachim antwortete und klagte, daß er mit Anna in zwanzig Jahren keine Kinder bekommen habe. Und der junge Mann ſprach: «Ich bin der Engel Gottes, und bin deiner Gattin erſchienen, die zum Herrn betete und weinete, und habe ſie getröſtet; denn du haſt ſie in äußerſter Betrübniß gelaſſen. Wiſſe, dein Weib ſoll ſchwanger werden und eine Tochter gebären; gehe alſo aus dem Gebirge und eile nach Hauſe.» Von ehrfürchtiger Scheu ergriffen, betete Joachim den Geſandten des Allerhöchſten an und ſagte zu ihm: «Habe ich Gnade gefunden vor deinen Augen, ſo verweile ein wenig in meinem Zelt und ſegne deinen Knecht.» Der Engel erwiderte: «Nenne dich nicht meinen Knecht, wir ſind beide Knechte *eines* Herrn. Die Speiſe, die du mir anbieteſt, will ich nicht; meine Speiſe iſt unſichtbar, und mein Getränk können die Menſchen nicht ſehen. Verlange alſo nicht von mir, daß ich in dein Zelt trete und von deiner Speiſe koſte; willſt du aber die Gerichte, die du mir zudachteſt, dem Herrn als Brandopfer darbringen, ſo magſt du es thun.»“

Die Reminiſcenzen der Geneſis ſpringen hier in die Augen; unſtreitig iſt der Beſuch der Engel bei Abraham im Hain Mamre zum Muſter genommen, aber der Begriff über die Engel ſchon mehr ausgebildet und verfeinert. Wenn im Alten Teſtament die Engel zu den Menſchen kommen, ſo laſſen ſie ſich die aufgetragene Hausmannskoſt ordentlich ſchmecken (mögen ſie es auch nur ſcheinbar thun), und ihr unkörperliches, ätheriſches Weſen iſt, ſoviel ich mich beſinne, daſelbſt nirgends ſo beſtimmt und ausdrücklich hervorgehoben.

Nach dargebrachtem Brandopfer trat Joachim die Heimreiſe an mit ſeinen Hirten und Heerden. „Als ſie dreißig Tage unterwegs waren, kam der Engel des Herrn zu Anna, die ihr Gebet verrichtete, und ſprach: «Steh auf und gehe nach Jeruſalem ans Goldene Thor, da wirſt du deinen Mann treffen.» Anna machte ſich ſchnell auf den Weg mit ihren Mägden, und hielt ſich weinend dicht am Stadtthor; und als ſie lange gewartet hatte und von ſo langem Harren beinahe ohnmächtig niederſinken wollte, ſchlug ſie die Augen auf und ſah Joachim mit ſeinen Heerden kommen. Anna ging ihm entgegen, und fiel ihm um den Hals, und lobte Gott. Und unter ihren Verwandten und Angehörigen war große Freude, und die Nachricht verbreitete Jubel in ganz Iſrael.“

Neun Monate nachher wurde Anna von einer Tochter entbunden, die ſie Maria nannte und ſelbſt ſäugte. „Als Maria zwei Jahre alt war, ſagte Joachim zu Anna: «Bringen wir die Kleine nach dem Tempel, um unſer Gelübde zu halten, und um der Sorge überhoben zu ſein, daß Gott uns böſe werde und das Kind wegnehme.» Und Anna ſprach: «Wenn wir noch warteten, bis ſie drei Jahre alt ſei; ſo jung könnte ſie aus dem Tempel wieder heim verlangen.» Und Joachim ſagte: «Warten wir noch ein Jahr.» Als ſie noch ein Jahr gewartet hatten, gingen Joachim und Anna nach dem Tempel und überreichten, nebſt der Spende von Opfergaben, ihre dreijährige Tochter Maria, zur Aufnahme unter die Tempeljungfrauen, die Tag und Nacht dem Herrn Loblieder ſangen. Und als Maria vor den Tempel geſetzt wurde, ſtieg ſie ganz allein die funfzehn Stufen, jede eine halbe Elle hoch, eiligſt hinan, ohne ſich umzuſehen und nach ihren Aeltern zurückzuverlangen, wie die Kinder gewöhnlich thun. Alle Anweſenden wurden bei dieſem Anblick von Staunen ergriffen; auch Joachim und

Anna wunderten sich sehr, dankten aber Gott, daß ihr Kind nicht nach ihnen geschrien hatte."

Ich übergehe das Gemälde von den ungemeinsamen Eigenschaften, welche Maria während der elf Jahre entwickelte, die sie im Tempel zubrachte, obwol auch diese Momente im Leben der Heiligen Jungfrau von den Malern theilweise zu Bildern verarbeitet worden sind. Wir erfahren unter anderm, daß Maria ihren jungen Gefährtinnen in allem als Muster vorleuchtete, mit der Prophetin Hanna innige Freundschaft schloß, täglich von einem Engel mit Lebensbrot und Lebenswasser aus dem Paradiese bedient wurde, und die Speisen, die sie von den Priestern empfing, an die Armen vertheilte. So groß war der Ruf ihres Verdienstes, daß ganz Jerusalem davon sprach, und ein Priester, Namens Abiathar, den Tempelvorstehern reiche Geschenke anbot, wenn sie das Mädchen seinem Sohne zur Frau geben wollten. Aber Maria lehnte den Antrag ab, und erklärte, sie gedenke immer unverheirathet zu bleiben. Auch später, als der Hohepriester Abiathar (Zacharias nennt ihn das Protevangelium) die im Tempel erzogenen Jungfrauen nach Hause sendet, damit sie sich nach dem Gesetze in den Ehestand begeben sollen, widerstrebt die damals vierzehnjährige Maria diesem Ansinnen, weil sie dem Herrn gelobt habe, unverheirathet zu bleiben. In dieser Verlegenheit beruft der Hohepriester alle Männer aus allen Stämmen Israels, die sich dahin aussprachen, daß hier der Wille Gottes befragt und seine Antwort abgewartet werden müsse, um zu erfahren, wer das Mädchen in Obhut nehmen solle. Die Priester warfen das Los über die zwölf Stämme Israels, und das Los fiel auf Juda.

„Den andern Tag sagte der Hohepriester: «Wer unverehelicht ist, der komme und trage einen Stab in der Hand.» Und es geschah, daß Joseph mit den jungen Leuten

kam und ſeinen Stab trug. Als ſie alle zuſammen ihre mitgebrachten Stäbe dem Hohenprieſter eingehändigt hatten, opferte dieſer und befragte den Herrn, der ihm antwortete: «Trage alle Stäbe ins Allerheiligſte; da mögen ſie die ganze Nacht bleiben, und morgen früh ſoll jeder den ſeinigen wieder abholen. Aus dem oberſten Ende eines dieſer Stäbe wird eine Taube gen Himmel auffliegen, und demjenigen, an deſſen Stabe ein ſolches Zeichen ſich kund thun wird, ſoll Maria anvertraut werden.» Es geſchah, wie der Herr anbefohlen hatte. Und am andern Tage in der Frühe kamen alle, und der Hoheprieſter, nachdem er Weihrauch geopfert, trat ins Allerheiligſte und holte die Stäbe. Und als er ſie alle zurückgegeben, dreitauſend an der Zahl, und aus keinem derſelben eine Taube aufgeflogen war, legte er ſeine Feſtkleider an, nebſt dem Mantel mit den zwölf Schellen, und ging ins Allerheiligſte. Während er vor dem Altar, wo die Opferflamme loderte, ſein Gebet verrichtete, erſchien ihm der Engel und ſprach: «Hier iſt noch ein kleiner Stab, den du überſehen und nicht für vollgültig geachtet, aber zugleich mit den andern verwahrt haſt. Wenn du ihn nimmſt und zurückgibſt, ſo wird ſich daran das Zeichen offenbaren, das ich dir verkündigt habe.» Dies war Joſeph's Stab. Joſeph aber war ein alter Mann von ärmlichem Aeußern, und als er ſeinen Stab nicht zurückbekam, hatte er ſich nicht getraut, ihn zu fordern, ſondern war beſcheiden hinter allen andern geblieben. Nun rief der Hoheprieſter mit lauter Stimme: «Wer ſeinen Stab noch nicht zurückerhalten hat, der komme und hole denſelben.» Und Joſeph kam erſchrocken herbei, denn der Hoheprieſter hatte ſeine Worte ſehr nachdrücklich betont; und als er nach ſeinem Stabe hinlangte, flog eine Taube heraus, weißer und blendender wie Schnee, und nachdem ſie eine Weile im Tempel hin- und hergeflattert, richtete ſie ſich gen Himmel. Alles Volk wünſchte dem alten

Manne Glück und sagte: «Du bist in deinen alten Tagen hoher Gnade theilhaftig geworden, da Gott dich als Hüter Maria's auserkoren und bezeichnet hat.» Und der Hohepriester sprach: «Nimm hin die Jungfrau, denn an dir hat sich Gottes Wahl geoffenbart. Aber Joseph, verlegen und erröthend, sträubte sich dagegen und sagte: «Ich bin alt und habe Söhne, warum gibst du mir das junge Mädchen?» Der Hohepriester entgegnete: «Joseph, denke daran, wie Korah und seine ganze Rotte umgekommen sind für ihren Aufruhr und Ungehorsam wider den Herrn; es wird dir ebenso ergehen, wenn du Gottes Geboten widerstehst.» Joseph erwiderte: «Ich stemme mich nicht gegen Gottes Willen; nur möchte ich wissen, welchem von meinen Söhnen die Jungfrau als Braut bestimmt sein soll, und bitte sehr, daß unter den Tempeljungfrauen etliche ausgesucht werden, mit denen sie einstweilen beisammenbleibe.» Hierauf sagte der Hohepriester: «Ich gewähre dir die Bitte; Maria soll zu ihrer Gesellschaft einige Tempeljungfrauen erhalten, bis der festgesetzte Tag da ist, wo du sie empfängst; denn sie kann mit keinem andern einen Ehebund eingehen.» So wurde Maria mit Joseph getraut, und Joseph nahm sie mit fünf andern Jungfrauen, die in seinem Hause bei ihr sein sollten."

Etwas abweichend hiervon erzählt das „Evangelium von der Geburt Maria's": Eine Stimme habe von der Versöhnungsstätte im Tempel gerufen, nach der Prophezeihung des Jesaias müsse man jemand suchen, dem diese Jungfrau anvertraut und angeehelicht werden solle; denn Jesaias sage bekanntlich: Es werde eine Jungfrau von dem Stamm Jesse hervorgehen und aus diesem Stamm eine Blume erblühen, auf welcher ruhen werde der Geist des Herrn, der Geist der Weisheit und Verständigkeit, der Geist des Raths und der Stärke, der Geist der Erkenntniß und Frömmigkeit, und ihr

Riechen werde ſein in der Furcht des Herrn. Der Hoheprieſter befahl hierauf, alle Mannbaren und Unverehelichten aus dem Hauſe David's (im Protevangelium heißt es: alle Witwer des Stammes Juda) ſollten mit ihren Stäben hinzutreten zu dem Altar; der Stab des Erkorenen werde eine Blume hervortreiben, und der Geiſt des Herrn in Geſtalt einer Taube werde ſich darauf ſetzen. Joſeph, ein hochbejahrter Mann, habe ſeinen Stab zu Hauſe gelaſſen, weil es ihm ungeziemend ſchien, ſich unter die Freier zu miſchen; aber Gott that alles dem Hohenprieſter kund. Als Joſeph ſeinen Stab herbeigebracht hatte, ſproß eine Blume daraus hervor, und eine vom Himmel herabkommende Taube ſetzte ſich auf die Spitze; ſo wurde allen offenbar, daß die Jungfrau ihm angetraut werden ſolle. Nach vollzogener Verlobungsfeier ging Joſeph nach Bethlehem, um ſeinen Haushalt zu ordnen und die zur Hochzeit nöthigen Dinge zu beſorgen; Maria aber, nebſt ſieben andern Jungfrauen, die ihr der Prieſter als Brautjungfern mitgegeben, kehrte nach Nazareth zu ihren Aeltern zurück.

Ich habe dieſe Scene mit allen Umſtänden und Varianten angeführt, weil ſie in den Kunſtſchulen älterer und neuerer Zeit Anlaß gegeben hat zu vielen Bildern, welche ohne die Kenntniß der alten legendariſchen Traditionen ſchlechterdings unverſtändlich ſind. Zu jenen Traditionen gehört auch noch die vom heiligen Hieronymus erwähnte und von den Malern ebenfalls als Text gebrauchte Sage, welche berichtet, die Freier hätten in mismüthigem Aerger geſcheiterter Glücksträume ihre Stäbe zerbrochen, und einer von ihnen, ein Jüngling hoher Herkunft, Namens Agabus, ſein böſes Geſchick ſich ſo zu Herzen gezogen, daß er nach dem Berge Karmel in die Einſamkeit flüchtete und Anachoret wurde. Bei Giotto's Bildern aus dem Leben der heiligen Jungfrau, in der ſchon genannten Kapelle zu Padua, ſind

drei Episoden, die sich auf diesen Abschnitt der Legende beziehen: wie die Freier ihre Stäbe dem Hohenpriester überreichen, wie sie in Erwartung des verheißenen Wunders an dem Altar knien, worauf ihre Stäbe liegen, und wie Maria mit Joseph getraut wird, im Beisein der zu Brautjungfern ausgewählten Tempelmädchen und der verstimmten Freier, wovon einer grimmig schele Blicke nach dem Bräutigam hinwirft und ein anderer seinen Stab übers Knie bricht. Taddeo Gaddi, Fra Angelico, Ghirlandajo, Perugino, Rafael, alle sind dieser Auffassung des Gegenstandes gefolgt, ausgenommen daß sie die Trauung nicht ins Innere des Tempels, sondern vor den Tempel ins Freie oder in eine Halle verlegt haben. Auf altdeutschen Gemälden spielt die Handlung in einer gothischen Kirche vor einem Altar mit einem Schrein gleichen Stils, zwischen Personen in der Tracht des 15. Jahrhunderts.

Aus dem Ueberrest unserer Legende wären noch ein paar niedliche Züge auszuheben, z. B. die sittsame Scheu Maria's, als sie am Brunnen, wo sie Wasser holt, einen Engel in Gestalt eines schönen Jünglings antrifft und unbeweglich stehen bleibt, ohne daß sie einen Schritt vorwärts oder rückwärts zu thun wagt, und einige andere Stellen von hübscher Natürlichkeit; aber das meiste zeugt von alltäglicher und bisweilen roher Auffassung. Der gemeine Mann, zumal der alte Jude, offenbart sich in der unmäßigen und unwürdigen Aengstlichkeit Joseph's, als die augenfälligen Anzeichen von Maria's Schwangerschaft hervortreten. Auch kommen gewisse gerichtliche Fragen und Formen vor, welche das Verdienst historischer Treue haben mögen, aber gewiß nicht die Eigenschaft zarter Empfindung ausweisen. Ebenso undelicat sind die Menschlichkeiten des Weibes und die Betastungen der Geburtshelferinnen beschrieben bei Gelegenheit der Reise nach Bethlehem, wo die

Geſchichte de beiden Hebammen erzählt wird: Nachdem Joſeph die Maria, bei den erſten Symptomen der Mutterwehen, in die Grotte von Bethlehem gebracht hatte, war er nach Beiſtand ausgegangen, und als er mit zwei Hebammen zurückkam, fand er die dunkle Grotte von ſo hellem Schein erleuchtet, daß die Augen ihn nicht ertragen konnten, und die beiden Hebammen, davon geblendet, draußen vor der Grotte blieben; aber bei abnehmender Blendung ſah man das Chriſtkind an der Mutterbruſt ſaugend und von Engeln angebetet. Die Hebamme Zalemi, die zuerſt hereingetreten war, verkündete jubelnd die übernatürliche Geburt; die zweite, Namens Salome, wollte jedoch ein ſolches Wunder nicht glauben, bis ſie handgreiflich davon ſich überzeugt habe. Sie erlitt auf der Stelle die verdiente Strafe für den zweifelnden Unglauben: ihre Hand verdorrte, wie von Feuer verſengt, wurde aber wieder friſch und geſund, als Salome auf das Geheiß eines Engels an das Jeſuskind herantrat und anbetend den Saum der Windeln berührte, worin es eingewickelt war.

Das „Evangelium von der Geburt Maria's" weiß noch nichts von dieſer Geſchichte; ſie findet ſich im „Evangelium von der Kindheit Chriſti", wo jedoch nur von einer einzigen Hebamme die Rede iſt, und das „Protevangelium" erzählt dieſelbe Begebenheit, bis auf unbedeutende Abweichungen, ganz in der oben mitgetheilten Weiſe. Faſt alle Kirchenväter verwarfen entſchieden jene Sage von den Hebammen; aber die Künſtler gebrauchten ſie als Beweis für die Jungfräulichkeit Maria's, und die gewöhnlichen Leute hingen ſo feſt daran, daß ſie die heilige Anaſtaſia mit der Hebamme verwechſelten, weil ſie dieſe Märtyrerin in der Weihnachtsmeſſe genannt fanden. Beim Volke war die Meinung ſehr beliebt, und der ebenſo gelehrte als ernſte Theolog Baronius glaubte daher, ſie in

seinen kritischen Bemerkungen über den römischen Martyrolog eigens berichtigen zu müssen. Was die Hebammengeschichte anlangt, so findet sie sich in beinahe ganz gleicher Weise vorgestellt auf einem Relief an dem Reliquienschrein der Heiligen Jungfrau, im Schatz des Münsters zu Aachen, und auf einem Wandgemälde der römischen Katakomben, in der Gruft des heiligen Julius. (Letzteres ist abgebildet in Aringhi's „Roma subterranea" und bei d'Agincourt, aber so verzeichnet, daß aus den beiden Matronen zwei bärtige Männer geworden sind und die Vorstellung für die „Marter einer Heiligen" ausgegeben wird, obschon die alleinige Länge der Gewänder weibliche Figuren erkennen läßt und die beigesetzte Inschrift den Gegenstand deutlich genug bezeichnet.) Beide Vorstellungen zeigen die zwei Hebammen mit dem Baden des neugeborenen Christkindes beschäftigt; die eine gießt Wasser auf das Kind, welches die andere mit beiden Händen über einem Waschbecken hält, und letztere trägt den rechten Arm in der Binde, was unverkennbar andeutet, daß die für ihre Ungläubigkeit gelähmte Salome damit gemeint ist.

Die drei bisher erörterten Legenden sind die einzigen, die uns in Betreff der Mutter des Erlösers übrig bleiben. Von Epiphanius dem Mönch wissen wir, daß über denselben Gegenstand noch mehrere andere vorhanden waren; aber die nachdrückliche Misbilligung, welche die Schriften dieser Gattung bei den Kirchenlehrern antrafen, mußte sie aus den Händen der Laien entfernen und aus der umlaufenden apokryphischen Büchermasse ganz verdrängen. Wenn die Verehrung der Heiligen Jungfrau unter den ersten Christen so viele wunderbare Erzählungen entstehen ließ, so konnte der heilige Joseph nicht wohl leer ausgehen. Es war unmöglich, daß die fromme Phantasie sich nicht hinwandte und dankbar bezeigte gegen den Greis, der bei der

Vermählung Maria's als auserkorener Bräutigam erſcheint, die Braut aber nur als ſeine geliebte Tochter oder als ſeine Mündel betrachtet, der Pflegevater ihres Sohnes wird und von dem Poſten, worauf ein hoher Wille ihn berufen hatte, ins Dunkel zurücktritt. Auch vervielfältigten ſich frühzeitig die „Geſchichten von Joſeph dem Zimmermann". Seit dem 3. Jahrhundert wurden dieſe ſagenhaften Lebensbeſchreibungen mit den Geſchichten von den wunderbaren Schickſalen der Patriarchen und der Heiligen des Neuen Bundes in den Verſammlungen der Gläubigen vorgeleſen. Ungeachtet ihrer Menge ſind davon nur zwei, und zwar unvollſtändige, erhalten, welche die Herausgeber zuſammenverſchmolzen haben, die ſich aber ſehr voneinander unterſcheiden. Wir beſitzen ſie beide in einem arabiſchen Text, welchen die Gelehrten einſtimmig als eine moderne Verſion von einem verloren gegangenen griechiſchen oder ſyriſchen Original betrachten. Iſidor dell' Iſola entdeckte ihn, im 16. Jahrhundert, unter verſchiedenen ſcholaſtiſch-theologiſchen Abhandlungen in einem arabiſchen Manuſcript, wo die zwei Legenden oder richtiger Legendenbruchſtücke ſchon ſo zuſammengeſtellt waren, daß ſie nur eine einzige Geſchichtserzählung bildeten. Dieſe Legende hat offenbar mehrere Bearbeitungen erlitten, und, bis ſie die Geſtalt erhielt, in der wir ſie beſitzen, einen langen Zeitraum von Metamorphoſen erlebt. Bei echt chriſtlichem Inhalt, trägt ſie Abzeichen von ihrem Durchgange durch die jüdiſche und mohammedaniſche Religion, ſodaß ſie, blos von außen beſehen, als ein ziemlich ſpätes Machwerk erſcheinen könnte; wenn man aber die Begebenheiten, die Ideen, den Charakter der Erzählung genauer betrachtet, ſo überzeugt man ſich leicht, daß ſie eines von den älteſten Denkmalen der Volksliteratur des Chriſtenthums iſt. Der ſchwediſche Gelehrte, Georg Wallin, ſetzt dieſe Legende vor das 4. Jahrhundert und erkennt

darin, an dem etwas trockenen, von Schwulſt und Metaphernſucht freien Stil, eine judenchriſtliche Hand. Nach der Meinung deſſelben Autors hätte ſie einerlei Urſprung mit dem „Evangelium von der Kindheit Chriſti", das allgemein für ein judenchriſtliches Erzeugniß anerkannt iſt. Für das hohe Alterthum, zu welchem die erſte Abfaſſung hinaufreicht, ſprechen die darin bemerkbaren Spuren des Chiliasmus, der bekanntlich in den zwei erſten chriſtlichen Jahrhunderten ſehr verbreitet war. Wie und auf welchem Wege dieſe am Jordan entſtandene und in den Wüſten Arabiens überſetzte oder überarbeitete Legende zu uns gelangt iſt, bleibt noch auszumitteln. Ein franzöſiſcher Schriftſteller, Mathurin Veyſſière de la Croze, vermuthet, wir hätten ſie von den chriſtlichen Mohren in Spanien, bei denen der heilige Joſeph beſonders verehrt wurde, bekommen können. Wie es ſich damit auch verhalten mag, die „Geſchichte von Joſeph dem Zimmermann" hat in höherm Grade als die uns bekannten andern Legenden den Charakter eines poetiſchen Werks. Der Phantaſie iſt hier ein größerer Spielraum gelaſſen, und trotz des kirchlichen Anſehens, worin dieſe Geſchichte ehemals ſtand, kann man ſie doch nur für einen chriſtlichen Roman gelten laſſen. Die Behandlung zielt auf nichts weniger als auf geſchichtliche Treue, ſondern führt den vorhandenen legendenartigen Stoff mit ſo viel poetiſcher Licenz aus, wie dies irgendein Romandichter thun kann. Die Erzählung iſt mit dem gewöhnlichen Prolog zu den für öffentliche Vorleſungen beſtimmten Märtyrerlegenden eröffnet und vermittelſt einer kühnen Fiction dem Erlöſer ſelbſt in den Mund gelegt, obwol an einigen Stellen dieſe Annahme aufgegeben und der Verfaſſer in ſeinem eigenen Namen zu reden ſcheint. Aus der Verſchmelzung ſo heterogener Dinge konnte natürlich kein gefälliges Ganze hervorgehen, und ſpräche irgendeinen Leſer dieſe Geſchichte dennoch

an, ſo könnte dies nur die Wirkung des erſten Theils ſein, der, einfach und knapp behandelt, ſich in einer gewiſſen Höhe des Tons hält und Stellen mit ſtarkem Aufdruck bibliſcher Farbe hat. In der zweiten Hälfte iſt ſchon fremder Stoff willkürlich an die urſprüngliche Sage angeknüpft, und gleiten wir aus dem ſchlichten Gange des Vortrags in eine Darſtellung hinüber, die, mit moraliſchen und dogmatiſchen Reflexionen ausgeſpickt, an factiſchem Inhalt mager, in formeller Hinſicht überladen und widerlich breit, das Gepräge einer arabiſchen Phantaſie kund gibt und an die Märchen des Koran erinnert. Joſeph iſt hier nicht mehr, wie im erſten Theil, ein hochbetagter Patriarch, der ohne Schauder die Bitterkeit des Todes ſchmeckt, ſondern ein alter Mann, der, ſehr erſchrocken über den Anblick des Grabes, in ein entſetzliches Winſeln und Jammern ausbricht und mit kindiſcher Geſchwätzigkeit auf den Drangſalen ſeines Lebens verharrt. Sodann folgt die ausführliche Beſchreibung einer gewöhnlichen Sterbeſcene, wo Chriſtus und Maria um den in den letzten Zügen liegenden herumſitzen, ihm Hände und Füße befühlen, ſich über ihr kaltes Anlaſſen wundern und auf ſeinem Geſichte alle Symptome der Entſeelung verfolgen. Im letzten Augenblicke beginnt ein ſeltſames Gaukelſpiel. Während Joſeph's Kinder an ſeinem Bette weinen und wehklagen, ſieht Joſeph von der Mittagsſeite des Himmels auf feurigen Wolken den Tod herkommen mit einem fürchterlichen Aufzuge, umringt von allen Mächten der Untiefe, ihren Heerſcharen und Trabanten, deren Kleider, Mund und Antlitz Funken ſprühen. Joſeph, als er dieſe Schreckniſſe gewahr wird, fängt an bitterlich zu weinen; aber Jeſus, von Mitleiden gerührt, verjagt den Schwarm der hölliſchen Ungethüme, und auf ſein Fürbitten ſendet Gott Vater zwei Engel, Michael und Gabriel, die Joſeph's Seele abholen, ſie in ein Tuch eingeſchlagen nach dem Himmel bringen und

unterwegs vor den zudringlichen Klauen der Satansdiener bewahren, ganz so wie derselbe Hergang, wahrscheinlich nach Anleitung unserer Legende, so oft in Bildwerken des Mittelalters vorgestellt ist.

Die Legenden zu Ehren Maria's und Joseph's können in einiger Hinsicht auch als Legenden vom Jesuskinde betrachtet werden. Aus den dürftigen Umständen, die sie über die ersten Jahre des göttlichen Kindes mittheilen, darf man jedoch vermuthen, daß noch andere diesem Gegenstande gewidmete Schriften da waren. Der Instinct der Volkspoesie ist zu allen Zeiten und an allen Orten derselbe, und eine seiner charakteristischen Eigenheiten, wie gesagt, ist, daß er die von der Geschichtschreibung im Leben außerordentlicher Personen unberücksichtigten und leer gelassenen Zwischenräume mit seinen wunderbaren Erfindungen ausfüllt. Der von den kanonischen Evangelien übergangene und in Schatten gestellte Zeitraum im Leben Jesu ist die Periode von seiner Geburt bis zu seinem ersten Auftreten als Religionslehrer. Wenn wir auch von den christlichen Erdichtungen über diese Lebensepoche des Erlösers gar nichts wüßten, so könnten wir, ohne Scheu vor Fehlschlüssen und von bloßer Analogie geleitet, das Dasein derselben annehmen; allein wir sind nicht auf solche bloße Vermuthungen beschränkt, sondern haben sichere Beweise, daß Sagen und Legenden vom Leben Jesu vor dem Antritte seines Lehramts existirten; es sind sogar noch beträchtliche Bruchstücke davon übrig.

Das unter dem Titel: „Evangelium von der Kindheit Christi", auf uns gekommene Buch halte ich in der That nur für ein Fragment von der großen Reihenfolge der über die ersten Lebensjahre des Heilands verfaßten Evangelien. Diese Legende ist zugleich eine der bekanntesten und ältesten von der Sammlung der neutestamentlichen Apokryphen, und ihr Ursprung geht allem Anscheine nach auf die apostolische

Zeit zurück. Man hat sie dem Matthäus, dem Jakobus, dem Petrus, aber durchgängiger dem Thomas zugeschrieben. Irenäus hält sie für ein Werk der Makrosier. Origenes gibt den Basilides als Verfasser an; Eusebius sagt im allgemeinen, es sei eine häretische Schrift; Cyrillus schiebt sie auf die Manichäer, und mehrere alte Schriftsteller sind seiner Meinung beigetreten. Aus allem erhellt, daß jene Legende, gerade wegen ihres hohen Alters und Ansehens, von den verschiedenen christlichen Sekten angenommen und ihren abweichenden Glaubenslehren angepaßt wurde. Im Grunde ist es wirklich nur eine Sammlung mehr oder minder verfänglicher Geschichten, Anekdoten und Erzählungen über die Flucht der heiligen Familie nach Aegypten, ihren Aufenthalt im Auslande, ihre Rückkehr nach Nazareth und die Erziehung des Jesuskindes. Luther, in der „Kirchenpostille über das Evangelium am Sonntag nach dem Christtag", eifert gewaltig gegen dieses Buch, welches „ein Bube erdichtet habe, der sich nicht gefürchtet noch geschämt, seine Lügen vorzulegen und herzugaukeln"; aber Peter von Limbrach scheint mir unbefangener und richtiger zu urtheilen, wenn er sagt, das „Evangelium von der Kindheit Christi" sei lediglich ein Product der Volksphantasie und ihres eigenthümlichen Triebes nach Ergänzung und Erweiterung des sagenhaften Stoffs. Wiewol es im Abendlande auch geachtet und gelesen war, so hatte es doch im Morgenlande seine weiteste Verbreitung und größte Verehrung, und erhielt dort frühzeitig den Namen: „Das fünfte Evangelium." Die Reisenden fanden es in Persien, in Syrien, bei den Kopten in Aegypten, bei den Arabern der Wüste, bei den Thomaschristen in Indien, und allenthalben mit einer durchgehenden Gleichheit des sachlichen Inhalts bei verschiedenartiger Gestalt und Benennung. Sogar die Mohammedaner haben es nur mit Abänderung in Nebensachen in das Buch des Propheten eingeschaltet, und

einzelne Geschichten sind in die Schriften der Rabbinen übergegangen. Fabricius und Thilo glauben annehmen zu können, daß es in den ersten christlichen Jahrhunderten in syrischer Sprache, die damals den asiatischen Völkern als Verkehrssprache diente, abgefaßt und aus dem Syrischen in alle Landessprachen Asiens übersetzt worden. Wir haben davon nur den arabischen Text, den Henri Sike ins Lateinische übertrug und 1697 herausgab. Zwar existirt in griechischer Sprache ein Evangelium des Israeliten Thomas, welches die Lebensgeschichte Jesu vom fünften bis zum zwölften Jahre behandelt; allein in der Abfassung, in der wir es besitzen, ist dieses Werk ein umgearbeitetes Bruchstück von einem ältern Apokryph. Obgleich es manichäische Lehransichten durchmerken läßt, so sind jedoch die Gelehrten fast einstimmig überzeugt, daß mit dem „Evangelium des Thomas", welches die ältern Kirchenväter als ein bei den Gnostikern und Manichäern sehr angesehenes Buch erwähnen, ein anderes Werk gemeint sei als die unter gleichem Namen und von einem unbekannten Verfasser auf uns gekommene griechische Schrift, die an abenteuerlichem Inhalt alle andern Producte dieser Art überbietet, und in der Form so barbarisch ist, daß sie nicht wohl über das 5. Jahrhundert hinausgesetzt werden kann.

Das arabische „Evangelium von der Kindheit Christi" ist ebenfalls eine Ergänzung vorangegangener Apokryphen, und enthält wundersüchtige Ausschmückungen der in den kanonischen Evangelien kurz berührten Hauptmomente aus den Jugendjahren Jesu, untermischt mit frei erdichteten Zusätzen ähnlicher Art, ohne alle dogmatische Tendenz, aber auch ohne feinen Geschmack und moralischen Scharfsinn in der Wahl des Hinzugefügten. Das Recken und Dehnen des Stoffs, das Ausmalen und Verfolgen von Kleinigkeiten, das Einschieben und Aufhäufen von wunderbaren Ereignissen,

das im Verlauf der Legendendichtung ſo ungeheuer um ſich griff, läßt ſich hier ſchon nach Herzensluſt gehen. Die Abenteuer auf der Reiſe nach Aegypten werden in der lockerſten Verbindung oder ganz unverbunden hererzählt; es ſind meiſt alberne und geſchmackloſe Wundergeſchichten, neben einigen freundlichen und naiven Zügen, die auch von den Künſtlern aufgefaßt und häufig zu bildlichen Darſtellungen angewendet worden. Das Intereſſanteſte iſt dabei die Geſchichte von dem Palm- oder Dattelbaume.

„Am dritten Tage der Reiſe ſah Maria, vom Sonnenbrande in der Wüſte ermüdet, einen Baum und ſagte zu Joſeph: «Ruhen wir ein wenig in ſeinem Schatten.» Joſeph lenkte nach dem Baume hin und ließ die Reitthiere abzäumen. Maria ſetzte ſich an die Erde, und nach dem Wipfel des Baumes hinaufblickend, ſah ſie ihn voll Früchte hängen und ſagte zu Joſeph: «Wenn es anginge, möchte ich wohl von den Früchten koſten.» Und Joſeph erwiderte: «Dein Verlangen wundert mich, da du ſiehſt, wie hoch die Zweige des Palmbaums ſind. Ich für mein Theil habe Sorge wegen Waſſer, denn in unſern Schläuchen iſt keines mehr vorräthig, und ich ſehe nicht, wie wir ſie wieder füllen und unſern Durſt löſchen können.» Da lächelte das Jeſuskind in den Armen Maria's und ſprach zum Palmbaume: «Palmbaum, beuge deine Aeſte herunter und labe mit deinen Früchten die Lippen meiner Mutter.» Und ſofort beugte ſich der Palmbaum mit ſeinem Wipfel zu Maria herab, und alle aßen von ſeinen Früchten. Und der Palmbaum blieb gebeugt, wartend, um ſich in die Höhe zu richten, auf den Befehl desjenigen, der ihn geheißen hatte ſich zu biegen. Da ſagte Jeſus: «Palmbaum, richte dich wieder in die Höhe, und ſei der Gefährte meiner Bäume im Paradieſe meines Vaters. Aus deinen Wurzeln ſprudele eine in der Erde verborgene Quelle und erquicke uns mit Trinkwaſſer.» Alsbald

richtete sich der Palmbaum wieder auf, und zwischen seinen Wurzeln begann klares, frisches und köstliches Quellwasser hervorzurieseln. Erfreut über solchen Anblick, tranken alle und dankten Gott, und die Thiere stillten auch ihren Durst. Als sie am andern Morgen Anstalten trafen zur Weiterreise, drehte sich Jesus nach dem Palmbaume um und sprach: «Palmbaum, ich sage dir und befehle, daß meine Engel einen Zweig von dir holen und im Paradiese meines Vaters anpflanzen. Und als Gnadenzeichen bewillige ich dir, daß es von allen, die siegreich für den Glauben gestritten, heißen soll: Ihr habt die Siegespalme errungen.» Wie er so sprach, schwebte ein Engel auf den Palmbaum herab, brach davon einen Zweig und flog damit gen Himmel."

Diese Fabel vom Ursprung der himmlischen Märtyrerpalme scheint mir eben nicht unbedeutsamer als manche griechische Mythen, welche die Heiligkeit gewisser phonetischer Attribute und Symbole erklären sollen. Daher kommt es auch, daß, in den bildlichen Darstellungen der Ruhe auf der Flucht nach Aegypten, der Palmbaum als Beiwerk üblich geworden ist. Auf einigen Bildern streckt das Christkind sein Händchen aus und langt nach den Zweigen hin; manchmal werden die Aeste von Engeln herabgebogen. Auch die Quelle ist häufig vorgestellt, z. B. in Correggio's bekanntem Riposo, wo Joseph Datteln vom Baume pflückt und Maria Wasser aus dem Bache schöpft mit einem Napfe, von welchem das Bild den Namen „Madonna della scodella" erhalten hat. Die obige Erzählung sagt uns ebenfalls, warum in den ältesten Abbildungen der Flucht nach Aegypten die Heilige Familie von Knechten und andern Personen begleitet ist. Sozomenos berichtet: „Als die Heilige Familie, am Ende ihrer Reise, in die Nähe von Heliopolis kam, sah man einen vor dem Thore der Stadt befindlichen und als Sitz eines Gottes verehrten Baum seine Aeste vor dem Christ-

kinde herabbeugen.“ Ebenso wird erzählt (nicht blos in unserer Legende, sondern auch von ernsten Kirchenschriftstellern älterer Zeit), daß überall, wo das göttliche Kind ankam, die ägyptischen Götzenbilder von ihren Altären herunterstürzten (wie man es auch oft abgebildet sieht) und die Kranken plötzlich gesund wurden, sodaß Joseph und Maria sich vor dem Groll der Priester fürchteten und die Stadt verließen, wo sie anfangs zu bleiben gedachten und wo jene Wunder gewaltigen Lärm verursachten. Der Aufenthalt in Aegypten ist, wie die Reise dahin, eine ununterbrochene Folge von Wunderbegebenheiten. Bei dem Dorfe Matarea, jenseit der Stadt Hermopolis (oder Heliopolis), wo die Heilige Familie ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatte, ließ Jesus eine Quelle entspringen, die, wie Reisende versichern, noch vorhanden ist (etwa eine Meile nordöstlich von Kairo) und von den Arabern der „Mariabrunnen“ genannt wird. In dieser Quelle wusch Maria ihr Leinenzeug, weshalb sie manchmal als Wäscherin gemalt ist, z. B. in der unter dem Namen „La laveuse“ bekannten Heiligen Familie von Francesco Albani, wo der kleine Jesus die Wäsche von seiner Mutter dem Joseph hinbringt, der sie zum Trocknen aufhängt, wobei zwei Engel ihm hülfreiche Dienste leisten. Auch bei andern Gelegenheiten wird die Heilige Familie auf der Reise von Engeln bedient, und dieses von der Sage eingeführte himmlische Geleit ist ein poetischer Zusatz und Zierath, welchen die Maler auf die mannichfaltigste Art in ihren Compositionen verwenden. Unter dem vielen dieser Gattung erinnere ich an die hübsche kleine Composition von Lukas Cranach, wo Joseph, Maria und das Christkind unter einem Baume ausruhen, während Engel im Reigen um sie herumtanzen. Eine andere ähnliche und ebenfalls recht anmuthige Gruppe ist von David Hopfer. Beide hatte wol van Dyck im Gedächtniß, als er eines seiner lieblichsten Bilder malte, ich

meine die ſo oft copirte und geſtochene Ruhe auf der Flucht nach Aegypten, die unter dem Namen „Der Engeltanz" berühmt iſt. Alle Kupferſtichliebhaber kennen unter den Holzſchnitten von Albrecht Dürer, im Leben Maria's, das ſchöne Blatt, welches die Heilige Familie in ihrer Häuslichkeit zu Materea in Aegypten vorſtellt und die eigenthümlich gemüth- und phantaſievolle Auffaſſungsweiſe des Meiſters ſo treffend kund gibt. Albrecht Dürer hat ſich in dieſer Compoſition ſtreng an die Legende angeſchloſſen, welche erzählt, daß Joſeph bei ſeinem Aufenthalt in Aegypten Frau und Kind mit dem Ertrag von ſeiner Zimmermannsarbeit ernährte und die Heilige Familie beſtändig Engel als Geſellſchafter um ſich hatte. Wir ſehen hier Joſeph als Handwerker gekleidet mit der Schürze und an einem Bret zimmernd. Maria, mit Spinnen beſchäftigt, ſitzt daneben und wartet das ſchlummernde Kind in der Wiege. Um die häusliche Gruppe herum iſt eine Schar dienſtfertiger Engel; einige kleinere helfen dem Joſeph bei ſeinem Zimmerwerk, die Hobelſpäne zuſammenfegend und in Körben ſammelnd, andere tummeln ſich nach ſüßem Kinderbelieben in luſtigem Spiele; größere Engel von ernſterm Ausſehen ſtehen oder knien um die Wiege und beugen ſich in anbetender Stellung über das ſchlafende Chriſtkind.

Nach Verlauf von drei Jahren kehrte die Heilige Familie nach Judäa zurück, wo die Gegenwart des Chriſtuskindes auch viele Wunder bewirkte, meiſtens Krankenheilungen und Teufelsbannungen, veranlaßt von der Fürſprache Maria's, die in der ganzen Legende als die liebreichſte, mitleidigſte und gutmüthigſte aller Frauen geſchildert wird. Bis zu ſeinem achten Jahr hatte Jeſus noch keine Schule beſucht. Ein berühmter Schulmeiſter in Jeruſalem, Namens Zachäus, machte dem Joſeph Vorwürfe darüber, daß er ſeinen Pflegeſohn in Unwiſſenheit aufwachſen laſſe, und erbot ſich

ihn zu unterrichten; aber kaum in der Klaſſe, beſchämte Jeſus ſeine Mitſchüler und ſelbſt ſeinen Lehrer mit ſeinen überlegenen Kenntniſſen, wie er als zwölfjähriger Knabe die Schriftgelehrten im Tempel mit ſeinen weiſen und reifen Reden in Verlegenheit und Erſtaunen ſetzte. „Von nun an", ſagt die Legende, „änderte er ſeine Lebensart. Er fing an ſeine wunderthätige Wirkſamkeit zu verbergen und ein zurückgezogeneres Weſen einzuhalten, alle ſeine Zeit ernſten Studien widmend und ſich vorbereitend auf das Lehramt, das er in ſeinem dreißigſten Jahre antrat." Hier endet die poetiſche Sagengeſchichte vom Leben des Erlöſers. Die Legenden ſind bei ſeinem Knabenalter ſtehen geblieben, und die Phantaſie hat nicht gewagt, das Geheimniß ſeiner einſamen Lehrjahre anzutaſten. Erſt nach ſeiner Kreuzigung beginnt von neuem die abgebrochene Reihenfolge der Apokryphen mit dem „Evangelium des Nikodemus". Dieſe Legende beſchließt ſehr ſtattlich die traditionelle Lebensgeſchichte Chriſti. In den bisher zur Sprache gekommenen Apokryphen ſehen wir nur das erſte Regen und Durchbrechen der poetiſchen Keime in der Form ſchlichter Volksſagen; hier iſt es eine ſchon mehr herangewachſene Poeſie im Gange einer Erzählung, die mit ihrem Umfang und Schimmer beinahe ans Epos hinanreicht.

Das „Evangelium des Nikodemus" war nicht immer unter dieſem Namen bekannt; in vielen Sammlungen führt es den Titel: „Acten des Pilatus", weil es mit dem vermeintlichen Bericht des Statthalters von Judäa anhebt. Aber dieſe Berichterſtattung über den Proceß Chriſti bildet nur den geringſten, unweſentlichſten Theil der Legende; ihr Hauptgegenſtand, ihr wahrer Gegenſtand iſt die Niederfahrt Chriſti zur Vorhölle, ein Gemälde von impoſantem und ſtark orientaliſchem Anſtrich. Gelehrte Kritiker, Beauſobre unter andern, meinen, das „Evangelium des Nikodemus"

ſei in der Geſtalt, in der wir es beſitzen, eine Compilation aus zwei oder drei ältern Apokryphen, z. B. aus den angeblichen „Acten des Pilatus“ und dem verloren gegangenen „Evangelium Petri“. Dieſe Annahme paßt wohl zu den beſtimmt nachgewieſenen Umbildungen der Volksſagen, und der wechſelnde Stil in den verſchiedenen Theilen der Erzählung ſcheint ſie zu beſtätigen. Die Compilation hat hier jedoch nicht den rohen, unbeholfenen Charakter der vorhin beſprochenen Legenden; die Abfaſſung ſtimmt mehr zuſammen und verräth eine ſelbſtändige, geübte Hand. Thilo ſieht darin das Werk eines vom Judenthum zum Chriſtenthum bekehrten Schriftſtellers, welcher die zerſtreuten Zeugniſſe der erſten Chriſten über das Leiden, den Tod und die Auferſtehung des Herrn geſammelt habe, um ſie den ungläubigen Heiden und Juden vorzuhalten, die gleichmäßig in dieſen Theilen der evangeliſchen Geſchichte ebenſo viele Steine des Anſtoßes und Gründe zu Verſpottungen oder, im beſſern Falle, zu Beanſtandungen der Göttlichkeit Chriſti fanden. Nach der Meinung von A. Maury iſt es die Arbeit eines Judenchriſten oder wenigſtens eines von jüdiſchen Glaubensvorſtellungen ſtark eingenommenen Chriſten, und eine indirecte Streitſchrift gegen die am Ende des 4. Jahrhunderts verbreitete Sekte der Apollinariſten, welche das Dogma von Chriſti Höllenfahrt verwarfen, weil es ſich mit der Art, wie ſie die Menſchwerdung des Heilands auffaßten, nicht vertrug. Wol möglich, daß von einer orthodoxen Abſicht hier etwas mit eingefloſſen iſt und daß die apokryphiſchen Evangelien manchmal Demonſtrationen gegen Heterodoxien ſind; aber der dogmatiſche Sinn, den dieſe Erzählungen durchweg verbergen ſollen, wird, glaube ich, von den gelehrten Kritikern allzu ſcharfſichtig hineingelegt und lag ſchwerlich im Bewußtſein der Verfaſſer. Sie wollen und ſollen nur unterhalten und erbauen; es ſind geſammelte

Sagen und Geschichten, deren unzählige existirten. Was das „Evangelium des Nikodemus" auch für einen Zweck haben mag, es ist offenbar von einem verhältnißmäßig jungen Datum. Die genaue Angabe des Zeitpunktes seiner Abfassung dürfte große Schwierigkeiten haben (A. Maury setzt ihn zwischen 405 und 420); aber man darf dreist versichern, daß er nicht vor das 5. Jahrhundert fällt. Damit ist nicht behauptet, daß man vorher keine „Acten des Pilatus" kannte. Schon vor der Blütezeit der christlichen Apologetik entstanden actenmäßige Darstellungen, in welchen der römische Landpfleger und der Kaiser selbst als redende Zeugen von der Unschuld Christi und von der Wahrheit der Nachrichten über seine Kreuzigung, Auferstehung und Himmelfahrt auftraten. Justin, Tertullian, Eusebius berufen sich ausdrücklich auf ein solches Document; Johannes Chrysostomus, Orosius und mehrere andere spätere Schriftsteller spielen darauf an. Aber wahrscheinlich ist, daß der amtliche Bericht, worauf die ersten Apologeten ihre Gegner verwiesen, wenigstens in der Form von der Erzählung abwich, welche das „Evangelium des Nikodemus" eröffnet. Zudem findet sich das Gemälde von der Auferstehung des Messias, das fast den ganzen Bestand dieses Evangeliums ausmacht, bei keinem der ersten christlichen Schriftsteller; es ist somit ein ursprüngliches Andenken, das mehrere Jahrhunderte hindurch mündlich überliefert und in dem Augenblicke niedergeschrieben wurde, wo es die naturwüchsige Ausbildung, welche das erste Zeitalter der Volkspoesie bezeichnet, erlangt hatte.

Obschon in griechischer Sprache abgefaßt, scheint jedoch das „Evangelium des Nikodemus" in der griechischen Kirche nicht sehr angesehen und verbreitet gewesen zu sein. Bei den Schriftstellern des griechisch-christlichen Glaubens wird es kaum erwähnt. Dagegen fanden die Lateiner unendlich viel

Gefallen an diesem Buch. Gregor von Tours übersetzte es auszugsweise, und vom 7. bis zum 13. Jahrhundert ist im Abendlande fast kein Chronikenschreiber, kein Dichter, kein Prediger, kein Künstler, der es nicht nach seiner Weise benutzte und verwendete. In England, Frankreich, Deutschland und Flandern wurde es fleißig gelesen, ausgezogen, bearbeitet, und waren davon schon zahlreiche Uebersetzungen in die Vulgärsprachen handschriftlich vorhanden, ehe es durch die Buchdruckerkunst eine sehr weite Verbreitung erhielt. Von einer englischen Uebersetzung erschienen während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts sieben Auflagen in London, und Erasmus, auf seiner Durchreise durch Canterbury, fand in der dortigen Kirche ein zum Gebrauch für das Volk bestimmtes Exemplar an einen Pfeiler angeheftet. Außer den speciellen Hand- und Druckschriften, die von dieser Legende übrig sind, besitzen wir sie beinahe ganz in alten Rittergedichten aus dem Sagenkreise von Arthur und der Tafelrunde, namentlich im „Parzival" und „Titurel" des Wolfram von Eschenbach.

Die Legende, welche das ursprüngliche Grundthema dazu hergegeben hat, besteht aus einer Vorrede und zwei Abtheilungen. Der Verfasser nennt sich Ananias oder vielmehr Ennaias; er sagt, daß er unter der Regierung Theodosius' des Großen gelebt und das Glück gehabt habe, über die Leidensgeschichte unsers Herrn ein in hebräischer Sprache geschriebenes Buch des Nikodemus aufzufinden, das er ins Griechische übersetzte. Die erste Abtheilung (Kap. I—XVI) ist eine Art Protokoll über die Anklage Jesu vor Pilatus und über den Gang der gerichtlichen Verhandlungen, wobei die von Christus geheilten Krüppel, Blinden, Preßhaften und Kranken jeder Art nacheinander auftreten und Zeugniß für den Erlöser ablegen. Ungeachtet des dabei deutlich herauszumerkenden Zwecks, die Unschuld Jesu in authenti-

scher Weise zu erhärten, liegt etwas Bedeutsames und Poetisches in diesem freiwilligen Erscheinen der Vertheidigungszeugen, das übrigens dem jüdischen und römischen Gerichtsbrauche nicht allzu sehr widerspricht. Auch ist dies der Theil unsers Evangeliums, von wo aus lebendiger Ton und dichterischer Schmuck in spätern Zeiten in die Mysterien übergingen, weil dort geistliche Dinge in dramatischem Gewande vorgetragen sein sollten. Die Passionsspieldichter begriffen sehr wohl, was ihnen hier an pathetischen Motiven geboten war, und machten davon überreichlichen Gebrauch. Sie übersahen dabei nicht den gefühlvollen Zug, welcher das vom Blutflusse geheilte Weib des Evangeliums mit der Frau, die dem Erlöser auf seinem Gange nach der Richtstätte ihr Tuch zum Abtrocknen des Schweißes darreichte, in Verbindung bringt und aus beiden *eine* Person macht, die von nun an bei den Legendenschreibern „Frau Veronica" heißt. Bis auf diese frei hinzugedichteten Nebenvorfälle und einige seltsame Wunder beim Angehen des Processes, ist der von dem Leiden Christi handelnde erste Theil des „Evangelium des Nikodemus" in den Hauptsachen nicht wesentlich verschieden von der Erzählung der kanonischen Evangelien, und im Grunde nur eine mit etlichen Eigennamen und unwichtigen Anekdoten bereicherte Umarbeitung derselben. Erst von der Auferstehung an erhebt sich die Legende zu einem eigenthümlichen Aufflug und Inhalt. Mit Ausnahme einer kleinen Anzahl von Stellen, die aus dem Alten und Neuen Testament ausgezogen und in die Erzählung eingeschaltet sind, hat der zweite Theil (Kap. XVII—XXVIII) fast nichts mit den evangelischen Traditionen gemein. Einige Kritiker glauben darum auch, der zweite Theil sei anfänglich ein vom ersten ganz getrenntes, eigenes Werk gewesen und erst später damit vereinigt worden; aber ich kann dieser Ansicht nicht beistimmen. Die Aehnlichkeit des Stils in beiden Theilen

und der durchgehende Zusammenhang lassen, dünkt mich, die Arbeit eines Verfassers erkennen. Freilich, da für die unbekannte Schlußphase der menschlichen Existenz Jesu dem Compilator das Zeugniß der kanonischen Evangelien ausgeht, so kann er sich nicht mehr auf ihren Text stützen und nimmt seinen Bericht des Thatbestandes anderswo her; aber man sieht, daß er, dem im ersten Theile befolgten Systeme gemäß, noch möglichst bemüht und darauf bedacht ist, in seine Schilderungen Stellen aus dem Alten und Neuen Testament hineinzubringen. Einige Umstände abgerechnet, ist der Grundinhalt des Erzählten aus den christlichen Schriftstellern des 3. und 4. Jahrhunderts geschöpft. In den Schriften der Kirchenväter jener Zeit findet man das Dogma von Christi Höllenfahrt beinahe mit denselben Worten erörtert; es ist dieselbe Sprache, es sind dieselben rednerischen Bilder und Gleichnisse; nur hat in unserm Apokryph das Gemälde eine breitere Anlage, einen stärkern Umfang, und ist die bildliche Seite ganz von der buchstäblichen Deutung verdrängt. Bei den Kirchenvätern merkt man mehr oder weniger die Allegorie, die Prosopopöie; ihre Personificirungen sind sämmtlich rhetorisch, und die Worte, die sie den Personen in den Mund legen, sind figürlich wie die Personen, welchen sie dieselben zuschrieben. Hier im „Evangelium des Nikodemus", wie in andern apokryphischen Evangelien, erkennt man hingegen die Exegese, wie sie der gemeine Mann übt, der jene Personificationen in Realitäten verwandelt, abstracte Gedankenwesen verkörpert und die unzweideutigsten Allegorien als thatsächliche Ereignisse auffaßt, kurz die Verfahrungsart des fleischlichen Juden aus der Rabbinenschule, welcher die ganze Heilige Schrift materialisirt, indem er die evangelische Geschichte ebenso behandelt, wie die Talmudisten die Geschichte des Volks Israel und die Dogmen der mosaischen Religion behandelten.

Die Niederfahrt Christi zur Vorhölle, im zweiten Theile des „Evangelium des Nikodemus", wird von den zwei Söhnen des gottesfürchtigen Simeon, Lucius und Carinus, erzählt, die bei der Auferstehung Jesu mit ihm und mehreren andern Todten wieder ins Leben zurückgekehrt waren. Auf den Vorschlag des Joseph von Arimathia hatte sie der jüdische hohe Rath nach der Synagoge rufen lassen, wo sie von den Vorfällen in der Todtenwelt als Augenzeugen berichten: „Wir saßen bei unsern Vätern in der Finsterniß, unten in der Hölle, als plötzlich ein helles Licht wie ein Strahl vom Himmel in unsere Nacht hineinleuchtete und die Dunkelheit verschlang. Alsbald erhoben sich der Urvater Adam, alle Patriarchen und Propheten und riefen: «Dieses Licht kommt vom Urheber alles Lichts und verkündet den Anbruch des ewigen Tags!»" Jesaias, David, Simeon, Johannes der Täufer und andere versammeln sich um Adam und citiren mit frohlockendem Autorstolz die Prophezeiungen, in denen sie bei ihren Lebzeiten auf die Ankunft des Messias hingewiesen. Als Seitenstück zu dieser Schar von Heiligen des Alten Bundes, welche die Aussicht auf die bevorstehende Erscheinung des Erlösers in freudige Bewegung setzt, beschreibt die Legende eine Sippschaft von Teufeln, die tumultuarisch berathschlagen über den Empfang, den sie der Seele Christi bereiten sollen. Ihr Präsident, Satan, rühmt sich, die Juden aufgehetzt zu haben, und spricht mit bitterer Ironie von Jesus, „der sich für Gottes Sohn ausgibt und wie ein gewöhnlicher Mensch vor dem Tode zittert". Aber, setzt Satan hinzu, „er hat mir ärgerliche Possen gespielt; denn meine beste Stiftung, ein ganzes Lazareth voll Blinder, Lahmer, Aussätziger und Besessener, ist durch seine Wundercuren eingegangen, und sogar mehrere Todte, die ich dir zuschleppte, Lucifer, hat er mir aus den Klauen gerissen." Lucifer, der König des finstern Reichs, begreift nicht so recht

die höhnische Laune seines Premierministers gegen jemand, der ihm so starken Abbruch gethan hat. „Wer ist denn der Jesus, der vor dem Tode bange und doch mächtiger ist als alle Mächtigen der Erde? Wenn es sich so verhält, wie du sagst, Satan, so könnte er wol ein Gott sein. Vielleicht thut er, als graue ihm vor dem Tode, um dich zu übertölpeln. Wehe dir auf ewig, wenn du dich prellen lässest.“ Satan renommirt, daß er Jesus nicht fürchte, daß er ihn in seiner Gewalt habe, und daß seine besten Freunde, die Priester, die Schriftgelehrten und Pharisäer, den Delinquenten sofort herschicken werden.

„Während Lucifer und sein Minister solche Reden führten, ertönte eine donnergleiche Stimme: «Fürsten, thut die Thore auf, und ewige Thüren macht euch hoch, daß der König der Ehren einziehe!» Als Lucifer diesen Ruf vernahm, sagte er zu Satan: «Flieh aus meinen Augen, Scheusal, und pack dich aus meinem Hause; oder wenn du ein wackerer Kämpe bist, so geh hin und streite gegen den König der Ehren.» Und der Höllenfürst jagte seinen Minister fort und rief sein Gesinde: «Verschließt die ehernen Thüren, schiebt die eisernen Riegel vor, und wehrt euch tapfer, wenn ihr nicht gefangen sein wollt.» Die Patriarchen, von Adam bis auf den jüngsten Propheten, bezeigen einstimmig ihre Entrüstung über diesen Befehl, und bedeuten dem Lucifer, seine Macht sei gebrochen und er solle die Thüren aufsperren. Noch einmal erschallt draußen der erste Donnerruf; aber der Höllenfürst thut als ob er die Zumuthung nicht verstehe: «Wer ist denn der König der Ehren?» — «Ich kenne diese Worte», antwortete David; «ich habe sie ehemals verkündet. Darum sage ich dir, Lucifer, was ich ehemals sagte: Es ist der Herr, stark und mächtig, der Herr, mächtig im Streit; der ist der König der Ehren. Er sieht vom Himmel auf Erden, daß er das Seufzen der

Gefangenen höre und losmache die Kinder des Todes.» Als David dieſe Worte ausgeſprochen hatte, erſchien der König der Ehren in Menſchengeſtalt. Seine Gegenwart erleuchtete die ewige Finſterniß und zerriß unſere ungelöſten Bande."

Wir haben hier eine Scene von kühner Auffaſſung, dramatiſcher Wendung und kräftiger Wirkung in dem Gegenſatze zwiſchen den Heiligen, welche die Freude über den erſten Dämmerſchein des Erlöſungstags um ihren gemeinſamen Vater verſammelt, und den Teufeln, die von ihrem Anführer zuſammenberufen werden, um ihre Talente für das Ausdenken neuer Seelenmartern im ſchönſten Lichte zu zeigen. Am bemerkenswertheſten und charakteriſchſten iſt jedoch die Idee, welche die alte jüdiſche und die neue chriſtliche Welt in Verbindung bringt, die Patriarchen und Propheten ſelbſt ihre zur Wahrheit werdenden Traumgeſichte und Prophezeiungen beſtätigen, und die Generationen von viertauſend Jahren bei dem Klange der Stimme, die ſie in geheimnißvollen Mittheilungen vernommen hatten, aufwachen läßt. Einen Augenblick ſinkt die Legende von dieſer Höhe herab und fällt wieder in die Kindereien, wie ſie bei den Volksbüchern gewöhnlich und in den apokryphiſchen Evangelien häufiger ſind als in irgendeinem andern Erzeugniß gleicher Art. Auf die majeſtätiſche Erſcheinung Chriſti in der Hölle folgt unmittelbar eine wunderliche Großſprecherei des als eigene Perſon gedachten Todes, und ein grimmiger Ausfall Lucifer's gegen ſeinen Miniſter Satan, den feigen und prahlhäufigen Knecht, wobei etwas Komiſches wäre, wenn nicht geſchwätzige Plattheit den Spaß verdärbe. Die Erzählung nimmt jedoch bald wieder einen höhern Ton und Schwung. Die von der Ankunft des Erlöſers bewirkte Erſchütterung verbreitet ſich im ganzen Umkreiſe der finſtern Region. Die Todten ſtehen auf wie jemand, der aus fröhlichen Morgenträumen erwacht, und weiden ihre Blicke an der Erfüllung

der Verheißungen, in deren Zuverſicht ſie entſchliefen. Chriſtus kommt und holt die Gerechten; Adam iſt zu ſeinen Füßen und ſingt in überquellender Herzensfreude den ſchönſten der Davidiſchen Pſalmen: „Ich preiſe dich, Herr, denn du haſt mich erhöhet" u. ſ. w. (Pſalm 30). David ſelbſt ſtimmt ſeinen 98. Pſalm an: „Singet dem Herrn ein neues Lied, denn er thut Wunder", u. ſ. w., und der Chor der Seligen ruft: „Halleluja, Amen!" während von der andern Seite das Fluchen und Heulen der Teufel dareinſchallt. Chriſtus übergibt Adam dem Michael und alle Heiligen folgen dem Erzengel, der ſie in die glorreiche Gnade des Paradieſes einführt.

„Da kamen der heiligen Schar zwei Männer von den alten Tagen entgegen. Die Heiligen fragten ſie: «Wer ſeid ihr? Ihr waret nicht bei uns in der Hölle, und ſeid leibhaftig im Paradieſe?» Einer der beiden antwortete: «Ich bin Henoch, den Gott von der Erde hinwegnahm; mein Begleiter iſt Elia, der Thisbiter, der auf feurigem Wagen mit feurigen Roſſen gen Himmel fuhr. Bisjetzt ſchmeckten wir den Tod nicht, wie die andern Menſchen; der Herr ſpart uns für den Tag der Ankunft des Antichriſts. Haben wir mit göttlichen Zeichen und Wundern gegen ihn geſtritten, ſo ſollen wir in Jeruſalem den Tod leiden, und, nach dritthalb Tagen, lebendig wieder in die Wolken entrückt werden.»

„Henoch und Elia ſprachen noch, als ein Mann herbeikam von jämmerlichem Ausſehen, und der ein Kreuz auf der Schulter trug. Alle Heilige ſahen und fragten ihn: «Wer biſt du? Du ſiehſt aus wie ein Dieb, und warum trägſt du das Kreuz auf der Schulter?» Er antwortete: «Ihr ſprecht die Wahrheit, auf Erden war ich ein Miſſethäter. Die Juden kreuzigten mich mit Jeſus; als ich die Wunder bei ſeinem Tode ſah, glaubte ich an ihn als den Herrn und Schöpfer

aller Creatur, und bat ihn, an mich zu gedenken, wenn er in sein Reich komme. Meine Bitte gewährend, neigte er sein Haupt gegen mich und sprach: ‚Wahrlich, ich sage dir, heute wirst du mit mir im Paradiese sein. Nimm das Kreuz mit, und wenn der Engel vor dem Paradiese dich nicht einlassen will, so zeige ihm das Kreuz und sage: Jesus, Gottes Sohn, jetzt gekreuzigt, hat mich hergeschickt.‘ So that ich, und der Engel Michael ließ mich herein, und wies mir eine Stelle zur Rechten des Paradieses an und sagte: ‚Warte da ein bischen; der Urvater Adam kommt gleich mit allen seinen Kindern, den Heiligen und Gerechten des Herrn.‘ Und als ich euch alle beisammen sah, gesellte ich mich zu euch.«“

Mit diesem theilweise etwas familiären und genreartigen Gemälde endigt der Bericht von Lucius und Carinus. Die zwei Söhne Simeon's hatten vom Erzengel Michael verboten bekommen, den Menschen mehr von den andern Geheimnissen Gottes zu sagen. Sie sollten, wenn sie in Jerusalem gewesen, sich jenseit des Jordans nach einem fruchtbaren, gesegneten Thal hinbegeben, und daselbst das Opferfest feiern mit mehreren Heiligen, die wie sie, zum Zeugniß der Auferstehung Jesu, aus den Gräbern gegangen waren. Keiner von ihnen dürfe länger als drei Tage auf Erden weilen.

Ganz so wie aus dem ersten Theil des „Evangelium des Nikodemus“ die geistlichen Schauspiele des Mittelalters einen reichen dramatischen Zuwachs erhielten, so lieferte der zweite Theil die Motive zu der Menge von Bildwerken, wo Christus in der Vorhölle dargestellt ist. Wir sehen ihn mit der Siegesfahne, auf zerbrochenen Thüren stehend, sich über den Abgrund der wie der Tänaros gedachten und als Höhle vorgestellten Hölle hinüberbeugen und einem Heiligen die Hand reichen, oder, aus der Unterwelt heraufkommend, ein Un-

geheuer, das Doppelbild des Todes und Teufels, mit Füßen treten. Anderswo steigt Christus durch den Eingang der Hölle, über ihre zerschmetterten Pforten hinschreitend, in das Todtenreich hinab, und bringt Adam, Eva und andere Personen mit, wobei gewöhnlich der gute Schächer mit einem Kreuzzeichen an der Stirn oder mit einem Kreuz auf der Schulter; bisweilen setzt er auch einen Fuß auf den Unterkiefer des weiten Rachens der Hölle in Form eines Drachenmauls, aus dem er einen Gerechten herausreißt. Alle diese Vorstellungen beruhen auf bildlichen Redensarten im Texte unsers Evangeliums.

Am Ende des griechischen Textes der Legende ist in der lateinischen Version hinzugefügt, daß die Juden an jenen Wundern die Hand des Herrn erkannten und beschämt davonschlichen, worauf Pilatus den Priestern des Tempels die sorgsame Verwahrung des von Lucius und Carinus niedergeschriebenen Berichts anbefohlen und alles Vorgefallene dem Kaiser Claudius nach Rom gemeldet hätte. Dieser Zusatz scheint mir blos ausgedacht als Uebergang zu den apokryphischen „Briefen des Pilatus", die ich nur nebenbei erwähne, da sie, meines Wissens, der Gegenstand keiner dichterischen oder künstlerischen Entwickelung gewesen sind. Aber wesentlichen Einfluß auf die religiöse Kunst und Literatur des Mittelalters hatte das dem sardischen Bischof Meliton zugeschriebene Buch „Vom Tode der Jungfrau Maria". Die im 5. Jahrhundert dagegen erlassenen Verbote hinderten nicht, daß es bald nachher in der morgen- und abendländischen Kirche sehr verbreitet war. Die Prediger gebrauchten es häufig bei ihren Lobreden auf die Mutter Gottes, und die Künstler entnahmen daraus die Data zu den zahlreichen Darstellungen von dem Tode Maria's, von ihrer Beerdigung, Himmelfahrt und Krönung.

„Als nach der Ausgießung des Heiligen Geistes die Apostel sich aufmachten, die Botschaft des Heils der ganzen Welt zu verkünden, ging Maria allein nach dem Hause ihrer Aeltern, unten am Oelberge, und verlebte daselbst ihre Tage in Gebet und stiller Betrachtung. Zweiundzwanzig Jahre nach der Auferstehung Jesu, als sie eines Tags allein in ihrer Stube saß und weinte, erschien ihr ein Engel in leuchtendem Kleide, und sich vor sie hinstellend sprach er: «Gruß und Heil, Maria! Ich komme und bringe dir vom Himmel einen Palmenzweig; den sollst du vor deinem Sarge hertragen lassen, wenn, in drei Tagen, deine Seele aus der Welt geschieden ist und du im Paradiese bist, wo dein Sohn mit den Engeln dich erwartet.» Und Maria antwortete: «Habe ich Gnade gefunden vor deinen Augen, so sage mir zuerst, wie du heißest, und gewähre, daß meine Brüder, die Apostel, bei mir sind, ehe ich sterbe, und daß ich in ihrer Gegenwart meine Seele Gott übergebe. Auch bitte ich dich, daß die Mächte der Hölle mir nichts anhaben, wenn meine Seele aus meinem Körper geht, und daß ich den Herrn der Finsterniß nicht sehe.» Und der Engel erwiderte: «Warum fragst du nach meinem Namen? Ich heiße der Große und Wundervolle. Noch heute sollen alle Apostel herkommen, und sei getrost, die Mächte der Hölle werden dir nichts anhaben.» Bei diesen Worten verschwand er in strahlendem Glanze, und die Himmelspalme, die er zurückgelassen hatte, verbreitete einen hellen Schein.“

Bald nachher (es war um die dritte Stunde), als Johannes in Ephesus predigte, erhob sich ein starkes Erdbeben und eine Wolke trug den Apostel nach Maria's Wohnung. Die Mutter des Herrn, hocherfreut über seine Ankunft, führte ihn in ihre Stube und zeigte ihm die für ihren Todestag in Bereitschaft gelegten Kleider, nebst der von dem Engel mitgebrachten Palme, die ihrem Sarge vorausgetragen werden

ſollte. Während ſie ſo ſprachen, kamen von allen Himmelsgegenden die Apoſtel auf Wolken herbei, und traten vor dem Hauſe der Jungfrau ab, wo ſich alsbald die Chriſten von Jeruſalem um ſie verſammelten. „Alle ſetzten ſich", ſagt die Legende, „und drei frohe Tage vergingen in Geſprächen von apoſtoliſchen Berufsarbeiten und vom Wachsthum der evangeliſchen Lehre. Aber am dritten Tage, um die dritte Stunde, kam Schlaf über alle Anweſende, ausgenommen die Apoſtel und drei Jungfrauen. Sie ſtanden am Bett Maria's, Petrus am Kopfende, Johannes am Fußende, und die andern rund umher, als auf einmal ein gewaltiges Licht das Haus erfüllte, und Jeſus ſelbſt erſchien mit einer Schar von Engeln und Seraphim. Und Chriſtus, zu ſeiner Mutter hintretend, ſagte: «Komm, meine Braut, mein herrliches Kleinod, komm vom Libanon; gehe herein in die Heimat des ewigen Lebens, und empfange die Krone, die dir beſtimmt iſt!» Und Maria, ſich aufrichtend und die Hände faltend, antwortete: «Gelobt ſei dein Name, König der Ehren, mein Gott! So hohe Gnade habe ich nicht verdient; aber dein Wiſſe geſchehe!» Alle Engel und guten Geiſter, die Chriſtus bei ſich hatte, fingen nun an zu ſingen, und da die Seele Maria's herausging, nahm ſie Jeſus auf ſeine Arme und ſtieg mit ihr gen Himmel. Und die nachblickenden Apoſtel ſagten: «O huldreichſte Jungfrau, gedenke an uns, wenn du in die Herrlichkeit kommſt!» Und die Engel, die ſie im Himmel empfingen, begrüßten ſie mit den Worten: «Wer iſt die, die herauffährt von der Wüſte und lehnt ſich auf ihren Freund? Sie iſt ſchöner als alle Töchter Jeruſalems.»"

Die bei der todten Maria gebliebenen drei Jungfrauen entkleiden unterdeſſen die Leiche und ſchicken ſich an, ſie einzuwickeln, als eine himmliſche Helle den Leib der Jungfrau in ein ſtrahlendes Leichentuch hüllte und allen Blicken entzog.

Bei dem Abnehmen des Lichtglanzes erschien Maria wie ausruhend in süßem und tiefem Schlummer. Ihr Gesicht war hold und lieblich; ihr Körper, weiß und rein wie Lilienblüte, duftete unvergleichlich. Der Leichenzug richtete sich nach dem Thale Josaphat (oder Gethsemaneh), beim Absingen des 114. Psalms, den Petrus anstimmte. Johannes, dem Sarge vorausgehend, trug die helleuchtende himmlische Palme. Die ganze Natur nahm Antheil an dem Ereigniß, und die Engel im Himmel ließen Klagelieder ertönen. Einige der anwesenden Juden fühlten sich tief bewegt über so wunderbare Dinge; andere ärgerten sich, und unter diesen ein vornehmer Priester, der den Sarg antasten und herunterreißen wollte; aber seine Hand blieb daran festhängen (oder seine Arme verdorrten plötzlich, sodaß er sie nicht rühren konnte, oder auch der Erzengel Michael haut ihm die Hand ab). Er bat Petrus um Hülfe, und wurde von demselben geheilt, als er gelobt hatte, an Christus und seine Mutter zu glauben. Unter Trauergesängen der Menschen und himmlischen Geister ging der Zug weiter, und gelangte ins Todtenthal, wo die Apostel sich bei der Gruft hinsetzten und die Himmelfahrt abwarteten.

„Und am dritten Tage sagte Jesus zu den Engeln: «Welche Ehre soll ich der anthun, die mich auf Erden unter ihrem Herzen getragen, und der ich ein Sohn der Sorgen und Schmerzen gewesen?» Und die Engel antworteten: «Herr, leide nicht, daß der Leib verwese, der deine irdische Wohnstätte war; sondern setze ihn neben dich auf deinen Thron im Himmel.» Und Jesus willigte ein; und der Erzengel Michael brachte dem Herrn die verklärte Seele der Jungfrau. Und Jesus sprach: «Komm herauf, meine Taube, meine Fromme und Reine, denn du sollst nicht im Dunkel des Grabes bleiben und der Zerstörung anheimfallen.» Alsbald ging die Seele Maria's wieder in

ihren Leib, und die Jungfrau erhob sich herrlich aus ihrer Gruft und schwebte gen Himmel, umringt und gefeiert von Engelscharen, bei Posaunenschall, Harfenspiel, Gesang und Jubel: «Wer ist, die hervorbricht wie die Morgenröthe, schön wie der Mond, hell wie die Sonne, schrecklich wie die Heeresspitzen?»"

Die Lebensgeschichten von Jesus, Maria und Joseph waren nicht die einzigen, welche der Volksglaube von Anfang an mit Erdichtungen und Wundererzählungen ausschmückte; jeder Apostel bekam auch seine Ehrenkrone, um so glanzvoller, je weniger sein Leben in die von den kanonischen Evangelien berichteten Ereignisse mit hineingespielt hatte. Denn die reichere Entwickelung und der freiere Gang erscheint als ein charakteristisches Merkmal dieser zweiten Reihe von Legenden. Man begreift in der That, daß der Erzähler ungezwungener sein mußte, wenn es sich von einem Manne handelte, den man vielleicht in jüngerm Alter und wenigstens von gleichem Schlage mit andern Menschen kannte, als wenn die Rede war vom Messias oder von der seit ewigen Zeiten zu seiner leiblichen Mutter auserkorenen Jungfrau. Ueberdies hatte man hier ein weiteres Feld und ergiebigeres Thema; die Lebensläufe der Apostel waren an sich etwas Außerordentliches: kühne Unternehmungen, gewagte Abenteuer, unerschrockene Predigten, weite und gefahrvolle Reisen, von glänzenden Wundern und Erfolgen begleitet. Wußte man doch von Hörensagen, daß Andreas und Philippus das Evangelium in Skythien gepredigt hatten, daß Matthäus bis nach Aethiopien gekommen und Bartholomäus tiefer als Alexander ins Innere von Indien eingedrungen war! Und wie viel Absonderliches erlebte man im Römischen Reiche selbst, in Jerusalem, in Rom! Das sichtbare Wachsen der Lehre des Gekreuzigten; ihr Triumph im Sanhedrin und im Areopag; die Geistesgröße

des Paulus, der in Europa und Asien ganze Scharen getreuer Christen an seinem Winke hängen hat und von seiner Hände Arbeit lebt; der Ruf des Petrus und sein siegreicher Streit in Rom mit einem Sophisten, der umsonst alle Redekünste griechischer Weltweisheit und alle Blendwerke orientalischer Theurgie gegen den ungelehrten Fischer aufbietet: welche Anlässe und Anstöße zu Regungen und Spannungen der Einbildungskraft! Die offenherzige Unbefangenheit, womit die Eindrücke und Stimmungen des Moments in den Legenden ausgesprochen und niedergelegt sind, macht die Producte dieser Gattung interessant, wenn sie auch in demselben Grade phantastischer werden, als sie an Menge zunehmen. Die beträchtliche Sammlung der apokryphischen Apostelgeschichten ist in der That nichts anderes als eine Reihe von Gelegenheitsschriften und Memoiren über die ersten Zeiten der evangelischen Propaganda. Wir müssen sie aber beiseite lassen, sowie auch die zahlreichen apokryphischen Episteln und Apokalypsen: sie würden uns viel zu lange aufhalten, und hatten überdies bei weitem keine so große Wirkung und Bedeutung, als die bisher genannten apokryphischen Evangelien, welche die Anfangs- und Anhaltspunkte der ganzen Legendendichtung des Mittelalters sind.

In der Wiege der Kirche geboren, wuchsen und erstarkten diese Dichtungen mit ihr. Vom 1. bis zum 4. Jahrhundert entwickelten sie sich im Stillen, ordneten und vertheilten sich in Gruppen, und den aus jener Zeit noch vorhandenen ist diese innere Arbeit der Sagenbildung noch anzuspüren. Von Judäa, ihrer ersten Heimat und gemeinschaftlichen Quelle, verbreiteten sie sich nach Syrien, nach Arabien, über den ganzen Orient. Aus der hebräischen Sprache gingen sie in die asiatischen Mundarten über. Griechenland wurde allmählich damit bekannt; im 5. Jahrhundert kamen sie

nach dem Occident, wo sie, bei der vorherrschenden classischen Bildung, zuerst nur kühle Aufnahme fanden und sogar Anstoß erregten, bis sie mit der Völkerwanderung durchdrangen. Die mit heidnischen Elementen aller Art vermischten Volksmassen, welche dieses Ereigniß in den Schos der Kirche führte, wollten mehr der Phantasie als dem Denken nach angeregt sein, und man konnte ihre Herzen nur gewinnen, wenn man ihre Augen gewann. Mit abstracten Glaubenslehren war den schwachen oder noch wilden Gemüthern nicht beizukommen, und die kunstlosen Religionsvorträge, woran die alten Christen sich erbauten, hätten den neuen blos Langeweile verursacht und jede Annäherung verleidet. Die Kirche begriff die Nothwendigkeit einer andern Art zu predigen: sie wandte sich nun zu den bisher geringgeschätzten oder abgewiesenen Legenden, und holte von ihnen den Pomp dramatischer Aufzüge für ihre Feste, den Reiz geheimnißvoller Gebräuche für ihren Gottesdienst, das Anlockende wunderbarer Erzählungen für ihren Unterricht, und den Schmuck bildlicher Darstellungen für ihre Räumlichkeiten.

Vom 6. Jahrhundert an gewannen die Legenden eine immer zunehmende Ausdehnung und Verbreitung. Zwischen den genannten zwei Jahrhunderten ist jedoch der Unterschied anzumerken, daß sich das fünfte noch an die Traditionen des classischen Alterthums anlehnte, das sechste hingegen mit demselben gebrochen hatte und sich ausschließlich der neuen, vom Christenthum aufgebrachten Weltansicht zuwandte. Das erste war christlich mit heidnischem Gehalt und Hintergrund; das andere, christlich mit barbarischer Substanz und Unterlage. Dieser Unterschied ist in der Legende sichtbar, und bestimmt genau die Richtung ihres Fortgangs bis zum Eintritt der modernen Culturepoche. Ihre zweite Periode beginnt mit den großen Völkerbewegungen

des Abendlandes und endigt bei den Kreuzzügen, umfaßt also den ganzen Zeitraum von Unordnung und Verwirrung, der die alten Lebensverhältnisse von den neuen trennt, und auf den man aus diesem Grunde die Benennung „Mittelalter" vielleicht beschränken sollte. Die Geschichtschreibung hat jene Jahrhunderte sehr streng gerichtet und sie mit dem Beinamen der finstern und barbarischen bezeichnet, obwol sie vor allen die wundergläubigen zu heißen verdienen. Ein Beleg dafür sind unter andern die Legenden, die uns beschäftigen. Um diese Zeit besonders verbreiteten sie sich, nahmen Besitz von den Gemüthern, und schlugen im Herzen des Volks die starken Wurzeln, welche die spätern Jahrhunderte der Skepsis und Verstandesbildung nicht ganz auszurotten vermochten. Die Pflege der classischen Literatur war beinahe aufgegeben: mit der gesellschaftlichen Verwilderung und dem Unverstande, den diese im Gefolge hat, gedieh, wie Unkraut in der verkümmerten Saat, der Aberglaube; die Welt schien dem gräßlichsten Elend preisgegeben; die von beispiel- und endlosen Umwälzungen schwindelige Phantasie suchte Halt in Erdichtungen und Schöpfungen einer andern Welt; die Traumgesichte und Mirakelgeschichten vertausendfältigten sich; die neue Mär fand allenthalben Anklang bei dem Jammer der Gegenwart; denn weniger kläglich waren die Stunden auf der Traumleiter des Wundererzählers, und kein unwürdiger Standpunkt, aus dem das Gelobte Land des ungewissen künftigen Lebens voraus überschaut werden mochte; auch war er zugänglich genug, daß die ganze Zeit selbst bis zum Aermsten noch daran theilnahm.

Guizot, in seiner „Geschichte der Civilisation", hat vollkommen nachgewiesen, daß die Heiligenlegenden die eigentliche Literatur der ersten Hälfte des Mittelalters waren, und dem intellectuellen, moralischen und ästhetischen Leben jener

Zeit als Nahrung dienten. Man wird milder dagegen geſtimmt oder fühlt ſich wenigſtens tief ergriffen, wenn man bedenkt, wie viele gute Seelen jene Lectüre getröſtet, wie viele blaſſe und proſaiſche Lebenszuſtände ſie mit poetiſchen Farben angeſchimmert, und wie vielen gequälten Herzen ſie die ungeheuere Wucht der Langeweile erleichtert hat. In den langen und rauhen Wintertagen vom 6. bis 10. Jahrhundert war die Welt der Heiligen ein Ideal im Gegenſatz mit der jämmerlichen Wirklichkeit voll Trug und Mord, eine Art Himmelreich, wo die Schwachen und Demüthigen den Starken und Uebermüthigen ihre Frevel- und Gewaltthaten vergelten, eine Auflehnung der Phantaſie gegen die unausſtehliche Oede und das ewige Einerlei des Alltagsverkehrs. Die legendenhaften Traditionen, zumal die Sagen des evangeliſchen Cyklus, bildeten außerdem einen Stamm von moraliſch bedeutſamer Volksmythologie. Joachim und Anna, Joſeph und Maria, die Apoſtel und Märtyrer waren lebendige Perſonificirungen bürgerlicher und häuslicher Tugenden, vollkommene Muſterbeiſpiele des chriſtlichen Lebens. Dieſe bald gemüthlichen und ſtillen, bald feurigen und lauten Vorbilder bezeugen in Anlage und Ausführung Kenntniß des Menſchenherzens und Verſtändniß des Evangeliums. Man betrachte die Aeltern der Heiligen Jungfrau: Sind es nicht echte Chriſten, in jüdiſcher Tracht? Verwirklichen ſie nicht das Ideal der chriſtlichen Familie? Joachim iſt reich und anſpruchslos, fromm und freigebig gegen Prieſter und Arme; er hat Knechte, hütet aber mit ihnen die Schafe auf dem Felde. Anna zeigt ſich als Herrin und Hausfrau ſo langmüthig und leutſelig, daß ſie von ihren Dienſtmägden die ärgerlichſten Ungleichheiten des Humors erträgt. Das Leben der beiden Ehegatten, wie das Leben des Chriſten, beſteht aus lauter Prüfungen. In ähnlicher Weiſe wird Joſeph geſchildert, der ſchlichte Handwerksmann,

der in einem Alter, wo jeder ſich nach Ruhe ſehnt, mit der Vormundſchaft eines jungen Mädchens beauftragt, ſeine über alle Vorausſicht ſchweren Pflichten unverdroſſen bis zu Ende erfüllt, und von der Laſt bisweilen einknickt, aber nie zu Boden ſinkt. Maria ſtellt typiſch vollkommen den Charakter der edelſten Weiblichkeit nach den neuen Glaubensbegriffen vor. Die Jungfrau der Legende iſt das reinſte und höchſte Phantaſiegebilde des chriſtlichen Geiſtes, und in jedem ihrer Züge ſpricht ſich das Evangeliſche aus. Alles Holde und Unſchuldige, alles Zarte und Schöne ihres Geſchlechts iſt auf ſie übertragen und mit dem Göttlichen ihrer Natur verbunden. Ihr Leben, wie es die Sage erzählt, war ſeit der Zeit, von der wir ſprechen, ein allgemeiner Tugendſpiegel. Das Mädchen, die Gattin, die Mutter, die Witwe, die Nonne bemühten ſich, in ihrer jeſeitigen Sphäre, die himmliſchen Beiſpiele deſſelben zu erreichen. Eine andere Quelle wirkſamer Lehren floß aus dem Munde der Apoſtel, die als moraliſche Helden der von Chriſtus eröffneten neuen Lebensordnung allen vorleuchteten und nicht blos ein höheres Wiſſen, ſondern auch ein höheres Können idealiſch verſinnlichten. Die wunderbaren Erzählungen von ihren Glaubensfahrten verdunkelten den Ruhm der mythiſchen Heroen, und das Prachtgemälde von den Proben geiſtlicher Tapferkeit, die ſie auf ihren Bekehrungsreiſen abgelegt hatten, überſtrahlte alle Schilderungen der heidniſchen Dichter von den körperlichen Kraftſtücken der profanen Heldenbravour beim Argonautenzuge oder im Trojaniſchen Kriege. Und da dieſen evangeliſchen Muſtern des Handelns und der Geſinnung immer neue nachgebildet wurden, ſo dehnte ſich dieſe Gattung im Laufe der Zeit immer weiter aus, und wuchs am Ende zu der ungeheuern Maſſe von Vorbildern chriſtlicher Vollkommenheit, wie ſie in der Unzahl von Heiligenlegenden vorkommt. (Guizot hat die Mühe des Addirens nicht geſcheut

und im ganzen 25000 aufgefunden.) Für die fehlende Bibel hatte das Volk hieran wenigſtens ein Buch der Weisheit und Moral in lebendigen Beiſpielen, woraus jeder zu ſeiner Lage, ſeinem Stande und Verſtande paſſende Lebensregeln holen konnte. Ich glaube kaum, daß die alten Griechen in ihren Hallen und Tempeln je einen ſolchen Reichthum an Idealſtatuen beſaßen, als dieſer große Bilderſaal in ſich faßt. Man bedenke nur: Eine Galerie mit 25000 Gemälden, lauter lebensgroße Bildniſſe von Heroen des aller weltlichen Vortheile ſich entäußernden Handels und Wandels! Unter den ſehr verſchiedenartig charakteriſtiſchen Figuren ſind Geringe und Vornehme, Gelehrte und Einfältige, Unbekannte und Weitberühmte, aber kein einziger von gemeinem Schlage. Alle erſcheinen hochadelich in ihrem Weſen, frei von irdiſchen Banden und Lebensbedingungen, und verklärt durch poetiſchen Zauber, der ſie beträchtlich über die Sphäre gewöhnlicher Porträtbilder erhebt. Dem praktiſchen und poſitiven Sinne unſerer Zeit behagen ſie freilich nicht; ſie verſtanden nichts von Polizei-, Juſtiz- und Verwaltungsſachen, und noch weniger von Nationalökonomie und Creditweſen. Man kann auch nicht ſagen, daß die mit vielen Heiligen geſegneten Länder den größten Wohlſtand und die beſte Staatsordnung beſaßen; die Heiligkeit iſt vielmehr immer mit Armuth und politiſcher Principloſigkeit gepaart. Ebenſo wenig darf man glauben, die Zeiten heißer Andacht ſeien zugleich die Zeiten der Sündenloſigkeit geweſen; das menſchliche Herz zeigt ſich in der Geſchichte als ein ſophiſtiſches Ding, das den Genuß des Augenblicks ſehr gut mit der Vorbereitung auf die Ewigkeit zu verbinden weiß. Aber bei alledem begriffen jene frommen Schwärmer das Leben ungleich beſſer als die vernünftigen Leute, die es anſehen wie ein Rechenexempel, wo Eigennutz und Gewinnſucht die Hauptfactoren ſind, oder wie ein bewegtes Terrain mit Höhen und Hügeln

welche die Eitelkeit und der Ehrgeiz aufgeworfen haben, um ſich ſowol auf ſelbigen opfern zu laſſen, als um mit deſto mehr Vortheil die gleichmäßige Ordnung beſtreiten zu können. Gewiß wäre es klüger von ihnen geweſen, ihr Ideal nicht in ſo hohe Nebelregionen hinaufzuſetzen, daß man, um ſie zu beſchauen, ſich gewaltig ſtemmen und anſtrengen muß; aber in ihren närriſchen Verſtiegenheiten und Ueberſpanntheiten (die Welt- und Tagesſprache zu reden) erkennt man weit mehr die großen Triebe der menſchlichen Natur, als in dem flachen Streben und ewigen Hamſtern des Geſchäftslebens, wo nie ein Strahl von Poeſie hineingeſchienen hat.

Auf dieſen Standpunkt muß man ſich ſtellen, wenn man die Rolle der Legendenpoeſie begreifen und ihren Einfluß ohne Verkleinerung und Uebertreibung würdigen will. Strenge, ernſte Denker haben im allgemeinen dieſe Volksſagen nur gering geachtet, und das hohe, jahrhundertelange Anſehen derſelben iſt für manche Kirchengeſchichtſchreiber ein Grund der Demüthigung, da es doch für Theologen ein Anlaß zu Freude ſein ſollte: denn die Legenden haben mehr als Katechismuslehre und Predigt die chriſtliche Religion ins Haus getragen und in die Gemüthswelt der Maſſen eingeführt. Sie ſind, wie ſchon bemerkt, die wahre Mythologie des Chriſtenthums. Ein einziger, höchſter, unnahbarer Gott iſt in der That für gewiſſe Zeiten und Länder ein allzu ſtrenges Dogma. Aus Gott vertrieben, flüchtete ſich die Mythologie in die Heiligen, und um dieſe Halbgötter herum bildete ſich ein niederer Cultus, eine Art Heroendienſt wie bei den alten Griechen, der wol mehr als einmal die Verehrung Gottes des Vaters geſtört und getrübt, aber andererſeits dem chriſtlichen Monotheismus den fehlenden Zuſchuß von Anſchaulichkeit und Mannichfaltigkeit verſchafft und damit ſeine allgemeine Verbreitung und Wir-

kung befördert hat. Eine rein vernünftige und keine Art von Ausschmückung zulassende Glaubenslehre hätte um die Zeit und in der Welt, wo das Christenthum entstand, keine große Aussicht auf dauernden Antheil und Erfolg gehabt. Allenthalben, aber besonders im Orient, war das Wunderbare und Wunderthätige eine Bedingung des Lehrbotenamts, und bekanntlich gelang es den Aposteln erst, in jenen Gegenden Aufsehen zu machen und die Gemüther zu erschüttern, als sie den dortigen Zauberern und ihrem Anhange eine höhere Magie entgegenstellten und zu wiederholten malen die Kräfte der Wunderthäter in Anwendung brachten. Ohne das frühe und von selbst eintretende Hinzukommen eines reichen Sagenanhangs zu der Geschichte Jesu und seiner Jünger hätte sich der von ihnen ausgestreute Glaube im Morgenlande schwerlich erhalten oder wenigstens nicht so wirksam bewiesen. In dem griechischen und asiatischen Volksgeiste lag ein so unverwüstliches Bedürfniß phantastischer Glaubensansichten, daß die meisten nach ihrem Uebertritt zum Christenthum dasselbe vermuthlich bald aufgegeben haben würden für eine beliebige Schwärmerei und Mysteriengaukelei, wenn es ihnen nicht möglich gewesen wäre, seine Geschichte mit Zierathen und Zuthaten ihrer Art einzufassen.

Bei den auf poetische Lügen nicht so versessenen Völkern des Abendlandes hing die Nothwendigkeit einer christlichen Mythologie mit andern Ursachen zusammen. Die deutschen und keltischen Fabeln hatten da eine gründliche Herrschaft erlangt und waren für ganze Stämme ein lebendiges Sittengesetzbuch. Sie ohne Umstände und Umschweife vertilgen zu wollen, das wäre ein eitles Bemühen gewesen; man konnte sie aus der Gemüthswelt des Volks nur ausrotten, wenn man etwas Aehnliches an die Stelle setzte, was unwillkürlich und natürlich dadurch geschah, daß man

in der lateiniſchen Kirche die Legenden und Sagen der griechiſchen Kirche einführte und verbreitete. Die Mönche, die aus ihren Klöſtern in Paläſtina, Aegypten oder Syrien die Wundererzählungen vom Leben des Erlöſers, ſeiner Mutter und ſeiner Jünger mitbrachten, hatten ſicher nicht die Abſicht, ſie als Offenſivmittel gegen die Religion der Länder, wo ſie hinkamen, zu gebrauchen; ſie gingen herum und erzählten gläubig die erbaulichen Geſchichten, ohne die Wirkung derſelben zu berechnen und zu bemerken. Anders aber verhielt es ſich mit einigen Biſchöfen, die ſehr wohl den Vortheil, der ſich daraus gewinnen ließ, einſahen und das Anziehende der neuen Sage dem Verlockenden der alten Fabel entgegenſetzten. Zu den Geiſtlichen, die auf dieſe Art die chriſtlichen Legenden zu benutzen verſtanden, gehört beſonders Gregor, Biſchof von Tours (575—595). Seinen Lebensbeſchreibungen der Heiligen und Märtyrer („De gloria martyrum") liegt, wie ſeiner „Kirchengeſchichte", ein großer religiöſer und politiſcher Zweck zu Grunde; er hat es darin abgeſehen auf Erbauung und Einſchärfung chriſtlicher Geſinnungen; auch ſagt er ausdrücklich in der Vorrede ſeines Werks, er wolle, daß das Volk die alten heidniſchen Sagen und Fabeleien, die ihm noch immer im Kopfe ſtecken, los werde und an ihrer Statt die Geſchichten von den Wundern der Heiligen kennen lerne, wie einem Chriſten gezieme, der nur ſprechen ſolle von dem, was Gott dem Herrn wohlgefällt, zur Erkenntniß des reinen Glaubens anleitet und die Seelen befruchtet. Daß die chriſtlichen Wundergeſchichten wieder eine Mythologie anſetzen mußten, wenn ſie die heidniſchen verdrängen ſollten, davon hatte der fromme Biſchof wol keine Ahnung. Im 7., 8. und 9. Jahrhundert erſchienen die Hagiologien, welche Beda in England, Florus in Frankreich, Rabanus Maurus, Notker und Wandelbert in Deutſchland für die reſpectiven Landesheiligen,

und Adon und Usuard für alle Heiligen der Christenheit verfaßten; aber den Nachahmern des Gregor von Tours fehlte es an dessen Geist und Kraft, um, wie er, eine politische und moralische Wirkung zu beabsichtigen und durchzuführen. Die ursprünglichen Legenden des Orients, die ganz oder theilweise in jene Werke übergehen, verbesserten sich weder im Inhalt noch in der Form; beides zeigt im Gegentheil oft einen merklichen Abfall, welcher nicht sowol den Schriftstellern als ihrer Zeit in Anrechnung zu bringen ist. Die Rede- und Schreibkunst war eine läppische Kunst, ein Kinderspiel geworden, wobei man die Worte als Puppen auftanzen ließ. Mit dem Ernst des Gedankens hatten sich die Würde und Einfachheit des Ausdrucks verloren, und Wortschwall und Floskelnkram überall eingedrängt. Ein Theil der christlichen Heiligengeschichtschreiber erlitt diesen Einfluß; der andere warf sich ins entgegengesetzte Extrem. Es ist etwas sehr Gewöhnliches, daß der Verfasser seine erbaulichen Erzählungen mit einer echt christlichen Protestation gegen die Eitelkeit der menschlichen Künste und Wissenschaften einleitet. Gregor von Tours nennt sich zu wiederholten malen einen Unwissenden, und nach ihm prunken viele andere mit gleichem Geständniß; ja der heilige Ouen, im „Leben des heiligen Alo", eifert gegen die Werke Homer's und Virgils, wie gegen „verruchte Dichterpossen" (sceleratorum naeniae poetarum). Uebrigens muß man anerkennen, daß die evangelischen Legenden im Abendlande immer etwas anrüchig blieben. Ausgenommen die Mönche, die sie zuerst mitbrachten, und vielleicht auch einige Bischöfe von gemüthlicher und wundergläubiger Stimmung, verwarfen die meisten Prälaten jene Legenden als schimpflich für die Heiligkeit der Personen, deren Leben angeblich darin beschrieben sei. Die Belege zu dieser entschiedenen Abneigung gegen alles, was einen zu fabelhaften

Anſtrich hatte, finden ſich häufig in den Kirchenſchriftſtellern vom 6. bis zum 12. Jahrhundert, und die Herausgeber der Apokryphen haben ſie ſorgſam geſammelt, um die Fortdauer der Misbilligung nachzuweiſen, womit ſie zu allen Zeiten belegt worden ſind. Aber die ſteten Verbote oder Verwarnungen hinderten keineswegs die fortwährende Verbreitung der apokryphiſchen Sagen. Die mündlichen Erzählungen ſchlichter Leute, die ſeltenen Bücher der Mönche dienten ihnen als Vehikel. Einige Jahrhunderte hindurch von der Wachſamkeit der oberſten Kirchenbehörde in Schranken gehalten, ergoſſen ſich die Legenden wie ein gehemmter Strom, der plötzlich ſeine Wehr bricht, über alle Glaubensgebiete, als die Verwirrung der Zeiten den Häuptern der Hierarchie die wirkſame Ausübung ihrer Lehraufſicht unmöglich machte, und die dogmatiſche Strenge von oben herab ſich ſo weit milderte, daß ſie dem Geiſte des einzelnen einzuwirken verſtattete. Im 9. und 10. Jahrhundert hatten die apokryphiſchen Wundergeſchichten ein ſolches Anſehen, daß ſie oft mit den kanoniſchen Erzählungen der Evangelien verwechſelt wurden. Dieſe Menſchlichkeit begegnete der berühmten Nonne Roswitha zu Gandersheim, als ſie, durch die Leſung des Terenz angeregt, Komödien und Heiligengeſchichten in Verſen abfaßte und den Stoff dazu aus den zu ihrer Zeit in den Klöſtern gebräuchlichen Andachtsbüchern hernahm. In einer höchſt merkwürdigen Vorrede ſagt die Verfaſſerin, ſie ſei dem Rufe der Muſen zum Werke der Dichtung nur gefolgt, damit das ihr anvertraute Talent in ihrem Buſen nicht verroſte, ſondern, mit dem Hammer der Frömmigkeit angeſchlagen, ein wenig zum Lobe Gottes erklinge. Wie man ſieht, wurde im 10. Jahrhundert die Sprache mindeſtens ebenſo gequält als jetzt; nur hat man Mühe, ſich das Geſchraubte und Geſuchte zu erklären in einer Zeit, wo es natürlich ſcheinen würde, daß, bei der Ausſicht auf die

Annäherung des jüngſten Tages, die Schreibart nicht lange Federleſens machen und das Momentane des zuerſt heraus-ſpringenden Gedankens an ſich haben müßte. Die gelehrte Schulmanier, welche Roswitha für die Bearbeitung der Legenden angewandt hatte, wurde im 11. Jahrhundert von andern nachgeahmt, und dauerte ſo lange fort, bis im 13. Jahrhundert der Charakter der Literatur ſich gänzlich verändert und der Cyklus der Neuteſtamentlichen Apokryphen ſeinen Abſchluß erhält.

Erſt von dieſer Zeit an zeigen ſich neben den Haupt-perſonen gewiſſe Nebenperſonen im Kranze der evangeliſchen Legenden, wo ihr Hervortreten um die Geſtalten Chriſti, ſeiner Großältern, ſeines Pflegevaters, ſeiner Mutter und ſeiner Jünger dieſelbe Erſcheinung iſt, wie die Erweiterung der Sage von Karl dem Großen durch die einzelnen Va-ſallen. Joachim und Anna, Joſeph und Maria, Chriſtus und die Apoſtel füllen bisher allein den Sagenſchauplatz; an die andern Perſonen, die in den Evangelien eine Rolle ſpielen, ſcheint die chriſtliche Phantaſie nicht zu denken. Wie aber das 12. Jahrhundert abgelaufen iſt, ſo erweitert ſich der Sagenkreis für die Aufnahme der heiligen Frauen. Die erſte, die wenigſtens, die von den Legendendichtern am liebſten geſchildert wird, iſt die im Evangelium des Lucas ohne Angabe des Namens erwähnte große Sünderin. Die Geſchichte wußte nichts von dieſer Frau. War es dieſelbe Perſon wie Maria Magdalena, die dem Erlöſer ihre Hei-lung von einer ſchweren Krankheit zu verdanken hatte, und Maria, die Schweſter der Martha und des Lazarus? Bezog ſich auf ſie die Ausſage der Kirchenväter von der Frau, welche die Mutter des Erlöſers nach Epheſus begleitet und daſelbſt ihr Leben beſchloſſen hatte? Die Gelehrten wagten es nicht zu behaupten und die Frage in dieſem Sinne zu entſcheiden. Das Volk bedachte ſich nicht lange und machte

aus den drei Marien nur eine: die ungenannte Sünderin, Maria von Bethanien und Maria Magdalena, verſchmolzen in ſeiner Vorſtellung zu einer Perſonification der verirrten und durch die Gnade ihrer erſten Beſtimmung wieder auf den rechten Weg gebrachten Liebe. Aber das unbekannte Lebensende dieſer Maria, worin das Volk das Kind ſeines eigenen Gedankens verehrte, ſtimmte nicht mit ſeinem poetiſchen Inſtinct zuſammen. Nach ſeiner Meinung gehörte zu der großen Sünderin nothwendig eine große Sühne, wie zu der ungewöhnlichen Tapferkeit des Neffen Karl's des Großen, einige Jahrhunderte vorher, die ungeheuere Niederlage der Roncevalſchlacht gehörte. Ebenſo wie der Feudalgeiſt zu ſeinem Behagen das Rolandslied hervorbrachte, ſo erzeugte der chriſtliche Sinn für die Verwirklichung ſeiner Anſchauungen die Legende der heiligen Grotte (La Sainte-Baume). Dieſe myſtiſche Legende der Magdalena ſteht in einem moraliſchen Gegenſatz mit der Legende der Martha, der gutmüthigen und anſpruchsloſen Schweſter des Lazarus, deren Leben das Sinnbild thätiger Wirthſchaftlichkeit iſt, wie das Leben der Magdalena das Muſter leidender Beſchaulichkeit. Hierzu kommen die Legenden des römiſchen Hauptmanns Longinus und anderer im Neuen Teſtamente erſt bei der Paſſion auftretender Perſonen, deren unbekannte und vergeſſene Lebensgeſchichte die Phantaſie des Mittelalters mit abſonderlichem Wohlgefallen ausgemalt hat, z. B. die folgenden drei Paar Seitenſtücke: die Legenden der Veronica, der blutflüſſigen Frau des Evangeliums, und der Procula, der Frau des Pilatus, Muſterbeiſpiele für Juden- und Heidenchriſtinnen; die Legenden des Pontius Pilatus und Judas Iſcharioth, zwei Laſterſpiegel, und die Legenden vom heiligen Chriſtoph und vom Ewigen Juden, ſymboliſche Dichtungen, durch welche das in Glauben und Zuverſicht erſtarkte chriſtliche Volk und

die von Fluch und Elend ſchwer getroffene jüdiſche Nation dargeſtellt werden ſollten.

Die Legende vom Ewigen Juden beſchließt die Reihe der einzelnen volksmäßig fortgebildeten Sagen des evangeliſchen Cyklus, in welchen die fromme Einbildungskraft des Mittelalters allmählich alle beim Verkündigen des Evangeliums und bei den Vorgängen der Paſſion genannten Perſonen hineinzog. Apoſtel, heilige Frauen, Freunde, Verräther, Feinde, ſogar bloße Gedankenweſen ſtellten ſich den Großältern und Aeltern des Erlöſers an die Seite. Aber jetzt iſt die Dichtung geſchloſſen und tritt in eine neue Phaſe. Der Stamm der Legenden wächſt nicht mehr in die Höhe und Tiefe, er entwickelt ſich in die Weite und Breite. Die chriſtliche Sagenpoeſie bringt nichts Neues mehr hervor, ſondern ordnet und ſchmückt die alten Gebilde. Wir ſehen nicht mehr, wie früher, immer neue Geſtalten auftauchen; aber die bekannten erſcheinen nun ſtattlicher und gruppenweiſe beiſammen. Auf die lateiniſchen Legenden in Proſa oder Verſen folgen Reimlegenden in Volksſprache. Der poetiſche Geiſt reißt ſich von den kirchlichen Formen los, und wirft die fremdartige Einkleidung der hierarchiſchen Sprache ab, um ſich in dem bequemern Gewande der Nationalſprache freier bewegen zu können. Von nun an ſieht man die Dichter ſich der evangeliſchen Sagen bemächtigen, ſie mit den Sagen von Karl dem Großen, von Artus und der Tafelrunde in Verbindung ſetzen, und in gewöhnlicher Mundart, jedoch ſtets in gedichtlicher Form bearbeiten. Der Grund ſelbſt wird beibehalten, aber gänzlich entſtellt durch die Art von Umtaufung, die man mit den bibliſchen Geſchichten vornimmt. Die ſeltſamſte Miſchung ritterlicher und religiöſer, heiliger und weltlicher, pedantiſcher und abergläubiſcher Inſpiration charakteriſirt die chriſtlichen Machwerke jener adelichen Poeten, der ſo-

genannten Troubadours und Minneſänger. Barbariſches und Claſſiſches, Mythiſches und Bibliſches iſt darin zuſammengeworfen und alles zu einem „höchſt zierlichen, köſtlichen, honigſeimigen und ergötzlichen“ Roman zugerichtet. Man war damals mit ganzer Seele beim Ritterweſen und ſah alles in ritterfarbigem Lichte. Von Abraham bis auf Joſeph von Arimathia erſchienen alle namhafte Perſonen der Bibel als Prinzen und Prinzeſſinnen, Barone oder Paladine. Phanuel, der Vater der Prophetin Hanna, iſt in einem von Leroux de Lincy herausgegebenen altfranzöſiſchen Gedicht „Nostre Dame Sainte Marie“ ein mächtiger Kaiſer, der ſeine ähnlich wie Minerva auf wunderbare Art zur Welt gekommene Tochter Anna mit dem Ritter Joachim verheirathet; im „Parzival“ wird Pilatus zu einem ſouveränen Reichsfürſten von Paläſtina gemacht, und viele dergleichen Verwandlungen finden ſich in den zahlreichen Gedichten, zu welchem die Sage vom Heiligen Graal Anlaß gab. Die andern evangeliſchen Legenden, die meiſt in ihrem poſitiven Sinne aufgefaßt wurden, brachten bei weitem keine ſolche Ueberfülle poetiſcher Früchte hervor. Die Arbeit des 13. Jahrhunderts an den neuteſtamentlichen Apokryphen beſchränkt ſich im allgemeinen auf gereimte Ueberſetzungen, und nicht einmal alle Stücke des evangeliſchen Sagenkreiſes erhielten die Ehre einer ſolchen Bearbeitung. Die Dichter wählten aus dem Repertorium der erbaulichen Geſchichten, und je nachdem Frömmigkeit oder ſpecieller Anreiz ihren Affect erregte, brachten ſie das Leben Joachim's und Anna's, das Leben Joſeph's oder jedes andern Heiligen in Reime, die man damals für weſentlich und nothwendig hielt. Ganz beſonders war die Jungfrau Maria der Gegenſtand dieſer Reimerei. Keine andere Legende wurde ſo oft in Verſe geſetzt, weil zu keiner andern Zeit ein ſo ſtarker und inniger Zug der Verehrung nach der Himmelskönigin hinging. Der

Name: „Unſere Liebe Frau“ kam in jenen Tagen für ſie zuerſt in allgemeinen Gebrauch; denn alle Herzen hatten an ihr eine liebe Frau, in der alles Geſchlechtliche verſchwand, die zugleich Mutter und Tochter, Weib und Jungfrau, Braut und Schweſter, eines und alles war. Zwei Mönchsorden, die Dominicaner und Franciscaner, ließen ſich vor allen die Verherrlichung ihres Namens angelegen ſein und brachten den Glanz ihres Cultus auf den Culminationspunkt. Die Welt war übervoll von ultramarianiſchen Geſinnungen. Die Architektur änderte der Heiligen Jungfrau zu Gefallen die Geſtalt der Kirchen, und die Malerei und Sculptur ſchmückten wetteifernd ihre Kapellen und Altäre. Die Poeſie konnte nicht hintenan bleiben. Die langen Reimlegenden zu Ehren Maria's ſind jedoch nur ein ſchwaches Loblied gegen die gewaltigen Hymnen, wie ſie in den Sculpturen und Malereien der gleichzeitigen Liebfrauenkirchen angeſtimmt wurden.

Die evangeliſchen Legenden enthielten in ihrer urſprünglichen Anlage manches Bedeutſame und Anmuthige, und die ſpätern Bearbeiter lieferten einige naive Striche hinzu. Aber um die Zeit, in die wir jetzt eintreten, haben jene frommen Ueberlieferungen faſt nichts mehr von ihrem ehemaligen poetiſchen Gehalt. Die unbeſchreibliche Geſchwätzigkeit der vorhergehenden Periode hat ſie verwäſſert, und bei der trüben düſtern Kälte des 14. Jahrhunderts, mit dem ein neuer Wendepunkt eintritt, ſcheinen ſie erfroren zu ſein. Man findet ſie noch hier und da, aber welk und blaß, wie Blumen, die von rauhem Wetter zu leiden hatten. Uebrigens erholten ſie ſich ſchnell von den ſchädlichen Folgen der Nachtfröſte. Schon am Schluß des 14. Jahrhunderts hatten ſie ihre Macht über Köpfe und Herzen wiedererobert. Allenthalben und in allen Geſtalten und Werken des Gedankens ſind ſie in vollem Gange und Schwange. Wäh-

rend die neue Buchdruckerkunst sie durch Bilderbücher in reichlichem Maße unters Volk bringt, entfalten sie sich mit beispiellosem Glanz und Umfang an den Kirchenportalen und Kirchenfenstern, und verbreiten sich von der Kanzel herab durch den Mund der Prediger. Die Geschichtschreibung hatte sie bisher verbannt als Documente von zweideutigem Gehalt; jetzt dringen sie in dieselbe ein und stellen sich in eine Reihe mit unbezweifelten Thatsachen. Sie prangen unmäßig breit in Ritterromanen, erscheinen aber nirgends so völlig überwiegend als im Drama und sind allein beinahe das ganze Drama. Je weiter wir im Mittelalter vorrücken, desto mehr sehen wir die Elemente der ausgedehnten Apokryphendichtung sich verbinden und zusammendrängen. Was zuerst nur eine zerstreute Reihe anekdotenartiger Erzählungen und eine vermischte Sammlung von Legenden war, das gruppirt sich in fortlaufenden Geschichten und gestaltet sich zu dramatischen Compositionen. Diese Verwandlungen kommen am Ende des 14. und im Anfang des 15. Jahrhunderts zum Vorschein mit den geistlichen Schauspielen, den sogenannten „Mysterien", wo die evangelischen Sagen vielfach als Stoff zu Grunde liegen.

Ich will nur das wichtigste Stück unter allen, das Hauptwerk der ganzen Legendenpoesie, einigermaßen charakterisiren, ich meine das „Mysterium der Passion", das mit seinen Anfängen auf eine viel frühere Zeit zurückgeht. Zuerst war es vermuthlich nichts als eine heilige Pantomime, welche die in allen Kirchen des 11. und 12. Jahrhunderts als bildnerische Verzierung angebrachten biblischen Geschichten lebendig vor Augen bringen sollte. Diesen kirchlichen Zweck hatte es noch im 13. und 14. Jahrhundert, solange die Vorstellung in den Händen der Geistlichkeit blieb; nur wurde es jetzt von Schauspielern nach einem Libretto gesprochen, und verhielt sich zu der frühern Pantomime etwa so

wie die byzantinischen Sculpturen sich gegen die gothischen ausnehmen. Es stand mit diesen Bildwerken in so engem Zusammenhange, daß die Bühne, worauf es spielte, in der Art angeordnet war, wie das gewöhnlich am Hauptportal der Kirchen vorgestellte Jüngste Gericht: oben das Himmelreich oder Paradies, in der Mitte die Erde, unten die Hölle mit einem ungeheuern Drachenschlund als Vorhölle. Da aber vom 15. Jahrhundert an die Dichtkunst zur allgemeinen Unterhaltung des Volks gehörte, und keine Feier im Kreise des bürgerlichen Lebens ohne dieselbe gehörig begangen werden konnte, so mußte die Herüberführung dramatischer Vorstellungen aus der Kirche in die weltliche Sphäre von selbst erfolgen. Das Passionsspiel wurde nun nicht mehr allein in der Charwoche, sondern auch bei andern Gelegenheiten aufgeführt, zumal in Frankreich, wo es bei keinem großen Volks- oder Kirchenfeste fehlen durfte und einen complicirten Zuschnitt von sehr erweitertem Inhalt, Umfang und Personal erhielt. An sich genommen und materiell betrachtet, ist dieses Stück, in der vor uns liegenden französischen Bearbeitung von dem Doctor und Magister Johann Michel, Erzdechant in Angers (1420), viel ausgedehnter als die allerlängsten, die ich kenne, und eigentlich weniger ein einziges Mysterium, als eine Vereinigung von drei in der Handlung getrennten, aber im Gegenstande verbundenen Mysterien. Man würde ein so weitläufiges Werk kaum zur Aufführung bestimmt glauben, wenn es auf dem Titel nicht ausdrücklich angemerkt wäre, und wenn man nicht wüßte, daß dergleichen Stücke an mehreren Tagen hintereinander absatzweise gegeben wurden, daher auch in Journées und diese wieder in Acte abgetheilt sind. Die Begebenheit, welche das Drama vorführt, ist die Erlösung der Welt. Bei dieser Begebenheit sind aber drei Perioden oder, mit einem großen Kanzelredner zu sprechen, drei herrliche und

aufeinander folgende Vollbringungen: die Geburt des Heilands, ſein Leiden und ſeine Auferſtehung. Und dieſe drei Vollbringungen hängen gegenſeitig miteinander zuſammen und voneinander ab. Daher drei ebenſo aufeinander folgende und in wechſelſeitiger Abhängigkeit verkettete Dramen: das Myſterium der Geburt der glückſeligen Jungfrau, das in ſeinem weiten Rahmen die Geſchichte Anna's und die Jugendgeſchichte Chriſti umfaßt; das eigentliche Myſterium der Paſſion, welches die Geſchichte der Verkündigung des Evangeliums begreift; das Myſterium der Auferſtehung, worin alle auf die Einſetzung der Kirche und ihre Weihe bezüglichen Facta geſchildert ſind. Die Himmelfahrt Chriſti, womit das letzte Myſterium endigt, iſt der Schluß des ganzen Werks.

In dieſe drei Dramen oder vielmehr in dieſe unermeßliche Trilogie ſind die meiſten Legenden des Apokryphencyklus hineingekommen. Es iſt ein Hauptmeer, in das ſich alle Flüſſe einer und derſelben poetiſchen Gegend ergoſſen haben. Von den idylliſchen Scenen des patriarchaliſchen Lebens Joachim's und Anna's bis zu den tragiſchen Auftritten der Paſſion begegnet uns hier wieder alles oder beinahe alles, was vor unſern Blicken vorübergegangen iſt. Nur die Legenden vom Tode Maria's und vom Ewigen Juden fanden keine Stelle; ſie hätten nur als Epilog angebracht werden können, und wahrhaftig, das wäre ein zu arger Misbrauch der langmüthigſten Geduld und Frömmigkeit des Publikums geweſen; das Paſſionsſpiel, ohne Epilog, beſteht ſchon aus 4 Tagen und 82 Acten! Dabei hat es ſo wenig Werth der Ausführung, daß jetzt nur die hiſtoriſche Bedeutung darin ſchätzbar und intereſſant erſcheint. Es iſt eine kaum aus dem Groben herausgearbeitete Skizze, ein Gerippe von kühnem und ſtarkem Knochenbau, das aber keine Schöpferhand mit der Weiche und

Rundung des Fleisches, mit dem Schmuck und Schmelz der Farben bekleidet hat.

Der Bestandtheil, der zu allem Poetischen, was eine Ewigkeit oder wenigstens eine lange Dauer hoffen soll, gehört, — nämlich der Stil, fehlt durchaus den dramatisirten Legenden; denn an Gedanken und Empfindungen sind sie ebenso reich, als irgendeine Sagenquelle. Und nicht blos der innere Gehalt, der noch durchleuchtende schöne Grund, auch der äußere Zuschnitt oder wenigstens die Anordnung und Verflechtung ist an den Mysterien oft bemerkenswerth. Was bühnengerechte Kunst anlangt, so sind sie freilich mehr als mangelhaft; Kunst ist eigentlich gar keine dabei, und gewiß hatte kein geistlicher Schauspieldichter des 15. Jahrhunderts die geringste Ahnung davon, in dem Drama eine Kunstgattung zu sehen, die als solche nach bestimmten Gesetzen zu behandeln wäre. Die Begebenheiten sind nicht nach einem leitenden Gedanken geordnet, und so vertheilt, daß sie eine Schlußkatastrophe oder unerwartete Lösung herbeiführen. Die Folge der Facta ist gewöhnlich chronologisch; es sind dialogisirte Geschichten und weiter nichts. Allein da in diesen Geschichten Göttliches und Menschliches, Ueberirdisches und Wirkliches sich fast beständig vermischen, so wußten die Mysterienschreiber jenes Zusammentreffen oft geschickt zu benutzen; und da es Dichter waren, welche die Sprache in ihrer Gewalt hatten, so kann es nicht fehlen, daß einzelne Situationen gelungen sind. Daß selbst dabei alle Schranken der Wahrscheinlichkeit umgeworfen und alle Knoten auf eine wunderbare Art durchhauen werden, muß man sich nicht anfechten lassen, weil eben das Eingreifen von höhern und niedern Mächten, von Engeln und Teufeln, in den Gang des Spiels mit zum Wesen und Charakter der Mirakelstücke gehört, und auch, wie gesagt, bisweilen glücklich ausgebeutet ist. Unterstützt von der Ein-

richtung der Bühne, die ihnen möglich machte, mehrere Scenen auf einmal ſpielen zu laſſen, wenden die Dichter dieſen Complex von Handlungen ſo an, daß ſie frappante Wirkungen daraus gewinnen, indem ſie dem Zuſchauer Himmel, Erde und Hölle zu gleicher Zeit vor Augen ſtellen. Sie verſetzen ihn in die verborgenen Höhen und Tiefen des Lebens, zeigen ihm den geheimnißvollen Kampf der Seelen, und bewirken ſo in ſeinem Gemüth eine Erſchütterung, welche das kunſtvollſte Drama nicht hätte hervorbringen können. Man denke ſich eine von den ſehr häufigen Scenen, wo der fromme Held des Myſteriums ohne Furcht und Sorge vor zukünftigem Unfall auf Erden einſchläft, während im Himmel ſein Schutzengel ſich vergebens abmüht, ihn aus ſeiner unklugen Ruhe und Sicherheit zu reißen, und in der Hölle die Teufel ihre tückiſchen Garne ausbreiten, um ihn zu fangen, und man hat einen Begriff von dem Eindruck, den eine ſo deutliche und handgreifliche Vorſtellung bei dem damaligen Zuſtande des Volksglaubens verurſachen mußte.

Das „Myſterium der Paſſion" iſt voll von ſolchen Scenen mit doppelter und dreifacher Handlung — „Nebeneinanderſpiele" hießen ſie in der damaligen Kunſtſprache —, und umſichtig genug ſind dazu meiſt ſolche Momente aus der evangeliſchen Geſchichte gewählt, die einen dramatiſchen Charakter in ſich tragen und daher auch in formeller Hinſicht zu einer reinern Ausbildung hätten führen können, wenn eine Meiſterhand ſich ans Werk gemacht und die groben Schlacken herausgeworfen hätte. Aber ſo einer Hand ſollten die Myſterien nicht theilhaftig werden. Die Aufführungen waren bloße Feſtlichkeiten; die Berechnung der Stücke auf die abwechſelnde Erbauung und Ergötzung des Volks machte die Nebenſachen zur Hauptſache, und die Darſtellung durch Geiſtliche, Studenten oder Handwerker konnte nicht

zur Verbesserung des Textes auffordern. Nichts ist in den Mysterien gewöhnlicher, als die unmittelbare Aufeinanderfolge zweier Scenen von gerade entgegengesetztem Ton und Charakter. Nun könnte man sich die plötzlichen Uebersprünge vom Ernsten zum Komischen etwa noch gefallen lassen, da sie ja auch in classischen Theaterstücken der neuern spanischen, englischen und deutschen Literatur, vielleicht nicht zu ihrem wesentlichen Besten, vorkommen, wenn nur in den frommen Schauspielen des 15. Jahrhunderts kein so ganz ausgelassener und entsetzlich naturwahrer Ton durchbräche, daß gegen Anstand und Sitte, oder, welches auf der Bühne eine größere Sünde ist, gegen Laune und Scherz angestoßen wird. Gott der Vater erscheint hier, grundehrlich wie ein Pfahlbürger seine Meinung von sich gebend, und bei der Trauung Maria's sind die jüngern Freier eben nicht zurückhaltend mit schlüpfrigen Reden gegen den „alten Graukopf". Die Verkündigung an die Hirten ist eine roh ausgeführte und durch ihre Natürlichkeit ganz unpoetische Schäferscene; in der Darstellung des Bethlehemitischen Kindermords wimmelt es von materiellen Greuelgemälden und geht das Positive gewisser Situationen bis zum physischen Ekel und Schauder. Daß Herodes und Judas aus Verzweiflung über ihr Schicksal (jener wird bei lebendigem Leibe von Würmern zerfressen, dieser erkennt in seiner Frau seine Mutter) sich selbst umbringen, begreift man leichter, als die sonderbaren Lagen, in welche die guten Heiligen, andern zur Erbauung, hineingespielt werden. Vieles ist dabei possenhaft, grotesk, und wenn man ein Korn moderner Religionsspötterei hinzuthun will, sogar höchst unehrerbietig. Aber ich bin fest überzeugt, dieses Quentchen Religionsspötterei fehlt den Mysterienschreibern; sie sind Spaßmacher, aber keine Religionsspötter. Die rohen und unwissenden Köpfe jener Zeit konnten keine sehr feine und

gewürzte Art des Wunderbaren haben. Sie machten sich von Gott und den Heiligen eine mit ihrer Roheit übereinstimmende Vorstellung; nur befolgten sie hierbei unbewußt die Gesetze des Wunderbaren nnd begabten die Heiligen mit entschiedener Virtuosität und Uebermacht in allen Dingen, sogar in solchen, die unsern Begriffen von Heiligkeit am meisten widerstreben. Ihre Heiligen prügelten sich, waren aber immer die stärksten Raufbolde; sie zechten wacker, tranken aber nur guten Wein, den sie durch ein Wunder so machten, und betranken sich nicht; sie würfelten, warfen aber immer alle Sechs, und so im Uebrigen. Das Mittelalter behandelte die Heiligen wie die Mythenzeit die Heroen behandelte, welchen sie nicht die Vorzüge andichtete, die für uns Abzeichen des Heroismus sind, sondern die Eigenschaften, die bei den damaligen Menschen am höchsten geschätzt wurden und zu Ruhm und Macht verhalfen. Die Thaten des Hercules sind Thaten eines großen Jägers, eines großen Ringers und Klopffechters. Ein Heros in der Mythenzeit war jemand, der ganz vortrefflich ausrichtete, was die Leute späterer Zeit nur mittelmäßig zu Stande brachten. Heroismus war nichts als Thatkraft in höherer Potenz. Gleiche Bewandtniß hatte es mit der Heiligkeit im Mittelalter, und darum behalten in den geistlichen Schauspielen die Heiligen stets die Oberhand bei ihren Conflicten mit den Teufeln, die nichts dazu können, aber doch von ihrem Herrn hart abgestraft und fürchterlich angeschnauzt werden. Der gewöhnliche Conversationston der Hölle ist ebenso bilderreich und unsauber als der des Sir John Falstaff, aber hier wenigstens dem Lokal und Personal angemessen, und fließt aus der Ansicht, daß die Bösen sich unter sich mit schnödem Hohn und Spott begegnen. Die christlichen Dramaturgen meinten der Naturwahrheit um so näher zu kommen, je mehr der Teufel und Consorten grobe Späße und Witze gegen-

einander ausließen. Die Dichter zweifelten ebenso wenig als ihr Publikum am Dasein der Hölle; sie schilderten dieselbe in burlesker Manier und die Zuschauer lachten über den Teufel, was sie keineswegs abbrachte, sich nachher vor ihm zu fürchten; ich wage sogar zu behaupten, daß die Zuschauer nicht über ihn gelacht haben würden, wenn sie nicht an ihn geglaubt hätten: sowie die Schreckhaftigkeit des Teufels abgenommen, so hat sich auch seine Spaßhaftigkeit vermindert.

Das allen Mysterien gemeinsam anklebende Misverhältniß der äußern Form und des innern Werthes that übrigens der Mode und Aufnahme dieser erbaulichen Schauspiele durchaus keinen Schaden. Sie verbreiteten sich damals in allen Gegenden von Europa, in Italien und Spanien, in England und Deutschland, besonders aber in Frankreich, wo ein unwiderstehlicher Hang das Volk von jeher zu theatralischen Spielen und Darstellungen hintrieb und jene Art von Bühnenstücken sich am weitesten ausbildete. Nie erlebte hier ein Schauwerk einen so glänzenden und dauernden Triumph als das „Große Mysterium der Passion", das zwei Jahrhunderte lang mit dem größten Beifall gespielt wurde. Die Leute konnten sich daran nicht satt sehen, und die häufige Wiederkehr solcher Vorstellungen veranlaßte in vielen Städten die Gründung eigener Schauspielergesellschaften, die von dem Haupt- und Staatsstück ihres Bühnenrepertoriums sich den Namen „Passionsbrüderschaften" beilegten. Als die Renaissance und bald darauf die Reformation, durch das Zurückgehen auf das classische und christliche Alterthum, der Poesie und Religion eine neue Richtung gaben, da erlitt freilich jene romantische Gattung von Dramen einen ihr innerstes Wesen erschütternden Stoß, entwickelte jedoch um die Mitte des 16. Jahrhunderts noch producirende Lebenskraft in den Werken der Königin von Navarra, Margarethe

von Valois. Aber gerade in den geistlichen Schauspielen dieser berühmten Fürstin sehen wir das aus den Legenden hergeholte Feuer vom ersten bis zum letzten Blatt mehr und mehr verglimmen. Ihr erstes Stück ist ganz glühend davon; das letzte hat fast keinen Funken mehr aufzuweisen. Alles Mittelalterlich-Christliche hatte größtentheils seine Macht und Bedeutung verloren, als die fromm gewordene Königin ihre Sammlung erbaulicher Gedichte (Les Marguerites de la Marguerite des Princesses) herausgab. Ihr Buch selbst ist das Schwanenlied der Legendenpoesie. Noch lange nachher, und trotz wiederholter gerichtlicher Verbote, wurden die Mirakelspiele in Frankreich aufgeführt, aber keine mehr gedichtet. Wenigstens kenne ich keines von einem Datum nach 1550.

Länger und stärker erhielt sich das Andenken und Ansehen der Legenden in der Mönchs- und Volksliteratur. Auch für kirchliche Bildwerke bleiben die Geschichten der Apokryphen ein häufiger Gegenstand der Darstellung; in den Predigten wird noch vielfach darauf angespielt, und aus derselben Zeit existiren viele dickleibige und gelehrte Bücher, Beschreibungen vom Leben Jesu, Kirchenhistorien, Chronologien, wo z. B. die Legenden von Joachim und Anna, von Herodes und Pilatus als positive, gegen alle Einreden gesicherte Actenstücke gläubig angenommen werden. Aber je mehr man ans Ende des 16. Jahrhunderts hinkommt, desto geringer wird das Interesse an jenen sagenhaften Traditionen. Nachdem sie mit beträchtlichem Glanze in Milton's „Verlorenes Paradies" hineingeschimmert hatten, traten sie mit ihrer Wirksamkeit in völliges Dunkel. Man glaubte, sie seien für die Poesie ganz verschwunden, als sie plötzlich durch die letzten Gesänge von Klopstock's „Messias" hindurchblitzten; aber das Licht des Augenblicks wurde von der Finsterniß verschlungen; jene unvermuthete Helligkeit war die aufleuchtende

Flamme der ausgehenden Wunderlampe. Verſtoßen aus den Gebieten der dichtenden und bildenden Kunſt, flüchteten ſich die alten chriſtlichen Traditionen bunt durcheinander und verkrüppelt in die Volksbücher und zu den Jahrmarktsbühnen, wo ſie durch die Puppenſpiele und durch die „Blaue Bibliothek“ bis auf den heutigen Tag fortbeſtehen.

Ich habe meinen Rundgang vollendet und die evangeliſchen Legenden von ihrem Anfang bis zu ihrem Ende in der Literatur verfolgt. Gern wäre ich, der erſten Anlage und Abſicht meiner Arbeit gemäß, noch ihren Ein- und Ausläufen in der bildenden Kunſt nachgegangen und auf dieſem Wege zu neuen Geſichtspunkten für die Kunſtgeſchichte hingelangt; aber Mangel an Raum und Zeit zwingt mich, vielleicht das Beſte, was ich zu geben hatte, einer andern Gelegenheit vorzubehalten. Doch ſelbſt für das Mitgetheilte hoffe ich auf Nachſicht, da ja auch hier Anlaß genommen und geboten iſt, das alte Thema von einer neuen Seite auzufaſſen und in eine neue Beziehung zu bringen. Für die freilich, welche mehr durch ein theologiſches oder philologiſches, als durch ein rein cultur- und kunſtgeſchichtliches Intereſſe getrieben, die neuteſtamentliche Apokryphik zum Gegenſtande ihrer Forſchungen machen, iſt hier keine Ausbeute; deren aber ſind eben nicht viele. Die große Mehrzahl der übrigen, die von jenen verſchollenen Sagen wenig oder nichts wiſſen, dürften immerhin einigen Gewinn ziehen aus meiner Zuſammenſtellung, und bei dieſen glaube ich mir doch ein kleines Verdienſt damit erwerben zu können; ein großes nehme ich nicht in Anſpruch.

Ernſt Chriſtoph Auguſt von der Sahla.

Der Name, den die Ueberschrift bezeichnet, wird vielleicht nur der Minderzahl unserer Leser bekannt sein. Er gehört einem Jünglinge an, der in der Blüte seiner Jahre, nach einem verfehlten Leben, ein trauriges Ende nahm, der, umgarnt von Netzen, die er nicht zu zerreißen vermochte, an sich selbst zu Grunde ging. Was der Verfasser über ihn in einigen gedruckten Werken fand, sind nur Bruchstücke, die nicht einmal die Thatsachen vollständig enthalten, weniger noch über den innern Zusammenhang der Ereignisse Aufklärung geben. In diesen einzudringen, einen tiefern Blick in ein dunkles Labyrinth zu werfen, in dessen Geheimnisse wol nur wenige Lebende eingeweiht sind und die auch dem Verfasser nicht ganz vollständig sich enthüllt haben, gelang nur durch mündliche, durch authentische Niederschriften unterstützte Mittheilungen von Personen, die Sahla im Leben nahe standen. Das Vertrauen, mit welchem man dem Verfasser dabei entgegenkam, verpflichtet ihn aber zugleich zu besonderer Rücksicht, und wenn er daher nicht alles wiedergibt, was er gehört und gelesen, wenn er manchen Faden, der sich ihm bot, nicht weiter verfolgt, so ist dies die Folge von Verhältnissen, die zu beachten waren, von Wünschen, die Gebot sein mußten.

Das Geschlecht von der Sahla vermag seinen Namen bis in sehr alte Zeit zurückzuführen. Ein Hermann de Sala

kommt ſchon in einer Urkunde vom Jahre 1218 vor. Gegen das Ende des 13. und im 14. Jahrhundert finden wir mehrere dieſes Stammes als Consules in der vormaligen Reichsſtadt Mühlhauſen in Thüringen aufgeführt. Später erwarben die Sahla bedeutenden Grundbeſitz in verſchiedenen Theilen Sachſens: ſie beſaßen zeitweilig u. a. das Rittergut Schönfeld, das Amt Senftenberg.

Ernſt Chriſtoph Auguſt von der Sahla ward geboren am 10. Dec. 1791. Frühzeitig verlor er ſeinen Vater; auf dem von ihm dem Sohne hinterlaſſenen Rittergute Sohland an der Spree in der ſächſiſchen Oberlauſitz, ward er von ſeiner Mutter, die aus dem alten Geſchlechte von Burgsdorf ſtammte, in Gemeinſchaft mit einer Schweſter, an der ſein ganzes Herz hing, erzogen. Kränklich, insbeſondere an Krämpfen leidend, nervös reizbar, von großer geiſtiger Befähigung, aber exaltirt und von ſehr reger Einbildungskraft, war er Gegenſtand lebhafter Beſorgniſſe der Mutter. Früh reif, war des Knaben geiſtige Entwickelung der körperlichen weit vorausgeeilt; Folge davon war eine ſchwere Krankheit, die den Gebrauch von Karlsbad nöthig machte. In ſeinem funfzehnten Jahre, mithin im Jahre 1806, ward er dahin von der Mutter, die ihn zu begleiten behindert war, geſendet und einer Obhut anvertraut, die keine genügende geweſen ſein mag. Zum erſten mal der Stille und Einſamkeit des ländlichen Aufenthalts entzogen, mit noch durch die kaum überſtandene Krankheit doppelt reizbaren Nerven, war der Knabe um ſo mehr empfänglich, ſich Eindrücken, die ſeine Phantaſie erregten, ganz hinzugeben und Perſonen, die er in Karlsbad kennen lernte, einen Einfluß einzuräumen, der für ſein ganzes Leben verhängnißvoll werden ſollte. Wir vermögen hier nur anzugeben, daß in ihm der Entſchluß erregt wurde, zur katholiſchen Kirche überzutreten, und daß er ſchon damals in

politische Umtriebe eingeweiht wurde, deren eigentliche Tendenzen er weder zu erkennen noch zu beurtheilen vermochte. Für die Freiheit, für sein Vaterland hochbegeistert, glaubte er den edelsten Zwecken sich anzuschließen; durch einen furchtbaren Eidschwur verpflichtete er sich zur tiefsten Verschwiegenheit und zu blindem Gehorsam gegen die Obern eines Geheimbundes. [1]) Dem von ihm frühzeitig angenommenen Wahlspruch „Deutsche Treue" entsprechend, hat er jenen, gewissenlos dem Knaben abgenommenen Eid durch sein ganzes Leben streng gehalten, hat ihn mit seinem Blute besiegelt!

Zu Michaelis 1809 bezog Sahla die Universität Leipzig; bald darauf trat er in Dresden förmlich zur katholischen Kirche über, ohne seine Familie, der es jedoch nur kurze Zeit verborgen blieb, von diesem Schritte zuvor in Kenntniß zu setzen. In Leipzig lebte Sahla sehr zurückgezogen; er schien den nähern Umgang der Studenten eher zu vermeiden als zu suchen; schloß er aber sich einmal einem muntern Gelage an, so war er dann einer der ausgelassensten, und strebte auch im Wettkampfe beim Trinken als Sieger hervorzugehen. Seine Gesundheit scheint sich immittelst gekräftigt und ihm hin und wieder einen jugendlichen Exceß gestattet zu haben; denn eine uns vorliegende Personalbeschreibung aus jener Zeit legt ihm wenigstens die äußern Kennzeichen einer blühenden Jugend bei, sie lautet dahin: „5 Fuß 5—6 Zoll groß, etwas gesetzter Statur, rundes Gesicht, frisch von Farbe, graue, etwas große Augen, blonde und abgeschnittene Haare."

Von allen seinen Studiengenossen scheint nur einer, Rennert aus Riga, ein junger Mann von sehr gutem Rufe, ihm näher getreten zu sein; auch ihm vertraute er aber das, was in seinem Innern gärte, die finstern Plane, die er hegte, nicht vollständig an. Auf einzelne auffällige Aeußerungen

Sahla's, wie: „Er wolle ſein Leben daran ſetzen, wenn er das Haus Ludwig's XVI. wieder auf den Thron bringen könne", oder: „Er werde von ihm in ſechs Wochen in den Zeitungen leſen", legte Rennert kein Gewicht, weil er, wie er ſpäter ſagte, „dies für bloße Redensarten gehalten habe". In lebhaftem und innigem Verkehr ſtand Sahla dagegen mit mehreren katholiſchen Geiſtlichen zu Leipzig, insbeſondere mit dem Pater Superior Ignaz Haberler [2]) und dem aus Strasburg gebürtigen Abbé Klein. Haberler, damals ſchon ein hoher Sechziger, war in Brünn geboren, und als Profeſſor der Syntax im Jeſuitercollegium zu Kommotau mit dem Profeſſor der Poeſie, Abbé Barruel, genau bekannt worden. Barruel war, wie wir aus unbeſtimmten Andeutungen erſehen, in Unternehmungen der Royaliſten gegen Napoleon verwickelt geweſen und daher des letztern Verfolgungen ausgeſetzt. Haberler hatte nach Auflöſung ſeines Verhältniſſes in dem Jeſuitercollegium, in Olmütz, dann als Prediger in Brünn gelebt, war von da als königlicher Kaplan nach Leipzig und ſpäter nach Dresden als Geiſtlicher bei dem Krankenhauſe zu Friedrichſtadt berufen worden. Krankheit veranlaßte ihn, dieſe Stelle niederzulegen und mit Penſion nach Mähren zurückzukehren. Seit dem Jahre 1802 war er aber wieder als Superior in Leipzig angeſtellt. Außer dieſen beiden wird noch ein Kaplan zu Dresden, Pater Varin, genannt, mit welchem Sahla in Verkehr geſtanden; er ſoll einige Zeit nach dem hier zu ſchildernden Ereigniſſe den Tod, angeblich durch eigene Hand, gefunden haben. [3]) Ob und welcher Antheil dieſen Geiſtlichen an Sahla's ſpätern Handlungen beizumeſſen, ob ſie blos durch ſeinen Uebertritt zur katholiſchen Kirche ihm näher geführt wurden oder auch ſeine politiſchen Anſichten theilten, ob ſie den ohnehin ſehr exaltirten jungen Mann noch mehr fanatiſirten, ſeine Entſchlüſſe zeitigten, ob er ſonſt von Gliedern

des geheimen Bundes, dem er angehörte, damals ſpecielle Anweiſung und Anleitung erhalten, darüber laſſen ſich blos unbeſtimmte Vermuthungen aufſtellen. Gewiß iſt es, daß er Briefe, die er empfing, ſehr geheim hielt und die Antworten nicht durch ſeinen Bedienten Engelland, der, ein alter treuer Diener, ihm auf die Univerſität mitgegeben worden war, beſorgen ließ, ſondern zu deſſen Befremden ſelbſt auf die Poſt trug; gewiß iſt ferner, daß bereits zu Anfang des Jahres 1811 der Beſchluß in Sahla's Seele feſtſtand, Napoleon, den Unterdrücker Deutſchlands, zu ermorden. Die Entbindung der Kaiſerin ſtand damals bevor.[4]) Sahla glaubte, daß die Feierlichkeiten, welche bei der Taufe des zu erwartenden kaiſerlichen Sprößlings ſtattfinden würden, ihm, wenn ſich ſonſt keine Gelegenheit zur Ausführung ſeines Plans finden ſollte, dieſe bieten müßten, zumal wenn es ihm, wie er hoffte, gelinge, als Chorknabe bei der Taufe mitzuwirken. Sollte aber dieſer Plan nicht vereitelt werden — und daß er ihn gehegt, hat Sahla ſpäter wiederholt verſichert —, ſo mußte er jedenfalls in Zeiten nach Paris gehen, um die nöthigen Verbindungen anzuknüpfen. Er traf demgemäß ſeine Vorbereitungen, kaufte Piſtolen und Terzerole, mit denen er ſich fleißig im Schießen übte, ſuchte einen „verborgenen Dolch" (wahrſcheinlich einen Degenſtock) zu kaufen, verſchaffte ſich einen Univerſitätspaß zu einer Reiſe nach Frankfurt a. M. auf zwei Monate, und erhielt einen Empfehlungsbrief des Abbé Klein an den Kaufmann Joſeph Brentano zu Frankfurt a. M., worin dieſer ſagte: „Mr. le Baron de Sahla est un jeune homme, qui mérite d'être considéré par ses vertus, sa naissance, ses talents et son application constante à les cultiver etc. Je ne doute pas, qu'en cas que Vous puissiez lui être de quelque utilité en quoi que ce soit, Vous ne Vous y portiez de bon coeur etc." Der Kaufmann Joſeph Sala in Leipzig

gab ihm einen Wechſel über 100 Kronenthaler auf Frankfurt und einen Empfehlungsbrief an den dortigen Kaufmann Backmeiſter. Baares Reiſegeld erlangte er durch einen Vorſchuß, den ihm der Pater Haberler mit 200 Thlrn. gewährte, wahrſcheinlich auch durch ein Darlehn des Kaplans Pater Barin; wenigſtens erzählte Engelland, Sahla's ſchon genannter Diener, ſein Herr habe einſt, vierzehn Tage vor ſeiner ſpätern Abreiſe, 200 Thlr. mitgebracht, geäußert, das ſei ſein Reiſegeld, und er, Engelland, habe auf Sahla's Schreibtiſche ein Concept zu einer Obligation über 200 Thlr. an den Pater Barin liegen ſehen. Einen fernern Beitrag zu den Reiſekoſten wußte er durch den Verkauf ſeiner Kleider und Effecten zu gewinnen, die er ohne Wiſſen Engelland's, den er nicht in das Geheimniß ziehen mochte, durch einen Portechaiſenträger zu einem Trödler ſchaffen ließ und an dieſen für 43 Thlr. verkaufte. Vielleicht hat er auch noch andere Zuflüſſe gehabt, denn aus den Ausſagen ſeines Freundes Rennert geht hervor, daß er zu Anfang Februar 1811 ſehr reichlich mit Geld verſehen war; ein Brief mit einem Wechſel auf 100 Thlr. von ſeiner Mutter traf aber erſt ſpäter, nach ſeiner Abreiſe ein. Am 3. Febr. verließ er, ohne ſeine Familie vorher auch nur von ſeiner Abſicht, eine Reiſe anzutreten, zu benachrichtigen [5]), Leipzig, von Rennert bis Erfurt begleitet; gegen dieſen äußerte er die Abſicht, bis Frankfurt a. M., höchſtens bis Mainz zu gehen, um ſich dort firmeln zu laſſen, während Rennert vermuthete, ſein Reiſeziel ſei Paris. Vor ſeiner Abreiſe hatte Sahla Engelland einen an ſeinen nahen Verwandten, den Hofrath N., in Dresden gerichteten Brief überliefert, mit der Anweiſung, denſelben perſönlich in Dresden zu übergeben; auch hatte er in einem in ſeinem Quartier zurückgelaſſenen Zettel ſeinen Wirth angewieſen, Geldbriefe für ihn dem Kaufmann Joſeph Brentano in Frankfurt a. M. zuzuſenden.

Engelland begab ſich mit ſeiner Depeſche auf die Reiſe nach Dresden, ſcheint ſich aber nicht übereilt zu haben, denn ſchon vor ihm traf dort ein Brief ein, worin ein Profeſſor in Leipzig, dem Sahla empfohlen war, dem Hofrath N. meldete: „Sahla ſchaffe ſeit einigen Tagen alle ſeine Sachen aus ſeinem Quartier, packe ein und habe alle Anſtalten zu einer Reiſe nach Frankfurt a. M. ſo getroffen, als ob er nicht wieder nach Leipzig kommen wolle.“ In dem vom 31. Jan. 1811 datirten Briefe, den Engelland ſelbſt überbrachte, ſchrieb Sahla: „Er habe zu Michaelis dem geiſtlichen Rathe des Großherzogs von Frankfurt [6]) gegen 20 Bogen Auszüge aus von Müller's, Spittler's, Robertſon's und Hume's u. ſ. w. Werken übergeben, um Villers zu widerlegen [7]); immittelſt ſei ſein und Jenes Werk zur Reife gediehen und er wünſche nun Punkt für Punkt mit ihm darüber zu ſprechen; freie Reiſe, bis Erfurt mit eigenen Pferden und von da mit Extrapoſt, ſeien für ihn zu lockend, Empfehlungsbriefe und Firmelung hätten ihn beſtimmt, zu willfahren; der Herr, den er begleite, gehe ſchon am nächſten Morgen ab.“ Er bat ſeine Mutter, der er von Erfurt aus ſchreiben wollte, zu benachrichtigen und ſchloß dann: „Ich wußte ſchon längſt von der Reiſe, konnte aber unmöglich denken, daß meine etwas hohen Prätenſionen befriedigt werden würden; das einzige Opfer, das ich bringe, iſt dies, daß der Herr Rath die Ehre oder Schande meiner Arbeit trägt u. ſ. w. Da ein Heiliger mit Namen Ernſt exiſtirt, ſo kann ich bei der Firmelung, die mich nun nicht nach Mainz zieht, meinen Taufnamen behalten, ohne einen neuen zu nehmen. Neulich beging ich die Unvorſichtigkeit, in einem halben Rauſche bei dem Conditor mit einem andern um die Wette zu eſſen; ich gewann, habe aber ſeit der Zeit den Beſuch deſſelben verſchworen, denn daß ich keine übeln Folgen davon verſpürte, halte ich für eine wahre Bewahrung Gottes u. ſ. w.

Ich lerne ſchießen, weil mir das Fechten nach angeſtellten Proben unmöglich iſt. Piſtolen, Terzerole, Säbel habe ich für 15 Thlr. gekauft. Meine Sachen habe ich für 50 Thlr. verpfändet u. ſ. w. In Frankfurt erhalte ich vom Herrn Rath 50 Thlr."

Wir ſehen, die erſten an den Hofrath N. gelangten Nachrichten waren nicht geeignet, lebhafte Beſorgniſſe zu erregen; die plötzliche Reiſe nach Frankfurt, durch welche Sahla's Studien unterbrochen wurden, mochte nur als eine Unklugheit betrachtet werden, zu der eine günſtige Gelegenheit den jungen Mann verleitet; am wenigſten klang der Brief an ſeinen Verwandten wie das Abſchiedsſchreiben eines Verſchworenen, der, Mordgedanken hegend, ausgeht, ſein Leben in die Schanze zu ſchlagen, den faſt allmächtigen Gebieter Europas, den großen Napoleon, in der Mitte ſeiner Getreuen zu tödten! Der Hofrath N. fand keine Veranlaſſung, auf dieſe Mittheilungen hin etwas weiteres zu thun, als daß er den ſächſiſchen Geheimen Legationsrath von Köckritz in Frankfurt brieflich erſuchte, er möge auf Sahla achten, mit der Bemerkung, dieſer ſei unbemittelt, Schulden würde man nicht bezahlen.

Sahla hatte, nachdem ſich Rennert in Erfurt von ihm getrennt, ſeine Reiſe nach Frankfurt a. M. in dem Wagen eines Mannes, der ſich Kaufmann Wiedersheim nannte, fortgeſetzt, traf dort am 7. Febr. ein und trat im Gaſthauſe zum Römiſchen Kaiſer ab. Wer dieſer Wiedersheim, der vermuthlich einen falſchen Namen ſich beigelegt hatte, eigentlich geweſen, hat man nicht zu ermitteln vermocht. Der Geheime Legationsrath von Köckritz meldete in einem Briefe vom 11. Febr. 1811 über Sahla's Verhalten in Frankfurt: „Er aß an der Table d'hôte und verlangte nach einer Flaſche ordinären Rheinwein eine von des Wirthes älteſtem und beſtem, die ihm im Preiſe zu 1 Karolin ge-

bracht ward, wobei er versicherte, er habe in Eisenach dergleichen getrunken und mit 15 Fl. bezahlt, der nicht so gut gewesen. Hierauf setzte er noch eine kleine Flasche Madeirasec und beschloß endlich sein Diner mit drei Tassen starken schwarzen Kaffee. Dieser starke Appetit und das lebhafte Gespräch, das er von seiner Reise hierher und seinem weitern Plane nach Paris bei Tische führte, hatte die Aufmerksamkeit der Tischgesellschaft auf sich gezogen und das Urtheil hervorgebracht, daß er ein sehr vermögender und für seine Jugend viel vertragender Mann sein müsse. Geld schien er nicht zu ästimiren. Nach einer sehr langen Session beim Mittagsmahl war er bis Abend in der Stadt herumgegangen und hatte sich abends wieder sehr brav bei der Flasche gezeigt. Den 8. morgens ist er dann über Mainz und Strasburg nach Paris abgegangen, wo ihn der benannte Wiedersheim bis Strasburg begleitet hat. Von geistlichen Handlungen oder auch nur Zusammentreffen mit dem geistlichen Staatsrath und Weihbischof von Colborn hat nichts vorfallen können, da derselbe sich in Aschaffenburg beim Großherzog befindet."

Der Fortsetzung der Reise trat der Umstand, daß Sahla's in Leipzig ausgestellter Paß nur nach Frankfurt lautete, hindernd entgegen; das Hemmniß ward aber dadurch beseitigt, daß der sächsische Gesandte in Frankfurt a. M., der Geheimrath von Leutsch, den Paß nach Paris visirte, worauf Sahla auch das zuerst ihm verweigerte Visum der französischen Gesandtschaft erlangte. Den Sala'schen Wechsel cassirte er ein und wendete sich auch an Brentano, der ihm infolge des Empfehlungsbriefs des Abbé Klein einen Wechsel von 50 Louisdor auf Paris zustellte. Im Gasthause zum Römischen Kaiser hatte er die Bekanntschaft des Regisseur général Lennoy gemacht, der an dem lebhaften jungen Mann Interesse nahm und ihm einen Platz in seinem Wagen

von Strasburg aus bis Paris anbot, was Sahla dankbar annahm. Unbeargwohnt kam er ſo in Paris an.

In Leipzig waren indeſſen bald nach Sahla's Entfernung lebhafte Bedenken über den eigentlichen Zweck ſeiner Reiſe entſtanden. Frühere Aeußerungen deſſelben, wie wir deren bereits gedacht, kamen zur Kenntniß des Profeſſors, welcher dem Hofrath N. die erſte Notiz von Sahla's Abreiſe gegeben hatte, und erregten deſſen Beſorgniſſe; auch ein franzöſiſcher Sprachmeiſter, d'Appels, hatte bemerkt: „Qu'après les expressions équivoques dont M. de la Sahla s'était souvent servi en fait de politique, il se doutait d'une extravagance malheureuse.“ Der erwähnte Profeſſor theilte, was er in Erfahrung gebracht, dem Hofrath N. mit, dem der Charakter und das exaltirte Weſen Sahla's wohlbekannt war, der aber die Nachrichten aus Frankfurt über deſſen Abreiſe nach Paris noch nicht empfangen hatte. Hofrath N. gerieth, als er am 18. Febr. jene Notizen aus Leipzig erhielt, in um ſo lebhaftere Beunruhigung, da ihm der junge Mann ſehr am Herzen lag. Er hielt ſich aber für verpflichtet, die Sache dem Cabinetsminiſter Senft von Pilſach zu eröffnen; dieſer legte der Mittheilung große Wichtigkeit bei, benachrichtigte ſogleich den König Friedrich Auguſt und ſendete noch an demſelben Tage einen Kurier nach Paris an den Herzog von Rovigo, der als Ministre de la police générale de l'Empire français vor einiger Zeit an Fouché's Stelle getreten war. Er forderte ihn auf, Sahla ſogleich arretiren und nach Sachſen zurückbringen zu laſſen, indem er beifügte: „Les indices, qui viennent d'être portés à ma connaissance, faisant naître le soupçon de quelque projet sinistre, auquel le jeune homme en question serait porté par un égarement d'esprit, je m'empresse, après avoir pris les ordres du Roi, d'en faire part à Votre Excellence.“ In gleichem Sinne ſchrieb der Miniſter auch an den ſäch-

ſchen Geſandten zu Paris, den Grafen von Einſiedel. Gleichzeitig ward der Präfect zu Mainz für den Fall, daß Sahla noch dort ſei, angegangen, ihn feſtzunehmen. Hofrath N. erhielt den Auftrag, ſelbſt ſogleich nach Leipzig zu gehen und weitere Erkundigungen einzuziehen. Er reiſte mit Kurierpferden am 19. Febr. um 2 Uhr ab und langte folgenden Tags um 3 Uhr in Leipzig an. Außer der Beſtätigung der ſchon bekannten Thatſachen, gewährte aber die Reiſe kein Reſultat. Inzwiſchen glaubte man aber eine neue Spur zu finden. Engelland, der Bediente Sahla's, gab nämlich an, ſein Herr ſei ſehr intim mit dem Amtshauptmann in Tennſtädt, von Hardenberg [8]), geweſen; er habe mit ihm in Briefwechſel geſtanden, mehrmals Unterredungen mit ihm gehabt. Hardenberg habe Sahla, wie er vermuthe, den Plan angegeben, in Frankfurt eine Anſtellung zu ſuchen; auch habe letzterer geſagt, er werde zu Oſtern dahin reiſen und bei dieſer Gelegenheit Hardenberg beſuchen. In den Briefen aus Frankfurt, die der myſtiſchen Perſon des Kaufmanns Wiedersheim gedachten, war derſelbe beſchrieben als „ein Mann von 30—32 Jahren, mittler Statur, ſchwarzem Haar, vollem runden, ſehr gutem Geſicht". Dieſe Beſchreibung glaubte man in Dresden auf den Amtshauptmann von Hardenberg paſſend zu finden, in ihm den gedachten Wiedersheim zu erkennen. Sofort gab der Miniſter Senft von Pilſach dem Major Stünzner Anweiſung: „Es ſei der Verdacht entſtanden, daß der Amtshauptmann von Hardenberg jener Kaufmann Wiedersheim ſei; er ſolle ſich daher eiligſt nach Tennſtädt begeben und ſich erkundigen, ob Hardenberg in der Zeit vom 4. bis 14. Febr. in Frankfurt geweſen, und wenn derſelbe über den Ort, wo er ſich befunden, keine hinreichende Auskunft geben könne, ſolle er ihn, nach Sicherſtellung ſeiner Papiere, nach Dresden bringen. Falls Hardenberg ſich bei ſeinem Schwiegervater von Utten-

hoven in Meiningen befinde, ſolle er, Stünzner, mit einigen Militärperſonen, allenfalls in Civilkleidern, dahin gehen und ihn mit Vorbewußt der Herzogin-Regentin, nach Beſchaffenheit der Umſtände, arretiren.“ Zu dieſem Behufe ward dem Major Stünzner noch ein beſonderes Schreiben an die Herzogin von Sachſen-Meiningen mitgegeben. Major Stünzner, der mit Kurierpferden ſofort abreiſte, kam aber ſchon am 27. Febr. mit der beſtimmten Ueberzeugung, daß Hardenberg mit Wiedersheim nicht identiſch ſei, zurück. Er hatte den Amtshauptmann nicht in Tennſtädt angetroffen, vielmehr in Meiningen, wo er ſich ſeit einiger Zeit aufhielt, und es ward zweifellos feſtgeſtellt, daß derſelbe während der fraglichen Zeit Meiningen nicht verlaſſen hatte. Hardenberg war natürlich über die gegen ihn eingeleitete Maßregel ſehr erſtaunt; er ſchrieb deshalb an den Miniſter Senft von Pilſach: „Am 25. Febr. ſeien zwei ſächſiſche Offiziere in ſeiner Stube erſchienen, um ihn zu befragen, ob er im Februar unter fremdem Namen in Frankfurt geweſen; er ſei nicht aus Meiningen weggekommen und begreife nicht, welches Staatsverbrechens er beſchuldigt worden ſei, da eine ſolche wichtige Sendung nicht eines Dienſtvergehens wegen würde geſchehen ſein.“ Er bat um Auskunft über die räthſelhafte Begebenheit. Der Miniſter Senft von Pilſach antwortete ihm: „Es hätten verſchiedene, auf ſeine Perſon hinweiſende Anzeigen die Vermuthung begründet, daß er zwiſchen dem 4. bis 14. Febr. eine Reiſe nach Frankfurt unternommen, wodurch er in Rückſicht auf die dabei ſtattgefundene Begleitung ſich im Stande befunden haben würde, über einen zur gedachten Zeit in jener Gegend ſich ereigneten Vorfall Auskunft zu geben.“ Mit einigen fernern Entſchuldigungen und höflichen Verſicherungen ſchließt der Brief, aus dem allerdings Herr von Hardenberg nicht viel klüger geworden ſein wird.

Doch wir kehren zur Hauptperson zurück. Sahla war in Paris in dem Hôtel de Francfort, rue des vieux Augustins, abgetreten. Am 19. Febr. schrieb er nach Sachsen: „Mit großer Satisfaction schreibe ich diesen Brief am Ziele einer langen, oft beschwerlichen Reise, am Ziele eines hohen Wunsches u. s. w. Ich bin gestern abends [9]) 10 Uhr gesund und wohlbehalten in Paris angelangt, und zwar auf die wohlfeilste und angenehmste Art von der Welt, mit französischen Offizieren von hohem Rang und großem Beutel. Ich traf den einen in Erfurt, und erst in Strasburg bemerkte ich, daß ich ein wenig zu weit über Frankfurt hinausgereist war und eigentlich meinen christlichen Eifer hatte bestärken wollen, aber keineswegs von Austerlitz und Wagram zu träumen dachte, als ich von Leipzig ausfuhr. Meine ganze Reise ist ein Meisterstück eines irrenden Ritters, denn anstatt wie andere ehrliche Leute bei Mainz über den Rhein zu gehen, habe ich vorher das halbe weiland Heilige Römische Reich durchstreift, habe Darmstadt, Heidelberg, Karlsruhe und Rastadt gesehen und hoffe in wenig Tagen ganz Holland und die Niederlande in Augenschein zu nehmen, kurz noch ein paar hundert Meilen herumzukutschiren und in sechs Wochen zwar nicht klüger, aber doch gesünder, mein gutes Vaterland wiederzusehen u. s. w. Statt gefirmelt heimzukehren, hat mein Geist eine höchst kriegerische Richtung genommen, und ich sehe wohl ein, daß es angenehm sein muß, fliehende Feinde vor sich herzujagen. Furcht vor dem Tode kann ein vernünftiger Mensch niemals haben, denn Gott hat den Augenblick desselben genau bestimmt; ist er da, so trifft uns der Tod im Fauteuil wie auf dem Schlachtfelde. Sind wir noch nicht reif, so können wir uns ruhig in die Bajonete stürzen, wir werden doch nicht verwundet. Gewiß sind daher diejenigen die weisesten, die das Leben so schnell als möglich genießen und dann der Kugel, sie komme von der

Batterie oder ſonſtwoher, muthig entgegengehen. Der Glaube an den Heiland läßt uns die ſchönſte Zukunft hoffen und im gegenwärtigen Leben folgen doch auf jeden Augenblick des Genuſſes fünf der Leiden. Dieſe prächtigen Ideen haben Sie dem Zufalle zu verdanken, daß ich früher als gewöhnlich erwacht bin, denn es iſt erſt 10 Uhr und ich pflege vor $10^1/_2$ nicht aufzuſtehen, ſodann (um Ihnen mein Leben kürzlich zu berichten) ziehe ich mich an, komme gegen 12 Uhr in die Meſſe, beſuche meine Freunde in einem ganz abſcheulichen Wagen, beſehe die Muſeen, gelange gegen 5 Uhr ins Palais-Royal, gehe daſelbſt bis 6 Uhr ſpazieren, eſſe zu Mittag, ſchwitze von 7—12 Uhr in den Theatern, gehe in den Café de l'Empire, wo ich Kaffee und Gelée zu mir nehme, komme gegen 1 Uhr zu Haus, ſchreibe bis um 3 Uhr und lege mich ſodann zu Bett" u. ſ. w.

War Sahla in Frankfurt mit jugendlicher Eitelkeit und mit Uebermuth aufgetreten, nahm er in dem vorſtehenden Briefe die Maske eines nur ſeinem Vergnügen nachgehenden Jünglings vor, ſo war er doch nichtsdeſtoweniger mit der Ausführung ſeines finſtern Plans, den Kaiſer Napoleon zu ermorden, ſehr ernſtlich beſchäftigt. Er ſuchte eifrig nach einer Gelegenheit, in die Nähe des Kaiſers zu gelangen. Dies beſtätigt uns auch Bourrienne.[10]) Sahla brachte ſeine Zeit keineswegs, wie er glauben machen wollte, mit dem Beſuche der Muſeen zu, ſondern verweilte meiſt in der Nähe der Tuilerien, um die Zeit, wenn Napoleon dieſelben verlaſſe, auszuſpähen. Eines Tags wandelte der Kaiſer in einem Salon, deſſen Fenſter nach dem Garten herausgingen, auf und ab und trat einigemal an das geöffnete Fenſter. Sahla bereitete ſich vor, auf ihn zu ſchießen, als ein Vorübergehender, dem er den Wunſch ausſprach, Napoleon in der Nähe zu ſehen, bemerkte, derſelbe werde wahrſcheinlich bald in den Garten kommen. Sahla wartete hierauf, allein

der Kaiſer erſchien nicht. Er beſchloß nun jede andere ſich ihm bietende Gelegenheit zu benutzen, entweder wenn Napoleon in den Wagen ſteige, um auf die Jagd zu fahren, oder in der Meſſe, oder im Théâtre français; vorzüglich im letztern glaubte er des Erfolgs ſicher zu ſein, wenn er von einer der kaiſerlichen Loge gegenüberliegenden Loge aus auf ihn ſchieße, wobei er die Hand aufſtützen und ſchnell zwei Schüſſe nacheinander thun könne.

Napoleon ſelbſt theilte dem bekannten engliſchen Arzt O'Meara in St.-Helena mit, Sahla ſei ihm in ſeine Kapelle gefolgt, wohin er ſich eines Feſtes wegen verfügt, und ſei ziemlich nahe an ihn herangekommen. [11]) Zufällige Umſtände oder Mangel an Entſchloſſenheit im entſcheidenden Moment ſcheinen die Ausführung des Mordes behindert zu haben.

Ob Sahla in Paris nähere Verbindungen angeknüpft, und wer die Freunde, deren er in ſeinem Briefe gedenkt, geweſen, darüber haben wir keine Auskunft erlangt. Einem Schreiben aus Paris entnehmen wir die Notiz, daß Sahla „s'était fait remarquer dans les cafés par ses déclamations". Dieſe letztern müſſen jedoch die Aufmerkſamkeit der Polizei noch nicht auf ihn gerichtet haben, denn er ward erſt nach Eingang des Schreibens des Miniſters Senft von Pilſach an den Herzog von Rovigo, welches am 24. Febr. 1811 in Paris eintraf, eines Sonntags, abends 5 Uhr, arretirt. Der letztere erzählt dies in ſeinen Memoiren [12]) und bemerkt, einer ſeiner Agenten habe ihm die Durchreiſe eines jungen Sachſen, „qui s'appelait Wondersale", durch Frankfurt nach Paris gemeldet. Er fügt hinzu: „Je voyais bien qu'il estropiait le nom du jeune homme", und ſcheint ſich etwas darauf zugute zu thun, daß er trotzdem aus den ihm vorgelegten Liſten den wahren Namen (den ihm der Miniſter Senft von Pilſach, deſſen der Herzog aber nicht

gedenkt, gemeldet) herausgefunden habe; der Herzog meint ihn richtig zu bezeichnen, indem er ihn wiederholt Won der Sulhn nennt.

Ein zum Theil eigenhändiger Brief des Herzogs an den Miniſter Senft von Pilſach vom 26. Febr. lautete wörtlich dahin:

„J'ai l'honneur de Vous accuser la réception de Votre très-importante dépêche du 18 de ce mois, qui m'est arrivée avant-hier. J'aurai à Vous remercier particulièrement, et même au nom de Sa Majesté, des soins et de l'attention que Vous avez porté dans une affaire dont l'objet est d'un si haut intérêt.

„Le sujet de la présente expédition est de prévenir Votre Excellence, que le jeune La Sahla a été interrogé le jour même de la réception de Votre lettre, et de Vous prier de vouloir bien, par une perquisition très-exacte, mais secrète, dans son domicile à Leipzig, Fleischergasse no. 302, Vous procurer tous ses papiers, ses lettres et même ses livres.

„J'envoie près de Votre Excellence, Mr. Poppe, commissaire général de Strasbourg, auquel je Vous prie de remettre où faire remettre tous les objets sous les scellés. Il assistera, si Votre Excellence le trouve convenable, à la perquisition, mais dans tous les cas, son vrai nom et sa qualité ne doivent être connus que de Vous seul.

„Votre Excellence sentira certainement combien il importe, que toute cette affaire soit traitée avec un profond secret, ainsi que tout ce qui a rapport aux révélations du jeune Rennert et au voyage de La Sahla à Paris ou plutôt à Francfort ou à Mayence; car il faut laisser croire, que La Sahla n'est allé que dans ces deux villes et n'a pas passé la dernière.

„Je désire aussi que Votre Excellence me fasse con-

naître son opinion sur l'Abbé Denneville [13]) (c'est le même qui est à Dresden) qui a converti au catholicisme La Sahla, et quelle influence ont pû exercer sur lui dans la présente circonstance soit M. Denneville, soit le confesseur de la Princesse Therèse, soit à Leipzig le Père Klein et un autre ecclésiastique qu'on appelle le Supérieur.

„Je Vous serai très-obligé, Monsieur le Baron, de me procurer dans le plus court délai les documents et les pièces ci-dessus mentionnées.

„Je prie Votre Excellence d'agréer les assurances de ma considération la plus distinguée et de mon sincère attachement; je Vous le repète, j'aurai à Vous écrire demain ou après, mais je veux Vous remercier d'abord et l'Empereur me donnera ordre de le faire officiellement, lorsqu'il aura été informé de l'importance de l'arrivée de votre courrier. J'aurai aussi à Vous écrire ce que j'aperçois dans les étudiants de Vos universités et je compte sur Votre ancienne amitié pour moi. Le Longue dine avec moi et nous causerons avec bien du plaisir de Vous" etc.

Ueber Sahla's Vernehmung in Paris liegen keine Nachrichten vor, auch in den franzöſiſchen Archiven ſollen, dem Vernehmen nach, dergleichen nicht vorhanden ſein. Der Herzog von Rovigo, a. a. O., erwähnt, daß man bei Sahla vier Paar Piſtolen und einen Dolch gefunden, daß er zur Beichte und zum Abendmahl gegangen ſei. Bei der erſten Unterredung habe er „avec la candeur d'une âme qui n'était point encore souillée", ſeine Abſicht, Napoleon zu tödten, eingeſtanden. Die Entſchiedenheit und Ruhe, welche der Herzog an ihm wahrnahm, veranlaßt ihn zu der Bemerkung: „Il était difficile de porter plus loin que ne l'avait fait ce jeune homme, le dévouement de sa per-

sonne pour l'exécution d'un crime." Bei Bourrienne, a. a. O., finden wir ausführliche Nachrichten über eine Unterredung, welche er mit Sahla einige Tage nach ſeiner Arretirung hatte, bei der er, wie er angibt, die Antworten Sahla's ſofort zu Papier brachte. [14]) Die Unterredung erfolgte, auf Sahla's Wunſch, mit Genehmigung Napoleon's in deutſcher Sprache, obwol er des Franzöſiſchen vollkommen mächtig war. Er ſprach ſich ſehr offen aus, war vollkommen ruhig und beſonnen; nur wenn er auf Deutſchland zu ſprechen kam, verrieth das Feuer ſeiner Sprache die Begeiſterung für ſein Vaterland, die ihn erfüllte. Er gab zunächſt über ſeine Verhältniſſe Auskunft und bemerkte dann, daß ſein Haß gegen Napoleon zuerſt durch eine Predigt des Oberhofpredigers Reinhard in Dresden erweckt worden ſei, in welcher dieſer (vor der Schlacht bei Jena) Napoleon, ohne ihn zu nennen, doch deutlich bezeichnet und mit Nero verglichen habe; die Bedrängniſſe Deutſchland's, die Schrift von Villers („Lettre à Madame la comtesse Fanny de Beauharnais") über die Eroberung von Lübeck, die Verbrennung der engliſchen Waaren in Leipzig u. ſ. w., hätten ihn noch mehr erbittert, der Verſuch des Studenten Stapß [15]) ihn begeiſtert; er habe beſchloſſen, Napoleon zu tödten; deshalb habe er ſich im Piſtolenſchießen geübt, deshalb ſei er katholiſch geworden, „parceque (erzählt Bourrienne) le Pape ayant excommunié Napoléon, le tuer devenait un acte méritoire aux yeux de Dieu et parceque je savais, qu'en me faisant catholique, je trouverais en général plus de secours chez les catholiques". Er habe ſich, fuhr er fort, über das Los, das ſeiner warte, nicht getäuſcht; er wiſſe, daß er beim Gelingen ſeines Plans ſofort würde niedergeſtoßen worden ſein, was liege aber am Leben. Auf die Frage: Ob er Mitſchuldige habe? antwortete Sahla nach Bourrienne's Worten: „Je n'en connais aucun, ne m'étant ouvert de mon

dessein à personne, mais s'il plait à Dieu, le lien de vertu qui unit la jeunesse allemande dans le même amour de la liberté, me donnera des successeurs." Er ſchloß mit den Worten: „Ich liebe das Leben, aber ich fürchte den Tod nicht; und wenn man mir ſagte, ich ſolle in fünf Minuten ſterben, würde mir dies ganz gleichgültig ſein." Bourrienne intereſſirte der junge Mann im höchſten Grade, er beſchloß, wie er uns verſichert, alles zu thun, um ihn zu retten. Er ging zum Herzog von Rovigo, ſtellte ihm vor, daß es offenbar viel rathſamer ſei, Sahla als einen Wahnſinnigen zu behandeln, als ihn vor Gericht zu ſtellen, wo er das wiederholen werde, was er ſchon ausgeſprochen habe: dies könne nur neue Attentate hervorrufen u. ſ. w. Daß neben Bourrienne auch der ſächſiſche Geſandte ſich auf Bitten der Mutter Sahla's für ihn verwendet, erzählte Sahla ſelbſt ſpäter dem Miniſter von Stein. [16])

Der Herzog von Rovigo erſtattete an den Kaiſer Vortrag und dieſer ließ auf den Rand deſſelben folgende Entſchließung niederſchreiben: [17])

„Il ne faut point ébruiter cette affaire, afin de n'être point obligé de la finir avec éclat. L'âge du jeune homme est son excuse; on n'est pas criminel d'aussi bonne heure, lorsqu'on n'est pas né dans le crime. Dans quelques années, il pensera autrement, et on serait aux regrets, d'avoir immolé un étourdi et plongé une famille estimable dans un deuil qui aurait toujours quelque chose de déshonorant.

„Mettez-le à Vincennes, faites lui donner les soins, dont il paraît que sa tête a besoin, donnez-lui des livres, faites écrire à la famille et laissez faire le temps; parlez de cela avec l'archi-chancelier, qui est un bon conseil."

Es war gewiß nicht eine Napoleon's ſteinernem Herzen

fremde Milde, welche dieſe Worte Herrn von Menneval in die Feder dictirte, ihn des Jünglings Leben ſchonen ließ: er wußte wohl, daß Beiſpiele, wie es Sahla gegeben, anſteckend wirken, er erkannte, daß es klüger ſei, das Attentat in Geheimniß zu hüllen, als Sahla durch die Kugel zum Märtyrer zu machen.

Bourrienne bemerkt deshalb: „L'empereur a depuis reconnu la prudence de la conduite, que l'on avait tenue à l'égard de la Sahla, lorsqu'il dit, à Ste.-Hélène, en parlant des conspirations qui ont menacé sa vie: J'ai soigneusement caché toutes celles que j'ai pu."

Der ſächſiſche Geſandte ſcheint von dem Ergebniſſe der Befragung Sahla's nicht ſpeciell in Kenntniß geſetzt worden zu ſein, er ſchrieb unter dem 3. März 1811 nur, daß der Kaiſer über das „empressement" des ſächſiſchen Miniſteriums „a témoigné beaucoup de satisfaction" und daß Napoleon, als er von der Sache in Kenntniß geſetzt worden, ausgerufen habe: „Voyez-vous la loyauté de ces gens là!" Ueber Sahla ſagte der Geſandte: „On lui a trouvé des idées exaltées du genre le plus sinistre contre les gouvernements. Il n'a donné aucune marque de folie, mais à l'âge de 19 ans il a déjà paru assez dangereux, pour être probablement enfermé le reste de sa vie."

Am 8. März kam der vom Herzog von Rovigo bezeichnete Poppe, der den Befehl erhalten hatte: „d'être parti de Strasbourg une heure après la réception de cet ordre", unter dem Namen eines Herrn von Streng in Dresden an. Kaum angelangt, ſchrieb er an den Miniſter Senft von Pilſach: „J'arrive à l'instant chargé de dépêches pressées de Paris pour Votre Excellence, que je ne dois remettre qu'à Elle seule. Mes instructions portent que je ne dois être connu que d'Elle. Je supplie

donc Votre Excellence d'avoir la bonté de me faire prendre par un homme de confiance qui m'introduise directement auprès d'Elle, sans que je sois obligé de m'annoncer à des intermédiaires."

Das Ergebniß der mündlichen Berathungen des Miniſters mit dem franzöſiſchen Polizeibeamten, die noch in der Nacht des 8. März und am folgenden Tage ſtattfanden, war, daß letzterer mit dem Hofrath N. gemeinſchaftlich weitere Erörterungen in Leipzig veranſtalten ſolle. Beide trafen in der Nacht des 9. März in Meißen zuſammen und ſetzten ihre Reiſe nach Leipzig fort, wo ſie am 10. März eintrafen. Sie kamen überein, daß Poppe, unter Beibehaltung des Namens von Streng, als ein weitläufiger Verwandter und alter Bekannter der Familie Sahla's auftreten ſolle. In dem Quartier Sahla's wurden durch einen Schloſſer ſämmtliche Behältniſſe geöffnet; alle vorgefundenen Papiere ging Poppe durch, und ſchied diejenigen, welche ihm erheblich ſchienen, aus: wir finden in dem Verzeichniß derſelben (die Schriften ſelbſt wurden nach Paris geſchickt) unter andern „un sermon de M. Reinhard", wahrſcheinlich die Predigt, deren Sahla gegen Bourrienne gedachte. Auch eine Anzahl Bücher nahm Poppe in Beſchlag; unter ihnen Luther's Katechismus und drei Bibeln, in deutſcher, lateiniſcher und franzöſiſcher Sprache. Dem Student Rennert, den Hofrath N. zu ſich rufen ließ, ward der franzöſiſche Polizeibeamte als ein Vetter Sahla's vorgeſtellt; er ertheilte alle Auskunft, die er zu geben im Stande war. „Wir baten ihn", erzählte der Hofrath N., „zum Mittagseſſen, während deſſen aber die Fortſetzung der Unterredung über den Hauptgegenſtand gefliſſentlich vermieden wurde, um Rennert auf keine Weiſe zu einigem Verdacht über die hohe Wichtigkeit der Miſſion zu veranlaſſen. Auch iſt dieſes ſo gut gelungen, daß wir

ihn in der größten Unbefangenheit nach Tiſche entließen.“ Mit vieler Mühe ward der Chaiſenträger ausgemittelt, der Sahla's Effecten, in denen man noch etwas zu finden hoffte, weggeſchafft hatte. Er wußte ſich der Sache nicht mehr genau zu erinnern und erſt nach vielem Umherirren fand er den Trödler auf, an den Sahla ſeine Sachen verkauft hatte. Allein dieſelben waren bereits in andere Hände übergegangen und ein Paar Nankinbeinkleider und ein E. v. d. S. gezeichnetes Hemde, der ganze übriggebliebene Beſtand, vermochten allerdings keine Verdachtsgründe gegen etwaige Complicen Sahla's an die Hand zu geben. Einige Briefe, welche mit der Poſt an die katholiſchen Geiſtlichen und den Kaufmann Sala in Leipzig angekommen waren, und die vom Poſtamt, erhaltener Anweiſung gemäß, abgeliefert und eröffnet wurden, enthielten durchaus nichts Verfängliches. Poppe ſchrieb nun an den Großherzog von Frankfurt, um zu veranlaſſen, daß bei dem Kaufmann Brentano Nachſuchung gehalten werde, und ebenſo an Mr. Charlot, „commandant de la gendarmerie au corps d'armée commandé par le Prince d'Eckmuhl“, nach Hamburg, um nähere Erkundigung über den angeblichen Kaufmann Wiedersheim, der nach Hamburg gereiſt ſein ſollte, einzuziehen. Beides blieb ohne Reſultat. Auch die Befragung des Pater Superior Haberler, ſowie des Abbé Klein, denen Poppe, in einem Nebenzimmer verſteckt, als Ohrenzeuge beiwohnte, führten auf keine weitern Ergebniſſe. Klein ſtellte jede Mitwiſſenſchaft um Sahla's Abſicht, nach Paris zu gehen, in Abrede, und verwies auf Haberler, der mehr von der Sache wiſſen werde. Dies ſcheint allerdings der Fall geweſen zu ſein; aber Haberler, obwol ihn Hofrath N. als einen „anſcheinend offenen Mann“ bezeichnet, war auf ſeiner Hut. Er ſagte zwar: „Ich bin über die Reiſe nach Paris beſtürzt und kann verſichern, daß ich davon nicht

eine Silbe gewußt habe, ob ich schon sein Beichtvater bin", gerieth aber während der Unterredung in „ein auffälliges Zittern". Die Mittheilung, daß Sahla in Paris arretirt sei, machte dagegen auf ihn, wie es in der Relation heißt, „nicht den Effect der Ueberraschung, er bemerkte nur, daß dies sehr traurig sei, und fügte unaufgefordert hinzu, vielleicht sei es die Folge unvorsichtiger politischer Reden, wofür er als Beichtvater den jungen Mann mehrmals mit den Worten gewarnt habe: Das können Sie wol hier bei mir sagen, aber öffentlich müssen Sie sich in Acht nehmen." Auffällig erscheint auch, daß er zwar das Darlehn von 200 Thlrn. an Sahla zugestand, aber dabei bemerkte: „er habe es ihm, ohne von seiner Reise unterrichtet zu sein, vorgestreckt, wolle auch gern nichts wieder haben, weil er an dem Gelde nicht hänge." Auf die Bemerkung des Hofraths N., es sei vielleicht jetzt am besten „zu sagen, man habe von der Reise nach Paris gewußt und Sahla sei blos zu seinem Vergnügen in Paris und an irgendeinen Bekannten dort zu schreiben und diesen zu bitten, sich für den jungen Mann zu verwenden", erwiderte Haberler, „daß jeder, der sich für den jungen von Sahla interessire, eine Mitwissenschaft ganz ableugnen müsse". Der Vorschlag, an jemand in Paris zu schreiben, schien ihm dagegen räthlich, und er nannte als seinen intimsten Bekannten den Abbé Baruel, „an den er aber nicht schreiben köune, um ihn nicht zu compromittiren, da Baruel schon einmal der Regierung suspect gewesen sei". Er fügte hinzu: „Wir wissen weiter nichts und wenn selbst Napoleon, denn wer kann diesem widerstehen, einen von uns arretiren ließe."

Es scheint hiernach allerdings, daß der Pater Superior Haberler, wenn auch nicht vollständige Kenntniß von Sahla's Absichten gehabt, doch denselben nicht ganz fremd ge-

weſen.[18]) Dieſe Vermuthung theilte man anſcheinend auch in Dresden. Haberler ward, nachdem Hofrath N. und Poppe zurückgekehrt, nach Dresden berufen und in Gegenwart des Miniſters Senft von Pilſach und Poppe's vom Hofrath N. am 18. März nochmals befragt, blieb aber lediglich bei ſeinen frühern Angaben ſtehen. Entweder erſchien der hochbejahrte Greis dem franzöſiſchen Polizeibeamten nicht gefährlich, oder er wollte nicht durch weiteres Verfahren in der Sache Aufſehen erregen, welches er zu vermeiden hatte; er beantragte keine weitern Maßregeln gegen Haberler, die auch unterblieben.

Poppe, von dem der Hofrath N. bemerkte: „Mr. de Streng m'a paru un homme de beaucoup de capacité et routiné dans son métier, cependant j'ai observé, qu'il est un peu bavard et épris de ses mérites", faßte einen ausführlichen Rapport über die allerdings wenig erfolgreiche Vollziehung ſeines Auftrags ab und reiſte mit der Ueberzeugung nach Paris ab, daß ſeine urſprüngliche Vermuthung, als ſei man in Sachſen wenig geneigt, der Sache auf den Grund zu gehen, unbegründet geweſen. Sein Incognito wollte er auch dem franzöſiſchen Geſandten zu Dresden, Herr von Bourgoing, gegenüber feſthalten, an dem er vorüberzuſchlüpfen ſuchte, als er ihm in dem Vorzimmer des Miniſters Senft von Pilſach begegnete; der Geſandte erkannte ihn aber.

Der Miniſter Senft von Pilſach meldete gleichzeitig mit Poppe's Abreiſe dem Herzog von Rovigo, was man in Sachſen gethan, und bemerkte dabei: „Votre Excellence y verra, que toutes nos recherches ont abouti à écarter entièrement la supposition d'un projet concerté entre plusieurs personnes ou ayant des ramifications quelconques", eine Anſicht, die wir, nach dem, was früher bemerkt worden, nicht zu theilen vermögen. Der

Herzog von Rovigo antwortete auf die Mittheilung des Miniſters: „J'ai l'honneur de remercier Votre Excellence de la lettre du 22 Mars, qui m'a été envoyée par M. Popp avec toutes les pièces qu'elle mentionne. J'ai mis sous les yeux de Sa Majesté l'Empereur tout ce travail avec ses importants résultats et Sa Majesté en a témoigné sa satisfaction particulière dont je me plais, Monsieur le Baron, à vous transmettre les témoignages. Mon opinion est fixée sur la personne du jeune la Sahla comme sur toutes les circonstances de son projet et de son caractère et de la maladie de son esprit, sur ce qui a pû alimenter et aigrir ses dispositions. Votre Excellence en a sans doute démêlé le principe dans certaines impressions de famille, qui ont ensuite été exaltées par des vociférations de parti, par des pamphlets et par une certaine effervescence d'opinion, que tout gouvernement sage doit s'appliquer à calmer avec le même soin, que l'ennemi apporte à l'exciter. Mais j'éprouve une véritable satisfaction à annoncer à Votre Excellence, que dans tout ce que j'ai pénétré des sentiments de ce malheureux, il n'y a pas une seule nuance d'esprit saxon; tout se rapporte à des idées générales et vagues sur l'Allemagne, ou particulièrement sur des états étrangers anx intérêts de la Saxe."

Soviel Mühe man ſich gegeben hatte, um die ganze Angelegenheit in Geheimniß zu hüllen, ſo war dies doch keineswegs gelungen. Der ſächſiſche Geſandte in Paris ſchrieb deshalb: „L'affaire n'était rien moins qu'un secret, puisque tout Paris en parlait, et qu'on est venu me tirer par le pan de l'habit chez Mr. le Duc de Frioul et ailleurs, pour me demander, quel Saxon venait d'être passé par les armes. J'ai répondu de mon mieux en niant le fait et j'ai réussi à faire tomber tous les pro-

pos." Auch George Sand („Histoire de ma vie") gedenkt des Ereigniſſes als eines damals bekannten.

Sahla ward nach Vincennes gebracht, nachdem, wie man ſagt, Napoleon ihn zweimal, jedoch unbemerkt von dem Gefangenen, betrachtet hatte. Im Kerker zu Vincennes, jedoch nach dem Befehle des Kaiſers mild behandelt, ſaß er bis Ende März 1814, wo man ihn, wie Bourrienne (a. a. O., S. 362) erzählt, nach Saumur abführte.

Nach Napoleon's Sturz im April 1814 ward Sahla auf Anordnung des Kaiſers von Rußland, an den ſeine Mutter ſich gewandt hatte, in Freiheit geſetzt und ſuchte, nach Bourrienne's Angabe (a. a. O., S. 362), dieſen ſelbſt in Paris auf, umarmte ihn, außer ſich vor Freude, das durch offenen Kampf erreicht zu ſehen, was er nur durch Mord geglaubt hatte erringen zu können: die Befreiung Deutſchlands vom fremden Joche. Auch den Miniſter von Stein beſuchte er, und theilte ihm ſeine Schickſale mit. [19]) Im Mai 1814 betrat er wieder ſein Vaterland.

Sahla übernahm nach ſeiner Rückkehr die Bewirthſchaftung ſeines Guts und lebte daſelbſt in Zurückgezogenheit. Aufforderungen, die ihm zugingen, etwas über ſein Schickſal zu veröffentlichen, lehnte er ab. Eine kurze Niederſchrift von ihm, überſchrieben: „Aufſatz auf Anfragen und Andeutungen deutſcher Zeitſchriften. Sohland den 22. September 1814", beſagt deshalb: „Meine Geſchichte eignet ſich nicht zum Druck. Meine perſönlichen Verhältniſſe, meine Jugend haben mich verhindert, die franzöſiſche Polizei gehörig zu durchſchauen" u. ſ. w. Es entging aber der Beobachtung ſeiner Umgebungen nicht, daß eine innere Unruhe, deren Motive er verſchwieg, ihn quälte. Es iſt bekannt, daß der Befreiungskrieg in Deutſchland mannichfache Wünſche und Hoffnungen erregt hatte, deren Vereitelung, insbeſondere auch bei der für Freiheit begeiſterten

Jugend lebhafte Misſtimmung erregte. War ſich auch die Mehrzahl der Unzufriedenen über ihre Abſichten unklar, waren die Parteien auch unter ſich über ein gemeinſames Ziel ihres Strebens keineswegs einverſtanden, darüber war doch nur eine Stimme, daß es anders werden ſolle, aber über das Wie? das durch Wen? war man damals ſo wenig einig, als jemals in Deutſchland früher oder ſpäter. Ein ſehr wahres Wort, das auch auf unſere Zeiten Anwendung leidet, iſt enthalten in einem Urtheil, welches wir als „das judicium eines vornehmen Mannes", aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges bezeichnet, aufgefunden haben, und das alſo lautet: „Germaniam quod attinet, est libertatis pulchrum depositum: sed paucis ea cura, sua quisque agunt. Invitos si liberos facere velis, jam non facies liberos, quia libertas est facere quod velis ipse, non quod alii volunt." Der Ueberſetzung können wir uns füglich überheben, ſie iſt, wenn auch nicht gerade wörtlich, in dem Goethe'ſchen Gedichte enthalten:

Die Deutſchen ſind ein gutes Geſchlecht,
Ein jeder ſagt, will nur was recht!
Recht aber ſoll vorzüglich heißen,
Was ich und meine Gevattern preiſen,
Das übrige iſt ein weitläufig Ding,
Das ſchätz' ich lieber gleich gering.

Bei einem Sachſen mußte insbeſondere das Verfahren gegen den geliebten König und das dieſem und dem Lande drohende Schickſal, Erbitterung und gerechten Kummer erwecken. Natürlich, daß die geheime Verbindung, der Sahla ſich verſchworen hatte, dieſe Zuſtände auszubeuten ſuchte. Sahla erhielt öfters Briefe, deren Inhalt er verſchwieg, die aber ſeine innere Unruhe vermehrten; Unbekannte ſuchten ihn auf, mit denen er geheime Unterredungen hielt.

Der Wiener Congreß, der über Deutſchlands Zukunft entſcheiden ſollte, war am 1. Nov. 1814 eröffnet worden. Eines Abends, es ſoll im Januar 1815 geweſen ſein, erſchien ein der Familie Sahla's von Perſon bekannter Mann, ein Bilderhändler, in Sohland: eine Dienerin, die zufällig Zeugin ſeines Zuſammentreffens mit Sahla war, erzählte, er habe letzterm eine Anſicht von Wörlitz gezeigt und dabei einige Worte in einer fremden, wahrſcheinlich in franzöſiſcher Sprache geſagt, die Sahla ſichtbar in große Aufregung verſetzt hätten. Zweifelsohne überbrachte er eine Ladung der Obern des Geheimbundes: Sahla ſtand keinen Augenblick an, ihr, unter Hintanſetzung ſeiner eigenen Intereſſen zu gehorchen. Er benutzte die nächſte Nacht, um den Verkauf mehrerer Grundſtücke abzuſchließen und die Käufer durch Bewilligung für ſie ſehr günſtiger Bedingungen zur ſofortigen Auszahlung des Kaufpreiſes zu beſtimmen. So erlangte er einige tauſend Thaler und reiſte damit ſchleunigſt nach Wien ab. Ueber den eigentlichen Zweck der plötzlichen Reiſe ruht ein Schleier; was wir darüber gedruckt gefunden, ſind unverbürgte Gerüchte. Bourrienne erzählt, jedoch wie wir zu ſeiner Rechtfertigung erwähnen müſſen, nur als eine Sage, die er ſelbſt für ſehr problematiſch erklärt, Sahla habe bei ſeiner ſpätern Arretirung in Paris (deren wir noch zu gedenken haben) Beweiſe dafür beigebracht, daß der Miniſter von Stein ihn, als er nach Wien gekommen, habe verführen wollen, den bairiſchen Miniſter, Grafen von Montgelas, zu vergiften, worüber Fürſt von Metternich, als er davon Kenntniß erhalten, empört geweſen ſei. Ein Mann wie der edle Stein hätte in der That nicht nöthig gehabt, ſich gegen eine ſo vage Beſchuldigung eines abſcheulichen Verbrechens zu vertheidigen: er fühlte ſich aber tief verletzt, verlangte Widerruf von Bourrienne, der dieſen auch zuſagte, und ver-

öffentlichte ſelbſt eine ausführliche Rechtfertigung, in der er u. a. ſagte, er habe Sahla nie anders geſehen, als bei dem Beſuche, den er ihm im Frühjahre 1815 in Paris gemacht habe. Auch der Fürſt von Metternich ſtellte in einem Briefe an Herrn von Gagern jede Bekanntſchaft mit Sahla in Abrede. Das Nähere hierüber iſt in dem mehrfach erwähnten Werke von Pertz („Das Leben des Miniſters Frhr. von Stein", 6. Band, zweite Hälfte, S. 881 fg.), zu leſen.[20])

Andere Angaben finden wir bei Dorow („Erlebtes aus den Jahren 1813—20", I, 121; II, 59) und in den „Memoiren des preußiſchen Generals der Infanterie, Ludwig von Reiche" (herausgegeben von L. von Weltzien, Leipzig 1857, II, 149). Beide erzählen, Sahla habe ein Attentat gegen den König von Preußen beabſichtigt, in der Meinung, die Theilung Sachſens dadurch zu verhindern. Reiche ſagt: „Ein noch lebender Graf Roß, Verwandter des würdigen Biſchofs Roß in Berlin, befand ſich zu der angegebenen Zeit in Wien, wo auch der junge Sahla ſich aufhielt und ſich dem Grafen anſchloß, der ſo glücklich war, ihm das Geheimniß abzulocken. Graf Roß, welcher Zutritt bei dem Fürſten Hardenberg hatte, der preußiſcher Bevollmächtigter beim Congreſſe war, ſetzte dieſen von dem verbrecheriſchen Unternehmen in Kenntniß, es übernehmend, das Attentat durch Sahla's Entfernung von Wien, ſowie alle fernern Verſuche von dieſer Seite zu verhindern. Es war eine ſchwere Verantwortung, welche Graf Roß übernahm, ohne daß er irgendeine Gewährleiſtung für die Folgen geben konnte. Nichtsdeſtoweniger ging der Fürſt Hardenberg darauf ein und es gelang, das Unglück auf die bezeichnete Art im Keime zu erſticken." Mit dieſer Erzählung, von der Reiche bemerkt, daß er ſie aus dem Munde des Biſchofs Roß habe, ſtimmen Dorow's ausführliche, ihm von

dem Grafen von Roß ſelbſt gemachte Mittheilungen überein, zu deren Beleg er auch einen Brief des Staatskanzlers Fürſten von Hardenberg an den gedachten Grafen wiedergibt. Auch Napoleon bemerkte, nach der Relation O'Meara's [21]) a. a. O., Aehnliches. Wir können daher an der Richtigkeit dieſer Thatſachen füglich nicht zweifeln, glauben aber nicht, daß der ebenſo wahnſinnige als empörende Anſchlag von Sahla ſelbſt ausging: den Tendenzen der Obern des mehrgedachten geheimen Bundes, ſoweit wir ſie in ihrer weitern Entwickelung haben verfolgen können, würde er allerdings nicht fern gelegen haben; in jenen mögen wir daher die Anſtifter ſuchen.

Immittelſt änderten ſich aber, während Sahla in Wien verweilte, plötzlich die Verhältniſſe. Napoleon kehrte von der Inſel Elba zurück, im Siegesfluge zog er am 20. März 1815 in Paris ein. Ein blutiger Krieg zur Bekämpfung des gemeinſamen Feindes mußte wieder ausbrechen. Bourrienne (a. a. O., X, 352) verſichert, Fouché habe den Herrn de M . . . nach Wien geſchickt mit der Botſchaft: „Ne faites pas la guerre, nous vous déferons de cet homme-là.“ Der Congreß faßte ſeinerſeits unter dem 13. März 1815 den Beſchluß: „daß Napoleon Bonaparte ſich außer den bürgerlichen und geſellſchaftlichen Verhältniſſen geſetzt und als Feind und Störer des Friedens der Welt der öffentlichen Rache überliefert habe.“ [22])

Dieſe Aechtung ward am 14. März 1815 veröffentlicht. Sahla war ſofort bereit, ſich zum Vollſtrecker dieſes Beſchluſſes aufzuwerfen; er reiſte, nachdem er ſein Gut ſeiner Schweſter verkauft, von Wien ab, in der feſten Abſicht, einen zweiten Verſuch, Napoleon zu tödten, zu unternehmen und zwar diesmal mit Knallſilber.

Bourrienne (a. a. O., S. 361 fg.) erzählt nach angeblichen Ausſagen Sahla's, die jener Schriftſteller vertreten

mag, er habe dem Fürſten von Hardenberg ſeine Abſicht entdeckt, ſei von dieſem belobt und aufgemuntert, auch an Blücher adreſſirt worden, um ihm den Weg nach Frankreich zu öffnen; er habe letztern in Namur getroffen, von dem Chef des Generalſtabs einen Paß und die Adreſſe eines Kaufmanns in Namur, bei dem er Knallſilber erhalten könne, empfangen: dieſem habe Sahla vier Unzen gekauft und ſei damit nach Paris gegangen. Daß er bei ſeiner Reiſe dahin Unterſtützung in Kreiſen fand, die ihm, wenn man keine Ahnung von ſeinen Abſichten gehabt, ſie nicht gebilligt hätte, ſchwerlich zu Theil würde geworden ſein, iſt allerdings kaum zu bezweifeln, wird auch durch von Reiche's „Memoiren" beſtätigt. Dieſer erzählt: „Eines Tags meldete ſich ein Mann, nach ſeiner Angabe ein niederländiſcher Militär, bei Ziethen mit der Anzeige, er ſei in Begleitung eines jungen Menſchen aus Lüttich gereiſt, der etwas Beſonderes im Schilde zu führen ſcheine; auch habe er Präparate von Knallſilber bei ſich, wovon ein Theil unterwegs im Wagen explodirt ſei. Gleich darauf fand ſich der bezeichnete junge Mann ſelbſt ein, der ſich für einen Baron Sahla aus Sachſen ausgab und dem General Ziethen ſeine Abſicht anvertraute, Napoleon aus der Welt zu ſchaffen, und dadurch die Menſchheit von einem Ungeheuer zu befreien, weshalb er bäte, daß er durch unſere Vorpoſten ungehindert paſſiren dürfe. Der General verſagte ihm dies mit der Andeutung, daß er nicht Luſt habe, zu einem ſolchen Attentat ſeine Hand zu bieten. Er reiſte darauf zurück, kam aber 24 Stunden nachher wieder, einen mit Bleiſtift geſchriebenen Zettel vorzeigend, wonach der General Ziethen ihm den Durchlaß nicht länger vorenthalten konnte. Andern Tags lief durch Kundſchafter die Anzeige ein, wonach in Florennes, einem feindlichen Hauptpoſten, ein angeblich polniſcher General angekommen ſei, um nach

Paris zu gehen und Napoleon ſeine Dienſte anzubieten. Er habe eine ſehr reich geſtickte Uniform angehabt, und ſeinem Aeußern nach müſſe er von vornehmer Herkunft ſein."

Ob Sahla ſich dieſer Maske bedient hat, oder ob die von den Kundſchaftern bezeichnete Perſon eine andere geweſen, bleibt zweifelhaft; gewiß aber iſt, daß Sahla mit einem Paß und einem Quantum Knallſilber verſehen, in Paris anlangte. Unklar erſcheint es allerdings, wie ein preußiſcher Paß ihm den Aufenthalt in Paris ermöglichen konnte, wo die Polizei ſchwerlich eine ſolche Legitimation des Mannes, der Napoleon ſchon einmal nach dem Leben getrachtet hatte, reſpectirt haben würde. Jedenfalls muß er aber in Paris irgendeine Bürgſchaft, welche man für genügend erachtet hat, geleiſtet haben, denn er blieb in Freiheit. Ein Artikel des „Journal de Paris" vom 8. Juni 1815 erzählt, Sahla habe früher Frankreich mit ſeinem Haſſe verfolgt, aber jetzt „depuis que la Saxe a passé sous le joug du congrès de Vienne", ſei er nach Paris gekommen, um dem Kriegsminiſterium zerſtörende Erfindungen anzubieten; eine Büchſe mit Knallſilber, die er mitgebracht, habe acht Tage lang im Bureau des Miniſteriums gelegen. Hiermit ſtimmen in der Hauptſache Bourrienne's Angaben überein, der noch beifügt, Sahla habe über die Stärke der Truppen der Alliirten u. ſ. w. ſchätzbare Nachrichten mitgetheilt. Er ſetzt aber hinzu, es ſei möglich, daß in den Protokollen der Polizei, auf denen ſeine Angaben beruhten, ſich „inexactitudes" finden könnten, und ſagt ſelbſt: „Le projet de Sahla reste obscur pour moi." Es erſcheint uns allerdings nicht unwahrſcheinlich, daß jene Angaben theilweiſe begründet ſind. Wollte Sahla ſeinen Plan ausführen, ſo mußte er nothwendig die pariſer Polizei täuſchen, und er hat dabei, wie der Erfolg lehrte, ein geeignetes Mittel ergriffen. Die Möglichkeit, daß er ſein Vaterland

verrathen, wirklich ſeine Dienſte Napoleon zur Bekämpfung der Alliirten habe anbieten wollen, liegt ſeinem ganzen Weſen ſo fern, daß wir ſie zurückweiſen müßten, auch wenn uns nicht die Beweiſe geliefert worden wären, daß er entſchieden in der Abſicht, Napoleon zu ermorden, nach Paris gegangen. Je vollſtändiger es aber Sahla gelungen, die franzöſiſchen Behörden irre zu führen, um ſo mehr lag es in deren Intereſſe, ſpäter, als ſie dies inne wurden, jede Spur daran zu verwiſchen und das eigentliche Sachverhältniß dem Publikum vorzuenthalten.

Sahla ſollte aber auch bei ſeinem zweiten Verſuche nicht zum Ziele gelangen. Er war ſchon einige Zeit in Paris, ohne Gelegenheit zu finden, ſich Napoleon zu nähern; in welcher Weiſe er von ſeinem Knallſilber Gebrauch machen wollte, iſt nicht zu erſehen. Bourrienne deutet an, er habe damit den Kaiſer mit dem Corps législatif in die Luft ſprengen wollen. Dazu würde es mindeſtens eines größern Quantums bedurft haben, als er beſeſſen zu haben ſcheint. In der Ueberzeugung, daß er ſelbſt, wenn es ihm auch gelingen ſollte, Napoleon zu tödten, dabei als Opfer fallen werde, hatte er ſeine letzten Wünſche in einem Aufſatze niedergelegt, den er vertrauter Hand übergeben. Er ſagte darin unter andern: „Bitte, die ich wage, gleichſam als meine letzte; ſie beſteht darin, daß die preußiſche Regierung unter jeden Verhältniſſen, wenn mein Plan gelingt und ich dabei umkomme, Befreiung meiner überdies von der Heerſtraße entlegenen Güter von Einquartierung bewirkt.“ In der That ein ſehr beſcheidener Wunſch eines Mannes, der in den ſchönſten Jahren ſeines Lebens dieſes ſeinem Vaterlande zum Opfer zu bringen im Begriff war.

Das Knallſilber, das Sahla immer bei ſich trug, um jede ſich darbietende Gelegenheit benutzen zu können, führte jedoch ſein Verderben herbei. Die Angabe, die wir in den

„Memoiren“ des Generals von Reiche finden, Sahla habe bei Napoleon Zutritt erlangt, ſei aber beim Eintreten in den Salon ins Stolpern gekommen, worauf augenblicklich durch das Zerplatzen einer Art Höllenmaſchine eine heftige Exploſion ſtattgefunden, die ihm einen Schenkel zerſchmettert und ihn außerdem übel zugerichtet, iſt irrig. Die richtigen Angaben über Sahla's Unfall enthält das „Journal de Paris“ vom 7. Juni 1815. Es ſagt: „Une violente rumeur a eu lieu hier auprès du corps législatif. Un Saxon, agé d'environ 28 ans, qu'on dit appartenir à une famille de marque, avait dans la poche environ 4 onces d'argent fulminant, il s'était fait conduire en voiture près du palais du corps législatif, il est d'abord entré dans la salle, en est sorti peu après et à quelque distance de là, le pied lui a glissé. Une de ses cuisses ayant porté sur le paquet d'argent fulminant, il en est résulté une violente détonation, qui lui a déchiré son habit, son pantalon et plus que cela encore, de manière à rendre cet homme vraiment hideux. Il a été conduit en cet état à la préfecture de police, où cette affaire s'éclaircira; le même homme a été arrêté à Paris, il y a cinq ans, où il avait fait alors des aveux, qui rendent sa conduite actuelle très-suspecte.“

Das „Journal de Francfort“, Nr. 168, vom 17. Juni 1815, gibt dieſen Artikel wieder. Das nächſte Blatt des „Journal de Paris“ enthält dagegen, unter Anführung des Namens Sahla's, die von uns bereits mitgetheilten Notizen über ſeine angeblichen Plane, bezeichnet aber mit keinem Worte, daß er Napoleon nach dem Leben getrachtet habe. Dieſen letztern Artikel finden wir im „Journal de Francfort“ nicht wieder.

Der Unglückliche war durch die Exploſion furchtbar verletzt und entſtellt; im Blute ſchwimmend ward er in das

Gefängniß La Force gebracht und dort, wie ein Brief besagt, in einem unterirdischen Kerker festgehalten, bis ihn der Einzug der Alliirten in Paris befreite. Seine Wunden waren immittelst einigermaßen geheilt, allein er war ohne Kleider, ohne alle Hülfsmttel. Von dem Fürsten von Hardenberg und dem preußischen Geheimen Staatsrath Justus v. Gruner erhielt er Vorschüsse, welche seitens der Familie später zurückerstattet wurden.

Am 5. Aug. 1815 nahm er ein Bad in der Seine; plötzlich stürzte er sich in die Fluten. Er ward zwar denselben noch lebend entrissen, aber im Zustande der höchsten Erschöpfung nach der Charité gebracht, wo er einige Tage blieb, bis es möglich war, ihn in seine Wohnung zu schaffen. Ueber seine letzten Augenblicke erzählt ein Brief Folgendes: „Er war in den letzten Tagen seines Lebens sehr zufrieden; er konnte wenig genießen und das Bett nicht mehr verlassen, dennoch blieb er immer heiter, sanft und ruhig, theilnehmend und herzlich; obgleich schon lange überzeugt, daß er fertig sei zu der großen Reise, so beschäftigte sich doch seine Phantasie stets mit neuen Plänen, und alles ging ihm nicht rasch und kräftig genug, wofür er sich interessirte. In der Nacht vom 27. — 28. Aug. fühlte er den herannahenden Tod, verlangte den folgenden Morgen noch den Priester und das Abendmahl, und verschied wenige Stunden, nachdem er dieses genossen. Ich trat um 11 Uhr bei ihm ein, als soeben sein Auge gebrochen war. Sein Arzt (der bekannte Dr. Koreff) erklärte seine Krankheit für das heftigste hektische Fieber, das er jemals behandelt; drei Tage hat er ohne allen Puls gelebt. Gott gebe ihm dort den Frieden, den er hier nicht finden konnte." Ein Wunsch, den gewiß unsere Leser mit uns theilen!

Die sächsische Gesandtschaft, bei welcher über Sahla's Schicksal Erkundigung eingezogen ward, bestätigte nur mit

den wenigen Worten ſeinen Tod: „M. de Sahla, dont V. E. a voulu connaître le sort, est mort le 28 Août de cette année-ci, d'après une lettre officielle de Mr. Justus Gruner, datée de hier.“

Sein Todtenſchein gelangte an ſeine Familie; alle Nachforſchungen aber, die man ſpäter ſeitens ſeiner Freunde nach ſeinem Grabe veranſtaltet hat, waren vergeblich; niemand wußte anzugeben, wo ſeine Aſche ruht! Dorow [23]) war bei ſeiner Beerdigung, über welche er ſagt: „Einfach und würdig brachten wir ihn zur Ruhe“; er bezeichnet aber den Beerdigungsplatz, deren Paris bekanntlich außer dem Kirchhof des Père La Chaiſe mehrere hat, nicht näher.

Der Rath Schloſſer ſchrieb über Sahla an den Miniſter von Stein [24]), er habe ihn in Wien bei Herrn von Schlegel kennen gelernt als einen exaltirten, höchſt reizbaren, in phantaſtiſchen Träumen lebenden und jedes unbedeutende Wort im Sinne ſeiner phantaſtiſchen Träume aufgreifenden und misverſtehenden, Mitleid einflößenden Menſchen. Stein ſelbſt ſagt [25]): „Die Nachrichten, die ich über den jungen Mann bei ſeiner Familie eingezogen, ſchildern ihn als gut, aber ſchwach, phantaſtiſch, reizbar, voll Verlangen ſeinen Namen berühmt zu machen, ohne die Kräfte dazu zu beſitzen.“ Mögen wir dieſe Charakterſchilderungen in der Hauptſache als richtig anzuerkennen haben, ſo vermiſſen wir doch in ihnen die Hervorhebung der Sahla durchdringenden Begeiſterung für ſein Vaterland und deſſen Freiheit. Wir werden den Fanatismus beklagen, der ihn verblendete, der ihn zu Mitteln greifen ließ, die wir verabſcheuen; doch können wir ihm das Mitleiden nicht verſagen, welches ſelbſt dem Wahne, wenn er aus urſprünglich edler Quelle ſtammt, nicht entzogen werden mag.

Graf von Roß rühmte auch an ihm ſeine Uneigennützigkeit, und wie ſehr dieſer von der Ueberzeugung ſeiner

perſönlichen Ehrenhaftigkeit durchdrungen war, beweiſt der Umſtand, daß er auf Sahla's mit ſeinem Ehrenwort bekräftigtes Verſprechen hin, daß er dem König von Preußen nicht nach dem Leben trachten wolle, die Bürgſchaft dafür, daß der König ferner nicht gefährdet ſei, übernahm. [26])

Bemerken wollen wir übrigens noch, daß Dorow [27]) Sahla als Calatravaritter bezeichnet; über den Eintritt Sahla's in dieſen urſprünglich geiſtlichen ſpaniſchen Orden nach Ciſtercienſerregel [28]), haben wir etwas Näheres nicht gefunden.

Das Geſchlecht, dem er angehörte, erloſch mit ihm im Mannsſtamme.

Seine Mutter überlebte ihn noch beinahe 40 Jahre. Sie ſtarb nach der Todesanzeige, welche die „Leipziger Zeitung" vom Jahre 1854, S. 3288, enthält, 86 Jahre alt, zu Herrnhut am 29. Juni 1854.

Anmerkungen.

1) Der Tugendbund entstand erst später im Jahre 1808 in Königsberg (Pertz, Leben des Ministers Freiherrn von Stein, Bd. VI, 2. Hälfte, S. 1235, Note 33); er ist mit dem Geheimbunde, dessen wir hier gedenken, nicht zu verwechseln.

2) So nannte ihn der Königlich sächsische Hof- und Staatskalender aus den Jahren 1803—13, während wir ihn sonst mit dem Namen „Heberle" bezeichnet finden.

3) Der Königlich sächsische Hof- und Staatskalender auf das Jahr 1812 enthält S. 62 seinen Namen; in dem auf das Jahr 1813 steht er nicht mehr.

4) Der König von Rom ward am 20. März 1811 geboren.

5) Dem Minister von Stein erzählte Sahla, er habe seine Mutter durch einen unmittelbar vor seiner Abreise nach Paris auf die Post gegebenen Brief von seinem Vorhaben unterrichtet (vgl. Pertz, Leben des Ministers Freiherrn von Stein, Bd. VI, 2. Hälfte, S. 1235, Note 29), was aber entschieden nicht begründet ist.

6) Der Staatsrath und Weihbischof von Collborn.

7) Anscheinend ein Buch desselben unter dem Titel: „Lettre à Madame la comtesse Fanny de Beauharnais."

8) Gottlieb Albrecht Karl von Hardenberg war der Bruder des unter dem Namen Novalis bekannten Dichters; er hat selbst unter dem Namen Rostorf einiges geschrieben. Er starb im Jahre 1813.

9) Er ſcheint ſchon einige Tage früher in Paris angekommen zu ſein.

10) Mémoires sur Napoléon, VIII, 355 fg.

11) O'Meara, Napoleon in der Verbannung, deutſch von Schott, II, 36 fg. Schneidawind, Die Attentate auf das Leben Napoleon's, Art. II, in den Jahrbüchern der Geſchichte und Politik, herausgegeben von Bülau (1845), I, 348.

12) Mémoires du Duc de Rovigo (Paris 1828), V, 100.

13) Wir begegnen dieſem Namen blos in dieſem Schreiben und in einem Verzeichniſſe der unter Sahla's Effecten aufgefundenen Briefe. Pater Franz Anton Denneville, ein emigrirter franzöſiſcher Geiſtlicher, war zuerſt in Leipzig, ſpäter in Dresden als Hofprediger angeſtellt.

14) Bourrienne's Mittheilung hierüber trägt an ſich das Gepräge der Wahrheit und ihre Glaubwürdigkeit wird noch dadurch beſtätigt, daß Sahla ſelbſt dem Miniſter von Stein ſpäter den Vorgang in Uebereinſtimmung mit Bourrienne's Angaben erzählte (vgl. Pertz, Leben des Miniſters Freiherrn von Stein, Bd. VI, 2. Hälfte, S. 900).

15) Der bekanntlich Napoleon in Schönbrunn ermorden wollte. „A ce nom", ſagt Bourrienne, „sa figure s'anima, il avait l'air d'un illuminé."

16) Pertz, Leben des Miniſters Freiherrn von Stein, Bd. VI, 2. Hälfte, S. 1235, Note 29.

17) Mémoires du Duc de Rovigo, V, 102.

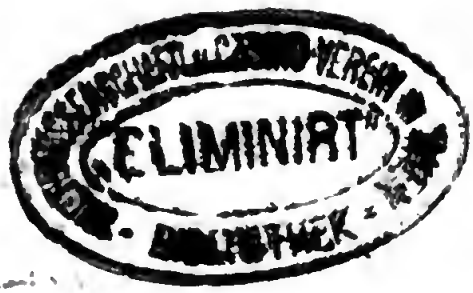
18) Der Herzog von Rovigo (Mémoires, V, 99) bringt Sahla's Attentat in directe Verbindung mit den damaligen Streitigkeiten Napoleon's mit dem Papſte und den gegen katholiſche Geiſtliche ergriffenen Maßregeln; er bezeichnet es als „un exemple etc., qui est arrivé précisément à la suite de cette affaire."

19) Pertz, a. a. O., Bd. VI, 2. Hälfte, S. 900.

20) Vgl. auch Bran, Minerva, J. 21, Bd. 2, Heft 3, und Abth. 2, 1858, S. 26.

21) Napoleon in der Verbannung; deutſch von F. Schott (Dresden 1822), II, 36 fg.

22) Klüber, Acten des Wiener Congreſſes, Bd. I, Heft 4, S. 52.


ELIMINIRT